EISEN, GOLD UND GEIST: EIN TRAGIKOMISCHER ROMAN VON ERNST...

Ernst Willkomm







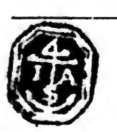


Ein

tragikomischer Roman

von

Ernst Willkomm.

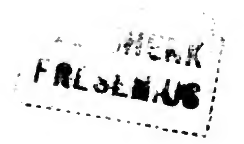


Dritter Theil.

Leipzig, 1843.

Verlag von Christian Ernst Kollmann.





Ernst Willkomm:

Eisen, Gold und Geist.

Dritter Theil.

Erstes Kapitel.

In der anmuthigsten Gegend, zwischen Wein- und Obstgärten auf heiterer Bergeshöh', lag Süßlich's Villa. Eine breite, mit Kastanienbäumen bepflanzte Auffahrt führte zu der schönen Besitzung, deren weite Front, in eine Terrasse auslaufend, das Stromthal mit seinen reinlichen Dörfern, seinen Meiereien und vielen Kirchen übersah. Herr Süßlich hatte diesen prächtigen Landsitz mit dem ganzen Ameublement erst seit Kurzem an sich gebracht, aus Menschenfreundlichkeit, wie er sagte, weil er einen ruinirten Grafen auf einige Zeit dadurch vom Untergange rettete. Ungeachtet der bedeutenden Summe, die er baar dafür hingab, hatte er dies Besitzthum nebst allem Zubehör doch kaum zur Hälfte

seines wahren Werthes bezahlt. Denn der Graf, ein bejahrter und hochgebildeter Mann, besaß Kunstsinn und Geschmack, und hatte in seinen glücklicheren Tagen kein Geld gespart, wenn es galt, ein seltenes Gemälde zu gewinnen oder sonst ein wahrhaftes Kunstwerk seinen übrigen Schätzen zuzugesellen.

Herr Süßlich verstand nun zwar von alledem, was er hier vorfand, nichts, auch lag ihm wenig daran, sein Bestreben ging blos dahin, Hoch und Niedrig bei jeder sich darbietenden Gelegenheit die Macht seines Goldes fühlen zu lassen. Er hatte mit dem Ankauf der Villa einen vortrefflichen Handel gemacht, er hoffte durch geschickte Benutzung des rechtlich erworbenen Eigenthums noch weit größere Vortheile zu erringen. Dazu bedurfte er aber nothwendig eines Adelsbriefes, den er ohne große Schwierigkeiten erhielt. Von nun an theilte er sich in zwei Personen; in der Residenz, auf dem Comptoir, war er der geldgierige, harte, kalte, boshafte Wucherer und führte nach wie vor seinen alten Namen, an hohen Festen aber und in den Herbst- und Wintermonaten, wenn er die Villa auf einige Tage bezog, nannte er sich Baron und kehrte die

aristokratische Seite seines schmiegsamen Menschen heraus.

Um diese Zeit eröffnete er auch einen Salon, wo er den hohen Adel, Fremde von Distinction, Virtuosen und Künstler und was etwa sonst auf Auszeichnung und Beachtung Anspruch machen konnte, mit größter Liberalität um sich versammelte. Denn es war durchaus sein Wille, als Baron alle Gewohnheiten geborener Adliger nachzumachen. Deshalb kam es ihm auch nicht darauf an, ob die Gesellschaft, welche er bei sich sah, seinem Geschmacke zusagte oder nicht, die Hauptsache blieb immer, daß sie fashionable im eigentlichsten Sinne sei.

Abgesehen von der Persönlichkeit des Wirthes konnten diese Soiréen durchaus für interessant gelten, da Fremde und Einheimische, häufig auch Gäste erschienen, die neues Leben in den bunten Kreis brachten, der hier im Schein von tausend Kerzen in ungetrübter Heiterkeit durch eine Flucht glänzend meublirter Zimmer sich ohne allen Zwang bewegte. — Aus Theobalds Jugendgeschichte kannte Aurora das Verhältniß ihres jungen Freundes zu dem neugebackenen Baron, mit dem sie nur insofern in Verbindung stand, als durch sein Banquier-

geschäft ihr seit Jahr und Tag die benöthigten Gelder zuflossen. Dies hatte sie dem Banquier selbst näher gebracht und dieser verabsäumte nicht, die schöne Wittwe zu sich einzuladen und mit ihrer würdigen Erscheinung einigermaßen zu prahlen. Je länger Aurora über das von Theobald Gehörte nachdachte, desto bangere Ahnungen bewegten und beunruhigten ihre Seele. Es war ihr unmöglich, den dahin eilenden Schatten des flüchtenden Alexanders zu vergessen; Gotthold's verlassene Gestalt, die verarmte, darbende Wittwe Helfer's und das grinsende Gesicht des Betrügers, des Erbschleichers, wichen am Tage nicht aus ihren Gedanken, schreckten und ängstigten sie des Nachts in ihren Träumen. Eine Folge davon war die großmüthige Geldsendung an Gotthold's sterbende Mutter, eine zweite sollte die Einführung Theobald's in die Villa des Wucherers sein.

Aurora hatte sich ausbedungen, daß Theobald sie in ihrer Wohnung abhole. Unser Freund erschien zur festgesetzten Stunde und fand die Baronesse in geschmackvollster Toilette, Brillanten in die dunklen Locken gestreut, auf dem Divan in tiefster Betrübniß, ja in einer Erschütterung und Verstörung,

die ihm an diesem besonnenen, klaren Wesen unbegreiflich erscheinen mußte. Seine besorgten Fragen blieben unbeantwortet. Aurora konnte ihm nur die Hand drücken, ihre Stimme kämpfte noch mit den Thränen, die unaufhaltsam den dunklen Augen entströmten.

„O sprechen Sie, theuerste Freundin!" drang nach längerem angstvollen Harren Theobald von Neuem in die erschütterte Frau. „Was kann Ihnen begegnet sein, daß so gewaltsam Ihren schönen Frieden zerstört?"

Aurora nahm ein zusammengefaltetes Papier vom Tisch und reichte es Theobald hin. „Lesen Sie," sagte sie in schmerzlichstem Tone.

Theobald ergriff es mit Hast. Es war der Brief Gottholds, den dieser als Antwort auf die erhaltene Zusendung mit Cölestine zugleich abgefaßt und an die edle Frau abgeschickt hatte. In den einfachsten, rührendsten Ausdrücken und in jener naiven Offenheit und Originalität, die unsere Leser aus den mitgetheilten Briefen dieses Mädchens bereits kennen, meldete das Schreiben den Tod der Mutter und erzählte, die dabei vorgekommenen be-

sondern Umstände. Gotthold hatte den Brief am Vorabend der Bestattung seiner Mutter abgesendet.

„Ist dies nicht fürchterlich?" sagte Aurora, als sie das Erblassen des Freundes bemerkte. „Muß bei so düstern Erfahrungen der Mensch sich nicht scheuen, selbst die Liebe unverhohlen an den Tag zu legen? Wir sinnen und sorgen, wie wir am sichersten wohlthun können, und die feindselige Macht, die sich um den Engel jedes Menschen krallt, wählt die unglücklichste Stunde aus und verwandelt den Friedensboten in einen herzlosen Henker!"

„Nicht so, beste Freundin!" fiel Theobald der Erschütterten in's Wort. „Das hieße die höchste Macht anklagen, das hieße Gott lästern. Nennen Sie mich immerhin einen Fatalisten, ich bin es insofern, als ich auch das unglücklichste Ereigniß im Leben jedes Einzelnen für einen nothwendigen Baustein halte, um damit seine Existenz zur eigensten Vollendung zu führen. Dies Schreiben sagt auf's Deutlichste, daß Gotthold's Mutter nicht mehr leben konnte, wie mögen Sie sich eines Zufalls wegen anklagen, der gewiß später als Glück wieder auftaucht?"

Aurora hatte sich ermannt. Sie stand auf und reichte Theobald beide Hände. „Vergeben Sie, Lieber! Aus Ihren Worten höre ich, daß Sie ein fleißiger Schüler gewesen sind. Sie rufen mir Trost mit meinen eigenen Worten zu. Haben Sie Dank dafür! Es ist wahr, mich hat diese unvermuthete Nachricht ungewöhnlich erschüttert, dennoch war auch dieser Wermuth nicht ohne einen geheimen, süßen Reiz, ja ich habe sogar eine doppelte Freude gehabt."

„Nun?"

„Errathen Sie mich nicht? Finden Sie denn nicht, daß nicht Gotthold, sondern Cölestine, deren Name ja auch in dem Schreiben mehrmals erwähnt ist, dasselbe verfaßt hat? Ich erkenne aus jedem Satz, aus jeder Wendung das liebe Mädchen, das Sie so treu in Ihrem Versuche porträtirt haben. Und so freute ich mich denn, daß es ein so schönes Gemüth gibt und einen Menschen, der so viel Einfachheit und stille Naturgröße mit überraschender Wahrheit schildern kann. Uebrigens bleibt es bei meinem Entschlusse: auf's Frühjahr besuche ich Ihre Aeltern und Sie begleiten mich."

Sie schellte und befahl den Wagen. „Wir müssen jetzt eilen, mein werther Freund," fuhr sie fort, „wiewohl ich gestehe, daß mich ein geheimer Schauder ergreift, wenn ich bedenke, welchem Mann ich entgegentreten soll. Sie schweigen, bis ich Sie dem Herrn Baron selbst werde vorgestellt haben. Wir wollen sehen, ob er ein Meister in der Kunst der Heuchelei ist."

Der Bediente meldete, daß der Wagen bereit sei, Theobald reichte Aurora den Arm und geleitete sie mit sehr gemischten Empfindungen die Treppe hinab.

Es war eine milde, klare Nacht, wie deren unser Herbst viele zu bringen pflegt. Die Sterne leuchteten am blauen Himmel; auf den Bergen, deren Wellenlinien scharf gegen den helleren Horizont abstachen, lag ein grauer Duft, der selbst in so später Stunde noch bläulich nachdämmerte. Auf dem Strome schwammen buntfarbig erleuchtete Gondeln, in denen Männerchöre deutsche Kernlieder sangen, von Körner, Arndt, Schenkendorf und Andern, wie sie eine eherne, gesinnungsstarke Zeit hervorbrachte. Der Gesang der Vögel war schon verstummt, nur die Grasemücke schlug noch hie und

da einen klagenden Ton an, als wolle sie Abschied nehmen von dem lebendigen Theile des entschwindenden Jahres. In der Ferne, wie auf einer auseinanderfließenden Wolke, strahlte die glänzend erleuchtete Villa des Wucherers. Abgerissene Akkorde einer Instrumentalmusik wehte der Luftzug aus dem Stromthale unsern Freunden zu. Auf der Terrasse brannten Fackeln und Pechpfannen, um weithin dem Volke zu verkünden, daß hier der fürchterlichste Tyran der Neuzeit, das Gold, seinen Sclaven ein Festmahl gäbe. —

Die Gesellschaft war sehr zahlreich, an der Auffahrt drängten sich Equipagen auf Equipagen und darunter viele, die Wappen mit Grafen= und Freiherrnkronen trugen. Gallonirte Diener standen für die Ankommenden zum Dienst bereit auf der in doppelter schlanker Schneckenwindung zur Villa emporführenden Treppe; unter der Eingangspforte hielt ein von Silber strotzender Portier mit einem Stabe Wacht, der ihm bis an die Stirn reichte. Der Reichthum des Besitzers machte sich überall geltend, nur leider nicht immer in der geschmackvollsten Weise. Man fühlte das Gold, selten die Vornehmheit aus diesen Einrichtungen heraus, und nahm

daher immer den unbehaglichen Eindruck mit sich hinweg, daß hier ein Reicher die Vornehmen speise, daß er selbst aber von dem unbeschreibbaren Wesen wahrhaft nobler Gesinnung keinen Begriff habe.

Aurora sah auffallend bleich, doch wunderbar reizend aus, als sie in den von Glanz durchstrahlten eigentlichen Salon trat. Der Hausherr befand sich in einem Nebengemach, wo auch die Hausfrau die Honneurs machte. Herrn Süßlich's scharfe, schneidende Stimme und sein kurzes, hüstelndes Lachen hörte man deutlich aus dem Gesumm der durcheinanderschwärmenden Menschen heraus.

Aurora, von Theobald gefolgt, trat in das Nebengemach, das mit kostbaren Tapeten von purpurrothem Sammet ausgeschlagen und mit einigen Landschaften von Ruesdal, Lessing und Andern geschmückt war. Die Sopha's und Stühle waren mit gleichem Sammtstoff überzogen, ein Luxus, den der frühere Besitzer der Villa für erlaubt hielt, weil er ihn geschmackvoll fand. Von der Decke herab schwebte ein silberner Amor, aus dessen hoch gehaltenem Köcher eine pfeilartige Flamme schlug.

Herrn Süßlichs dürre Gestalt hatte ein eleganter Schneider in das feinste Tuch gesteckt, und doch

sah der arme Mann genau wie ein gemeiner Wucherer aus. Theobald fand ihn, seit er ihn nicht mehr gesehen hatte, noch vergelbter, noch widerlicher und vergrämter. Sein immerwährendes Lächeln hatte etwas von dem Zähnefletschen einer hungrigen Hyäne. Es war natürlich; das wahre Lächeln, dieser schöne verklärende Blitz, den die angestammte Göttlichkeit auf dem Angesicht des Menschen wie eine heilige Flamme leuchten läßt, dieses Lächeln bleibt nur dem, der noch mit der Gottheit in stillem Wechselverkehr steht. Der abgefallene Mensch lächelt nicht mehr, er grinst. Da der Teufel neuerdings die Macht verloren hat, demjenigen, der sich ihm verkauft, den dunklen, nachschleppenden Schatten zu nehmen, so stiehlt er ihm das Friedenszeichen des Lächelns, den leuchtenden Schatten einer Seele, die noch vom Hauche Gottes lebt. Wehe, wehe dem Menschen, der nicht mehr lächeln kann! Die Hölle hat ihn als den ihrigen gezeichnet.

Sobald Herr Süßlich die Baronesse gewahrte, ging er mit der demüthigsten Freundlichkeit auf sie zu, um sie zu begrüßen. Aurora erwiederte diesen Empfang vornehm kalt. „Ich habe auch einen werthen Freund von mir mitgebracht," sagte sie.

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen Herrn Theobald Knickeberg, einen talentvollen jungen Mann vorstelle, dessen Charakter ich vorzugsweise zu achten Ursache habe.

„Ah!“ versetzte der neue Baron und warf den Kopf in den Nacken, während durch sein Lächeln das Zittern des Aergers spielte. Seine stechenden grauen Augen bohrten sich in die Gestalt des jungen Mannes, der jetzt neben Aurora getreten war und sich ceremoniös vor Süßlich verbeugte. „Sehr willkommen!“ fuhr dieser fort. „Habe lange nicht das Vergnügen gehabt — ist mir große Ehre. Hoffe, daß Sie sich wohl befinden.“

Geärgert verlor er sich unter die übrige Gesellschaft, sein scharfes Lachen ward längere Zeit nicht mehr gehört.

Wer in einem größeren Salon Erheiterung und Vergnügen sucht, der muß das nicht gar häufige Talent besitzen, beides eigentlich ganz allein aus sich selbst zu schöpfen. Er muß denken, daß er sich auf einem Maskenballe befindet, wo die einzelnen Theilnehmer überein gekommen sind ohne fremdartige Trachten, aber mit so künstlich nachgeahmten Masken zu erscheinen, daß man darauf schwören

möchte, es wären wirkliche Menschengesichter. Versetzt man sich in diese Illusion, dann kann allerdings dies feine Lächeln, dies unermüdliche Höflichsein, dies feindliche Freundlichthun, dies verrätherische Bornirtsein, dies geniale Lügen, das auf den Lippen Aller schwebt, mit Einem Worte, diese totale verkehrte Welt, wo Jeder grade die Rolle spielt, die nicht für ihn taugt und bei der er sich bis zum Ekel langweilt, eine kurze Zeit Ersatz für den Mangel wahren geistigen Genusses darbieten.

Theobald blickte zuweilen gern in dieses Geflecht keck zusammengehäkelter Feindschaften. Er war nicht mehr so ganz Naturmensch, um einen Abscheu vor diesem hergebrachten Belügen zu fühlen, das die Gewohnheit geheiligt und die Gesellschaft zum guten Ton erhoben hat. Vom Leben hart berührt, war er selbst schon in mancher Hinsicht ein Mitglied dieses Lügnerklubbs geworden. Heut aber waren leider seine Blicke nicht getrübt, er sah alle Hüllen durch und das Gefühl, das man Amüsement nennt, wollte sich bei ihm nicht einfinden.

Zum Glück gab es der Nebengemächer mehrere, in denen kleinere Zirkel zusammentraten, je nach Neigung und Uebereinkommen. In einem die-

ser abgelegeneren Kabinette fand Theobald alte Bekannte. Der Graf Olbers, Guido, Aurora's Nichten und mehrere Andere saßen an einem runden Tische und ließen die einzelnen Blätter eines großen Kupferwerkes von Hand zu Hand gehen. Man darf nicht etwa glauben, daß Herr Süßlich dies theure Werk aus Liebhaberei oder um seine Gäste damit zu unterhalten, angeschafft hatte, es war ein Inventarienstück des ehemaligen Besitzers der Villa, und weil dieser früher viel Gesellschaft bei sich gesehen hatte, so glaubte Süßlich, es würde wohl am gescheidtesten sein, es genau eben so zu machen. Hier ward Theobald zuvorkommend aufgenommen. Alle hatten sich an sein eigenthümliches Wesen gewöhnt und hörten ihm gern zu, wenn er die Offensive ergriff und oft, ja regelmäßig grade gegen das ankämpfte, was die Mehrheit als ein Unerreichbares pries, als ein Außerordentliches verehrte. So hielt er es in der Malerei, in der Musik, in der Poesie, und seine Umgebung mußte es oft hören, daß er die gepriesenen Düsseldorfer Gemälde mit scharfer Zunge tadelte, daß er von der Virtuosität Liszt's keine neue Epoche, sondern nur ein Herabsinken der ächten deutschen Musik in fratzenhafte Charlatanerie

erwartete und Friedrich Halm's glattversigen Quälstücke, von denen alle sentimentalen Weiber und die halbgebildeten Ritter von der Elle entzückt waren, als Entweihung und Verschlemmung aller wahren Poesie bezeichnete. Das gefiel freilich nicht, denn wann hätte es der Menge noch gefallen, wenn ein Unbefangener ihr bewies, daß ihre Götzen geistlose, hölzerne Klappermänner seien? Trotz dem Allen hörte man ihm doch mit Interesse zu, weil es das völlig gehaltlose Geschwätz über des Nachbars Unsitten und der Frau Nachbarin Liebhaber, das so oft für Unterhaltung gelten soll, jedesmal erstickte und die Gesellschaft zu dem Bewußtsein brachte, daß allein der Geist belebt, unterhält und belehrt.

Das Kupferheft war durchblättert, besprochen und kritisirt worden und die Unterhaltung schien in's Stocken zu gerathen. Theobald wollte aufstehen und Aurora suchen, die sich nicht mehr hatte sehen lassen. Er hörte ihre helle, glockenreine Stimme, als er an die Thür des Nebenzimmers trat. Ein Mann sprach mit ihr über Politik, ein Gespräch, das sie gern vermied, wenn sie es umgehen konnte. Es war der Buchhändler Prickelmann, der mit seiner grünen Brille und nicht grade dem

neumodischsten Anzuge neben der eleganten Frau stand und unablässig auf sie einredete.

„Nur noch ein Wort, Gnädigste," sprach Prickelmann, den Zeigefinger seiner rechten Hand in kurzen Pausen gegen den aufgerichteten Daumen der Linken schlagend. „Die Vortheile der Julirevolution sind leicht zu fassen. Auf Ehre! Die civilisirte Welt ist seitdem speculativ geworden, und das ist gut, außerordentlich gut! War Alles verschimmelt und verrostet, ehe die Franzosen neuerdings die Kunst des Barrikadenbauens wieder erfanden. Die paar tausend Kugeln, die damals in Paris verschossen wurden, haben die ganze Welt praktisch gemacht, schöne Frau. Ich muß das wissen, denn ich hab' das in Händen, auf Ehre! Darum machten sie auch den Louis Philipp zum Könige und den Casimir Perier zum Minister. Die Franzosen verstanden ihr Handwerk und verstehen's noch heut. Ein König, der geizt und ein Minister, der mäkelt, sind die ächten Zeitgrößen. Gold, Gold, Gold, schöne Frau, Gold will die Welt, weil sie endlich hat begreifen lernen, daß der Materialismus die einzig wahre und haltbare Freiheit ist!"

„Ich bekenne meine Schwäche," versetzte Au-

rota anmuthig lächelnd, „und gestehe, daß ich Ihre Schlußfolgerungen nicht ganz einsehe. Was Sie als beneidenswerthe Frucht jener welterschütternden Umwälzung preisen, erscheint mir bedauernswerth. Oder hat die Menschheit etwa geistig dadurch gewonnen, daß, wie Sie sagen, der Materialismus seitdem allgemein in Aufnahme gekommen ist?“

„Ob sie hat? Ob sie gewonnen hat? Unendlich hat sie, auf Ehre!“

„Und die Beweise? O bitte, belehren Sie mich.“

Prickelmann fing sein Fingerspiel wieder an. „Sie wünschen Beweise, schöne Frau? Sollen Sie haben. Vor Anno Dreißig legte sich der Arbeiter, wenn er Abends kein Brod hatte, mit Seufzen und Beten hungrig zu Bett, was thut er jetzt? Wissen Sie's?“

„Nun?“

„Jetzt betet er nicht, jetzt seufzt er nicht, jetzt flucht er, flucht kräftig und viel, bis er sich in Wuth geflucht hat. Dann geht er fort, verlangt höheren Arbeitslohn und erhält ihn auch, oder er nimmt sich gewaltsam, was man ihm verweigert. Das ist Communismus, auf Ehre! Wissen Sie, daß der

Communismus in Kurzem eine große Rolle spielen wird? Er wird es, denn er kommt jetzt schon in die Literatur. Verlege ein Werk darüber, ein superbes Werk, das höllischen Skandal machen wird. Der Verfasser, ein Deutscher, der zwei Jahre in Afrika Hauptmann der Chasseurs d'Afrique war, sechzig Beduinen massacrirt und dann ein halb Jahr in Paris als Offizier bei der Nationalgarde gestanden hat, beweist Ihnen mathematisch, daß Gott nichts ist und das bloße Wort schon ein Unglück, daß das Volk einzig und allein in Eckenstehern und Nanteverwandten besteht und daß auf diesem tüchtigen Kern des Volkes die Zukunft der Welt beruht. Auf Ehre!"

„Und was fangen alsdann die übrigen Menschen an," fragte Aurora, „wie etwa Sie und ich? Denn wir gehören doch nicht mit zum Volke?"

„Haben's auch nicht nöthig," versetzte mit stolzem Bewußtsein Herr Prickelmann, „denn wir haben Geld, und Geld, meine schöne Frau, Geld ist mir immer noch lieber, als Communismus."

Prickelmann bemerkte unsern Freund und rief ihn herbei. „Recht so, recht, mein junger Freund!" sagte er, ihm zutraulich die Hand schüttelnd. „Was

gedeihen soll, muß in die Welt, wie die Pflanze an's Sonnenlicht. Schon oft dagewesen? Wie? Sind doch wieder gute Freunde, he? Haben gehört, was ich dieser jungen gnädigen Frau — ach, entschuldigen Sie — Herr The —"

„Wir kennen uns schon," unterbrach ihn Aurora.

„Kenn — hm — gratulire Ihnen, sehr verehrter Freund, auf Ehre!"

„Nun, Alterchen," sagte Süßlich, der leise herangetreten war und dem Buchhändler auf die Schultern klopfte. „Das habe ich recht gemacht, ja?"

„Sehr verbunden! Die gnädige Frau ist meine höchst liebenswürdige Antagonistin."

„Wie das?" sagte Süßlich, neugierig seine schmächtige Figur neben die Baronesse aufpflanzend.

„Die gnädige Frau wollte es bestreiten," fiel Theobald ein, „daß der Materialismus, zum Cultus erhoben, ein Glück für die Menschheit sei."

„Das wollen die gnädige Baronesse bestreiten?" sagte Süßlich über die Maßen erstaunt.

„Wenn Sie es erlauben, Herr Baron."

Süßlich drehte sich halb auf dem Absatze herum und blinzelte höhnisch mit den Augen.

„Es dürfte zwar gewagt sein, einem so bedeutenden Gespräch einige Bemerkungen beizufügen," nahm jetzt Theobald das Wort, „ich möchte aber mit Erlaubniß der gnädigen Frau darum bitten."

Aurora gab freudig ihre Zustimmung.

„Mir scheint, die Julirevolution hätte ein Segen für ganz Europa werden können," fuhr er fort, „wenn nicht fast alle damals und durch sie Emporgehobenen Menschen gewesen wären, die vom Geiste eben nicht überflüssig erleuchtet waren. Die Gegenwart beweist, daß die Folgen jener großen Epoche dem geistigen Wohl der Völker nicht förderlich gewesen sind. Wer auch seither regierte, Jeder diente fast ausschließlich der Materie. Man glaubte, die Befestigung des materiellen Wohlstandes der Völker sei die Friedenskette, an die man sie legen könne. Möglich, daß man das Gute wollte, man hat aber das Schlimme damit ausgebrütet. Denn durch das Erheben, Anpreisen und Befördern des Materialismus erhob man das Gold und Alles, was Gold verschafft, zu dem allgemein Wünschenswerthen. Man entzündete eine

Flamme in der Brust jedes Einzelnen, die höher und höher aufflackerte und nach und nach alle edleren Neigungen zu Asche verbrannte. Der Hunger und der Drang nach Gold, nach dem, was in dieser Welt angesehen und groß macht, zehrt seitdem auch an dem edelsten Herzen. Es ist ein Egoismus mit dieser Beschirmung des Materialismus in die Menschheit gekommen, wie ihn kaum eine frühere Epoche der Geschichte kennt. Es ist Alles feil geworden, das Laster, die Tugend, die Religion, die Gottheit selbst! Der Geist lohnkutschert des unseligen Mammon's wegen, der den alten Gott aus seinem Himmel, aus dem Busen der Mutter gerissen hat, der das erste Stammeln seines Namens auf der unschuldigen Kinderlippe zerdrückt. Neu ist dieser moderne Glaube, ich gebe es zu, edel aber und schön, einen Fortschritt kann man ihn schwerlich nennen. Ich befürchte nicht, daß man den Geist und sein Reich wird dadurch umstürzen können, aber ich bedaure, daß eine neue Umwälzung das einzige Mittel zu einem das Bessere wieder begünstigenden Umschwunge sein wird. So lange Ihr mit Eurem Golde die Gerechtigkeit betrügen könnt, so lange bleiben wir Sclaven dieses todten

Metalles. Erst, wenn Ihr es wieder als Mittel, nicht als Zweck betrachten, wenn Ihr es ohne Schmerz verlieren und doch heiter dabei bleiben werdet, erst dann steht eine Zeit großer Thaten, großer Ereignisse zu erwarten, deren Gebieter, Herrscher und Lenker der Geist des Menschen und sein gefeiter Herold, der Gedanke sein wird!"

„Hast Recht, Fluch diesem Jahrhundert, Fluch!" rief eine wohl bekannte, treuherzige Stimme hinter Theobald, denn es hatte sich während seiner Rede ein ganzer Kreis von Zuhörern versammelt. Sie gehörte einem jungen Manne an, der lang herabhängende gescheitelte Haare, à la jeune France, und eine Brille trug, und sich in dieser glänzenden Gesellschaft nicht sonderlich wohl fühlen mochte. Er hieß Roland und war Componist und Dichter zugleich, der gemüthlichste Mensch von der Welt und zu jedem Scherz bereit. Den glatten Boden der Salons liebte er aber nicht, denn er hatte immer so lange die gräßlichste Langeweile, was ihm jeder billig Denkende vergeben wird, bis die Diener die Tafeln zusammenschoben, und Teller und Gläser aufstellten. Dann blitzte es auf seinen ernsten Zügen, wie über Orten, wo Schätze

vergraben liegen, er drehte sich um seine eigene Achse, schnippte mit den Fingern, schlug die Arme zusammen und rief wieder: „Fluch diesem Jahrhundert, Fluch!“ Es war dies sein Lieblingsausruf, doch meinte er es nicht so ernst, als seine Worte klangen. Glücklichere Menschen, als Roland, mochte es wenige geben.

Süßlich hatte während Theobalds Rede die Zähne zusammengebissen und ihm mehrmals Blicke voll tödtlichen Hasses zugeworfen. Auch Herr Prickelmann ward unruhig, doch glaubte er gegen das Ende seiner Rede etwas zu bemerken, das ihn beruhigen konnte. Aurora dankte dem Sprecher nur durch eine ihr eigenthümliche graziöse Kopfbewegung, wodurch sie jederzeit ihren Beifall zu erkennen gab.

„Mein junger Freund,“ nahm Süßlich das Wort, „um über so wichtige Angelegenheiten mitreden zu können, muß man Erfahrungen gemacht, gearbeitet, gekeucht, geschwitzt haben!“

„Wenn dies zum Reden befähigt,“ entgegnete Theobald sehr höflich, „so habe ich ein ganz besonderes Recht dazu.“

„Sie wollen doch nicht gearbeitet haben?“ ver-

setzte Süßlich verächtlich. „Ihr Bischen Schreiberei ist blos Kinderspiel, Phantasiegetändel, Zeitverderb. Arbeiten heißt: sich plagen, nicht schwärmen und träumen. Hab' ich Recht, Herr Prickelmann?"

Dieser rieb sich statt einer Antwort die Hände und hüstelte. Auf Theobalds Stirn loderte die Flamme des Zorns, moralischer Entrüstung. Er würde vielleicht eine heftige, unbedachtsame und an solchem Ort beleidigende Antwort gegeben haben, hätte ihn nicht Aurora's milde Stimme besänftigend zurückgehalten.

„Meine Herren," sprach sie, „das sind Comptoirfragen; hier, wo wir auf jeden Fall des Vergnügens wegen beisammen sind, wollen wir die Arbeit weder aufnehmen noch definiren. Ein Jeder mag sich darüber, wie billig, selbst zur Verantwortung ziehen. Ich fürchte, daß wir armen Frauen in dieser Beziehung ein arges Sündenregister aufzuweisen haben."

Recht zu gelegener Zeit erging in diesem Augenblick von der Hausfrau die Einladung zur Tafel an die Gäste. Einem Aufruf dieser Art pflegen auch die leidenschaftlichsten Besucher von Salons

sehr bereitwillig zu folgen. Herr Prickelmann, den man Blödigkeit nicht zum Vorwurf machen konnte, bat Aurora um ihre Begleitung, Süßlich erhaschte ein anderes junges Mädchen, wie die meisten älteren Herren, und die jungen Männer, die ungeachtet ihrer verrufenen Arroganz in diesem Punct doch äußerst bescheiden waren, mußten sich unter den Frauen mit der Nachlese begnügen und fanden meist taube Aehren. Theobald ward dadurch noch mehr verstimmt. Er ging von Zimmer zu Zimmer, um irgendwo eine ihm angenehme Nachbarschaft ausfindig zu machen. Alle Tische waren besetzt, die Gesellschaft schönstens geordnet und äußerst gesprächig, eben weil sie sich mit großem Wortschwall und lebendigem Feuer über das absolute Nichts unterhielt. Er mußte sich endlich unter denen einen Platz suchen, die aus Mangel an Eifer, oder weil sie das ehrwürdige, aufgeschminkte Alter der jugendlichen Leichtfertigkeit nicht vorziehen wollten, bei dem Mädchenfang ganz leer ausgegangen waren.

Sein gutes Glück machte ihn bald das gehabte Mißgeschick vergessen. „Fluch diesem Jahrhundert, Fluch!“ hörte er die wohlbekannte, jetzt in ein hei-

teres Lachen fallende Stimme Roland's aus einem schmalen, traulichen Kabinet erschallen. Gläser klangen zusammen, mehrere Stimmen mischten sich darein. „Ah!" rief Roland abermals, „weiß Gott, der Wein ist vortrefflich, Fluch!"

Theobald schlüpfte in das Closet. „Darf man hier noch um Aufnahme bitten?" fragte er die drei jungen Männer, die sich in dieser Abgeschiedenheit zusammen gefunden hatten.

„Mit Vergnügen. Nur geschwind heran. Mildenheim, schieben Sie unserm Freunde doch den sammtgefütterten Lehnstuhl an den Tisch. Er ist prachtliebend, gleich Ludwig XIV., und der erste Epikuräer trotz seiner melancholischen Vornehmheit. Auf gute Nachbarschaft, Fluch!"

Mildenheim rollte den Lehnsessel heran, in dem Theobald lachend Platz nahm. „Nun wie lebt Ihr?" fragte er das Kleeblatt. „Mich dünkt, Ihr seid in der besten Laune, ein lukullisches Mahl einzunehmen. Wie viel Soiréen haben Sie schon besucht, Herr Arthur?"

Diese Frage richtete Theobald an einen jungen Mann, der aus dem Besuch aller Salons der Residenz eine Art Geschäft machte. Er war gut ge-

wachsen und dies machte ihn eitel. Man sah ihn nie ohne weiße oder gelbe Handschuh, über die etwas genial=nachlässig sehr feine Manschetten herabfielen. Sein Gesicht trug stets den Ausdruck der herablassendsten Freundlichkeit, der sogar eine Dosis Weichlichkeit beigemischt war. Als Maler sah er darauf, daß er sich immer in einer wohlgefälligen Stellung zeigte, und er mochte nun gehen, stehen oder sitzen, man sah es ihm an, daß er die eben festgehaltene Stellung vorher geübt und einstudirt hatte.

Arthur beantwortete Theobald's Frage mit einem intimen Lächeln und dem freundlichsten Händedruck. Mildenheim, der inzwischen in dem herumgereichten russischen Salat bedeutende Verwüstungen angerichtet hatte, fiel ein: „Ach, was! Laßt den dummen Schnack und langt zu. Trinkt 'mal aus! Wir wollen den Weinkeller des reichen Mannes Ehre widerfahren lassen."

Sie stießen an. „Fluch diesem Jahrhundert, Fluch! Bum!" rief Roland aus und kaute auf beiden Backen. Mildenheim schenkte sich gelassen sein Glas wieder voll und zeigte dem aufwartenden Diener mit vielsagender Miene die leere Flasche. Er war ein sehr großer, sehr guter und sehr un=

schuldiger Mann, doch sah er verwogen aus, wie ein Räuberhauptmann, denn er trug einen der größten und klassischsten Schnurrbärte unseres Jahrhunderts. Seine Eigenthümlichkeit bestand darin, daß er politische Gespräche durchaus nicht vertragen konnte, daß er fast nie sprach, wenn er aber dazu kam, am liebsten Anekdoten ohne Pointe erzählte.

Theobald und Arthur führten, da sie am wenigsten aßen, ein leibliches Gespräch. Roland warf zuweilen einige Worte mit hinein, Mildenheim sagte von Zeit zu Zeit ein kurz abgestoßenes „Ja!"

„Fluch! Fluch!" rief Roland, den letzten fetten Bissen einer Rebhuhnpastete hinunterschlingend, „Fluch, Bum!"

„Bist Du auch ein Communist, fragte ihn Theobald.

„Weg mit den Communisten!" entgegnete Roland. „Ich habe drei politische Glaubensbekenntnisse. Bei vorzüglichem guten Essen und Trinken bin ich Cosmopolit, habe ich Hunger und kein Geld, dann pflanzt der furchtbarste Republikanismus seine blutige Fahne in meinem Gehirn auf, und habe ich mir den Magen verdorben, so lege ich mich

auf's Sopha und werde entschiedener Aristokrat. Fluch diesem Jahrhundert, Fluch!"

„Na, na, na!" sagte Mildenheim, dumpf lachend, „jetzt laßt mich auch 'mal reden. Bitt' um's Wort!"

„Sprich, sprich Juweelen und Gold!" rief Roland und trank sein Glas aus. „Kinder, der Wein ist famos gut. Fluch!"

Mildenheim, den seine munterste Laune beschlich, kniff den Mund zusammen, fing an die Stirne finster zu runzeln und fürchterliche Grimassen zu schneiden. Nach diesem sonderbaren Vorspiel sagte er: „Nu hört 'mal zu! Habt Ihr den Franz Moor von Seydelmann gesehen?"

Die jungen Leute bejahten diese Frage.

„Wißt Ihr aber, daß er ihn falsch auffaßt? Habt Ihr das begriffen? So, wie er sein soll, kann ich ihn allein darstellen. Ich wollte eigentlich Schauspieler werden, aber ich konnte immer nicht aus dem Charakter des Franz Moor herauskommen, und da ließ ich's lieber sein, damit es mir nicht gehen möchte, wie Wilhelm Meister."

Mildenheim fing nun abermals sein fürchterliches Mienenspiel an, das allerdings mehr komisch,

als erschütternd war, und dazu recitirte er den berühmten Monolog des Franz Moor: „Ich kann auch witzig sein, aber mein Witz ist Scorpionenstich ꝛc.“

Seine Zuhörer waren sehr andächtig. Arthur lächelte außerordentlich fein, zog dabei langsam den Handschuh aus und stützte die mit einem Brillantring verzierte Hand auf den silbernen Knopf seines Stockes, den er stets mit sich führte. Dann beugte er das gut frisirte Haupt ein wenig auf die rechte Seite, um seinen eigenen Schatten an der Wand und den wohlgezogenen Kinnbart im Spiegel zu sehen. Als er bemerkte, daß ihn diese Stellung wohl kleiden müsse, behielt er sie unverändert auch dann noch bei, als der improvisirende Schauspieler seine komische Tyrannenrolle schon längst beendigt hatte. Er schlug die Augen zur Decke auf, um sich den Anschein tiefen Nachdenkens zu geben, in Wahrheit aber schielte er nur nach dem Spiegel und dem Schatten an der Wand und bewunderte seine gelungene, malerische Stellung. Theobald lächelte auch und lehnte dabei sehr behaglich in dem bequemen Lehnstuhle, Roland aber lachte, schlug auf den Tisch, denn er hatte sich Speise und Trank

vortrefflich schmecken lassen, und rief aus: „Ha, ha, ha! Das ist famos! Sie sind ein verdammt guter Grimassieur. Fluch diesem Jahrhundert, Fluch, Fluch!“

Ging es am vereinsamten Tische der vier jungen Männer ungewöhnlich lebhaft zu, so war die übrige Gesellschaft nicht weniger laut. Der Graf wie der Bürger, durch den Genuß der trefflichsten Weine offen und redselig gemacht, geriethen in seltsame Debatten. Der Adlige vertheidigte seine Vorrechte, pochte auf seine angeborene höhere Begabung; der Bürger griff in die Tasche und ließ sein gutes Geld klingen. Handel und Wandel, der Geldcours, die Vereinsmünze, das Aktienwesen, der Vierzehnthalerfuß, die nordamerikanische Geldkrisis, Alles wurde in buntester Abwechselung und dem lautesten Durcheinander besprochen, gelobt, gepriesen, getadelt und verworfen.

Gegen seine Gewohnheit enthielt sich Herr Süßlich ähnlicher Gespräche. Er saß neben Aurora, die Herr Prickelmann zur Tafel geführt hatte, und damit diese doch sehen möchte, daß er auch Sinn für das Schöne im Leben habe, pries er der Baronesse einige alte Kupferstiche als wahre Kunstwerke

an, die Friedrich den Großen in verschiedenen Situationen und Begebenheiten seines Kriegerlebens darstellten. Später kam er auf Musik und Theater.

„Die Concerte, meine Gnädigste, besuche ich regelmäßig, das heißt, ich bezahle pünktlich zwei Billets auf das Halbjahr," sagte Herr Süßlich. „Zu meinem großen Bedauern bin ich oft daran verhindert. Geschäfte, ach gnädige Frau, Geschäfte sind eines gewissenhaften Mannes halber Tod! Und doch, was ist zu thun? Man will leben, man will wohltätig, großmüthig sein — man muß sich plagen. Das ist der verhängißvolle Lauf der Welt!"

„Sie sind ein Freund des Schauspiels?" fragte Aurora.

„Sehr, sehr! Die Wiener Possen von Nestroy seh' ich für mein Leben gern."

„Wirklich?" entgegnete Aurora.

„Ja, auf Ehre!" betheuerte Prickelmann. „Da läßt er sich nicht bitten, da hat er auch immer Zeit und amusirt sich deliciös."

„Sie lieben also das höhere Schauspiel nicht?"

„Wenn's unterhält, o bedeutend!“ sagte Süßlich, „aber das langweilige Zeug in Versen, die Einige, unter Andern auch der Herr Theobald, bewundern, nein, sehn Sie, meine Gnädigste, dafür kann ich mich nicht passioniren, soll man meinen Namen dreimal an den Galgen schlagen!“

„St, st! Zu viel, zu viel!“ bedeutete Aurora den lebhaft werdenden Wirth. „Man glaubt Ihnen das ohne weitere Betheuerung.“

„Um Vergebung, meine schöne schöne Frau,“ fiel Prickelmann ein, „wie sind Sie denn zu der Bekanntschaft des jungen Mannes gekommen, den ich vorhin bei Ihnen sah?“

„Warum diese Frage?“ sagte Aurora ungewöhnlich ernst.

„Hm! Habe nichts gegen ihn, wahrhaftig nichts, auf Ehre! Aber er ist verdammt pauvre!“

„Und was thut das?“

„Na, das thut sehr viel,“ entgegnete Prickelmann, „das macht keinen guten Ruf.“

„Vielleicht unterstützen die Frau Baronesse den jungen Herrn, der ungemein für sich eingenommen

ist," sagte Herr Süßlich. „Ich kenne ihn durch Zufall, und zwar ziemlich genau. Stehe mit seinem Herrn Vater in Geschäftsverbindung — ist nicht sehr beliebt bei der Familie. Hat von Jugend auf dumme, viele dumme Streiche gemacht. Und jetzt ist er nun mit aller Gewalt unter die Geistreichen gegangen, die die Welt reformiren und das Oberste gern zu unterst kehren wollen. Wenn's nur ginge! Ha, ha, ha, ha!"

Ueber Aurora's blasses, geistig verklärtes Gesicht zog ein sanfter Schimmer von Röthe! Sie schwieg einen Augenblick, dann sagte sie ruhig, wie immer: „Da kennen Sie wohl auch die Familie Helfer, mit der mein Freund, so viel ich vernommen habe, sehr vertraut ist?"

Süßlich's gelbliche Gesichtszüge schienen ein paar Secunden lang gefroren zu sein. Seine grauen stechenden Augen versuchten in dem unbefangenen, klaren Blick der jungen Frau zu lesen. Allein in diesen hellen Sternen stand für den Forschenden nichts geschrieben.

„Ja, ja!" sagte er kurz und abgebrochen. „Die Helfer's habe ich früher gekannt. Waren recht gute Leute!"

„Darum ist es ihnen auch recht trübselig gegangen," meinte die Baronesse. „Der arme Sohn! Erst vor wenig Tagen hat er seine vortreffliche Mutter verloren!"

„Was sagen Sie, gnädige Frau?" erwiederte Süßlich, vom Stuhle aufspringend. „Madame Helfer wäre todt?"

„Seit acht Tagen. Ihr eigener Sohn hat es mir geschrieben."

Der Bediente händigte Herrn Süßlich einen Brief ein. „Ist so eben angekommen," setzte er hinzu und entfernte sich wieder.

Herr Süßlich empfing das Schreiben, ohne es anzusehen. Seine Blicke ruhten noch immer auf Aurora. Ein unmerkliches Zittern regte seine Hand, die auf dem Tischrande ruhte.

„Sie, gnädige Baronesse?" sagte er langsam und sehr leise. „Sie correspondiren mit den Helfers?"

„Um sie zu trösten. Ich meine, es ist ein edles, uns Frauen vorzugsweise ziemendes Geschäft,

die Hungernden zu speisen, die Verzweifelnden aufzurichten."

„Aecht adlig, auf Ehre!" sagte Herr Prickelmann und leerte sein Champagnerglas.

Der Bediente trat wieder zu Herrn Süßlich. „Verzeihung," redete er ihn an, „es soll ungemein eilig sein. Er kam mit einer Staffette, die in den Zimmern der Dienerschaft wartet."

Erst jetzt warf Süßlich einen Blick auf die erhaltene Depesche. In den Schriftzügen erkannte er die Hand seines Fabrikverwalters. Mit einer Verbeugung gegen die Gesellschaft entfernte sich der reiche Banquier.

Aurora stellte einige Fragen literarischer Art an Herrn Prickelmann, deren genauste Beantwortung sich dieser sehr angelegen sein ließ. Inzwischen ward die Hausfrau ebenfalls abgerufen. Die Gesellschaft, der geistigen und leiblichen Genüsse ziemlich müde, wartete vergeblich auf die Zurückkunft der Wirthe. Man wußte nicht, was man davon denken sollte und suchte sich die Zeit durch den Genuß der noch vorhandenen Näschereien, die im Ueberfluß aufgesetzt waren, zu verkürzen. Nach

längerem Harren kam endlich die Frau vom Hause wieder zurück. Man sah es ihr an, daß sie geweint hatte. Ihre große Aufregung konnte sie Niemand verbergen. Sie nahm eine vertraute Freundin bei Seite und ging mit dieser in ein leeres Nebenzimmer. Die Freundin kam ohne sie zurück und zeigte der Gesellschaft an, daß der Herr Baron nebst Frau Gemahlin sehr bedauerte, nicht wieder erscheinen zu können. Ein plötzliches Unwohlsein ernstlicher Art mache es ihm unmöglich.

Diese Nachricht dämpfte die bisherige Lebhaftigkeit der Versammelten sogleich zu bangem Verstummen ab. Roland's „Fluch diesem Jahrhundert, Fluch!" war das letzte laute Wort, das vernommen ward. Die Kunde lief von Mund zu Mund, sie drang auch bis an den Tisch der vier Freunde.

„Was ist los?" fragte Roland, der kein so excellenter Feinhörer als Feinschmecker war.

Arthur machte ihm die nöthigen Bemerkungen, während er sich im Spiegel über seine noch wohl erhaltene Toilette zufrieden anlächelte.

„Sehr Schade," meinte Roland, „es fing mir

grade an, ganz famos gut zu gefallen. Aber so ist's! Nirgends etwas Vollkommenes, weder im Geistigen noch im Materiellen. Darum nochmals Fluch und abermals Fluch, Fluch diesem Jahrhundert!"

Theobald war schon verschwunden, um Aurora aufzusuchen. Er begegnete ihr in Begleitung Herrn Prickelmann's. „Was ist denn eigentlich geschehen?" flüsterte er seiner Freundin zu.

„Etwas von Bedeutung. Ich glaube, daß wir bald davon hören werden."

Sie eilten den vorleuchtenden Dienern nach, da Alles durcheinander lief und eine vollkommene Verwirrung allerwärts zu herrschen schien.

Mildenheim und Roland fanden schon kein Licht mehr in der Garderobe, sie tappten auf gut Glück herum und erfaßten, was ihnen in die Hände fiel.

„Bitte, Sie haben meinen Hut," sagte Mildenheim, den ergriffenen zurücklegend.

„Ha, famos!" erwiederte Roland. „Selbst die Hüte windet einem die trostlose Zeit aus der Hand. Fluch diesem Jahrhundert! Wo mag

nur unsere Droschke stecken? Zuletzt müssen wir zu Fuße heimwärts gehen." Rolands Befürchtung erwies sich als gegründet. Mildenheim und der lustige Melancholische mußten wirklich zu Fuße nach der Stadt wandern.

Zweites Kapitel.

Wer am Morgen darauf Herrn Süßlich gesehen hätte, würde der Meinung gewesen sein, der reiche Banquier sei die Nacht über von Gespenstern oder bösen Geistern gequält worden. Süßlich war körperlich nicht krank, obwohl sein Aussehen dem eines Sterbenden glich. Die falschen grauen Augen hatten ihren stechenden Glanz verloren und lagen jetzt tief und matt in ihren Höhlen. Seine fahle Gesichtsfarbe spielte in's Aschgraue. Er hockte zusammengekrümmt in einem reichen, schwerseidenen Schlafrocke auf dem prachtvoll gestickten Sopha und ließ die trüben Augen ruhelos von der gemalten Zimmerdecke auf die noch verhüllten Fenster, von den Fenstern auf den Fußteppich, von dem

Teppich auf die moderne Lampe mit der mattgeschliffenen Glaskugel schweifen. Vor ihm lag ein offener Brief, den seine irrenden Blicke bisweilen berührten, obgleich sie ihn vermeiden wollten. Dieses Schreiben schien die geheimnißvolle Gewalt der Klapperschlange auf ihr erwähltes Opfer bei dem Banquier auszuüben. Nach einer Weile zog Süßlich die Glocke und fragte den eintretenden Bedienten, ob die gestern Abend eingetroffene Staffette noch in der Villa sei? Da dies bejaht wurde, befahl er, den Boten zu ihm zu führen.

Unsere Leser wissen, daß das verhängnißvolle Schreiben von dem Verwalter der großen Spinnfabrik war. Es enthielt die für Süßlich allerdings mehr als bedenkliche Nachricht von der unerwartet erfolgten Wiederkunft seines verschollenen oder gar todt geglaubten Sohnes, einen kurzen Bericht über den Tod der Wittwe Helfer und über das Benehmen der Fabrikarbeiter unmittelbar nach deren Verscheiden. Beigefügt war noch die Bemerkung, daß dem schweigsamen Verhalten der Arbeiter nach zu schließen ernstliche Auftritte zu befürchten ständen. Schon pflegten sich Viele nach erfolgter Ablösung in Gemeinschaft mit einigen exaltirten Köpfen aus

den Eisenwerken in den späteren Abendstunden zu versammeln und ihre Angelegenheiten zu besprechen. Dabei würden die Zeitungen vorgelesen und großer Nachdruck auf solche Artikel gelegt, welche die Verhältnisse der französischen Seidenweber und der englischen Fabrikarbeiter weitläuftiger besprechen. Seit es ruchbar geworden, daß Alexander wieder unter den Lebenden erschienen, habe sich eine unbeschreibliche und drohende Spannung aller Gemüther bemächtigt. Einzelne wollten ihn gesehen und gesprochen haben und wären hingerissen gewesen von der treuherzigen Offenheit und Herablassung des kräftigen jungen Mannes. Man habe übrigens gehört, daß Alexander mit den Gerichten in Unterhandlung getreten sei, und daß der jugendliche Sohn Helfers, wie dessen gegenwärtiger Pflegevater, Herr Knickeberg, ihm dabei zur Seite gestanden hätten.

Der gerufene Bote erschien. Es war ein gewöhnlicher Bauerbursche, eins von denjenigen Menschenexemplaren, die man am schlagendsten mit dem Namen „Dorfkerl" bezeichnet — ungehobelt, plump, etwas dummdreist und nicht sonderlich klug. Süßlich bedeutete den über die Pracht des Zimmers

erstaunt Umhergaffenden, daß er sich ihm gegenüber stellen solle. Als der volle Schein des Lichtes den Burschen beschien und der Beobachter menschlicher Gesichtszüge zu erkennen glaubte, daß er von diesem nichts zu befürchten habe, stellte er mehrere Fragen an ihn.

„Bist Du bei der Fabrik in Dienst?"

„Nee, ich bin Hofebauers Hansjürge."

„Kennst Du den Fabrikverwalter?"

„Ho, ho', 'r Gnaden, werd' 'n doch kennen müssen? Er scharmerirt ja mit meiner Schwester, der Rese."

„Hast Du den jungen Menschen gesehen, der jüngst angekommen ist?"

„Menschen? Nee."

„Kommst Du zuweilen in die Fabrik?"

„Alle Tage, 'r Gnaden."

„Arbeiten die Leute recht fleißig?"

„Alle! Ob! Sie müssen wohl, die armen Teufel. Aber sapperment, fluchen thun sie auch einen kräftigen Fleck, und wenn sie sich einen Schnaps koofen, da, na —"

„Nun was?“ fragte Süßlich lebhafter und seine zusammengebrochene Gestalt richtete sich wieder etwas empor.

„Da schwören und vermessen sie sich bei allen Teufeln, die verdammten Maschinen kurz und klein zu schlagen, wie in England, und nachher auf ihre eigene Faust fortzuspinnen. Aber 'r Gnaden, das sein blos Redensarten sein thun. Wenn der Schnaps alle ist, flugs ist auch die Courage weg. Wir machen's Alle so, und nachher loofen mer wie die Schöpse gar gefixe wieder in unsern warmen Stall. Ha, ha, ha, ha!“

„Du kannst gehen,“ sagte Süßlich. „Das Schreiben, das Du erhalten wirst, gib unverzüglich an den Herrn Verwalter.“

„Vielen Dank,“ versetzte der Bursche, „und wenn Sie mich brauchen, dürfen Sie's mir blos sagen lassen. Ich thue Sie, was Sie wollen, denn so gut hab' ich mein' Tage nicht gegessen, wie gestern Abend und heut Morgen.“

Hansjürge machte einen Kratzfuß und ging sehr zufrieden mit sich selbst, nicht weniger mit dem reichen Herrn, in die Bedientenstube zurück, um den Rest seines Frühstücks mit größtem Appetit zu verzehren.

Herr Süßlich erschien in den folgenden Tagen weder in der Residenz, noch auf seinem Comptoir. Er galt allgemein für krank, für sehr krank. Aus den höchsten Zirkeln liefen Nachfragen nach dem Befinden des Millionärs ein. Sie erhielten alle die nämliche Antwort: daß der Baron sehr angegriffen und abgespannt sei und Niemand als seinen Arzt vor sich lassen könne. Dieser Arzt war ein ränkevoller verschmitzter Advocat, mit dem sich der Banquier jetzt täglich mehrere Stunden einschloß und berieth. Diesem rechts- und unrechtskundigen Manne vertraute er von seinem früheren Verhältniß zur Helfer'schen Famile so viel an, als nöthig war, um seine Ernennung zu dessen Universalerben wahrscheinlich zu machen. Eben so setzte er ihn über die Mißhelligkeiten mit seinem Sohne, über dessen verbrecherische Handlung und Flucht in Kenntniß und trug ihm auf, den möglicherweise gegen ihn klagbar werdenden Sohn abzuweisen und der gesetzlichen Strafe zu überliefern. Der Anwalt, in derartigen verwickelten Rechtsstreitigkeiten nicht unerfahren, mochte den betrügerischen Reichen wohl durchschauen, übernahm jedoch, da er bei dem Handel auf alle Weise Geld zu verdienen wußte,

die böse Angelegenheit mit der größten Bereitwilligkeit.

Mehr vielleicht noch, als der Banquier, litt seine Frau, die von jeher von ihm wie eine Magd behandelt worden war und auch jetzt noch, in ihrer äußerlich glänzenden Lage, der Wetterableiter aller Launen und Zornesanwandlungen des herzlosen Mannes blieb. Alle ihre Bitten und Beschwörungen konnten Süßlich nicht bewegen, ihr den Grund seiner geistigen Niedergeschlagenheit zu sagen. Er war der Meinung, daß Geschäftssachen keine Gegenstände seien, über die Frauen zu sprechen hätten, da alle Weiber nur zu verwirren, nicht zu entwickeln und auszugleichen verständen. So blieb der Armen nur die unsichere und deshalb um so qualvollere Ahnung eines bevorstehenden großen Unglücks. Wie würde ihr Mutterherz vor Freude geklopft haben, hätte sie erfahren, daß ihr Sohn, ihr einziges Kind, wiedergekommen sei, und welche Schmerzen würden es zerwühlt haben, hätte sie gewußt, daß eben dieser vom Tode Erstandene der Schrecken ihres Gatten sei! — Um von ihren Thränen nicht beunruhigt zu werden, verwehrte Süßlich volle sechs Tage seiner Gattin den Zutritt

in sein Zimmer. Nur ein vertrauter Bedienter, der alle Briefe brachte und ausgab, durfte außer dem äußerst höflichen Advocaten das Arbeitszimmer des reichen Mannes betreten.

Während der Rückfahrt nach der Stadt hatte Theobald Aurora's kurzes Gespräch mit Süßlich erfahren und hörte ihre Vermuthungen in Betreff des so erschütternden Briefes, die zwar nicht die volle Wahrheit trafen, aber doch nahe an sie hinstreiften. Theobald sollte nicht lange in Ungewißheit bleiben. Schon am nächsten Morgen lief der etwas geheimnißvoll lautende Brief Cölestine's ein, der ihm ein erfreuliches Räthsel blieb, und gegen Abend kam ein Schreiben seines eigenen Vaters, das er anfangs mit zitternder Hand, mit pochendem Herzen empfing, denn es war seit Monaten der erste briefliche Gruß vom Vater, dessen lang ausdauernde Verstimmung, wenn auch ohne Absicht, herbeigeführt zu haben, er sich Schuld geben mußte. Wir können nicht umhin, diesen Brief des Gutsbesitzers hier ebenfalls einzuschalten und hoffen, daß ihn unsere Leser nicht ungern durchfliegen werden. Der Gutsbesitzer schrieb:

„Mein Sohn!

Mein lieber Sohn werde ich Dich nennen, wenn Du mir in der Angelegenheit, die ich Dir nachstehend mittheile, beweist, daß Du ein Kerl bist, dessen man sich vor den Leuten nicht zu schämen braucht. Dann können wir auch wieder dicke Freunde werden. Wie ich vernommen von Deiner Schwester, die ein ganzes Kernmädel ist und ohne alle neumodische Weibermucken — trägt sie doch auch keinen Schnürleib, wie Deine wespentailligen Stadtpuppen — so bist Du auf dem Wege, Gutes zu thun. So es wahr ist, soll's mich freuen von Herzen und ich will sogar zwei Kälber schlachten, worunter eins von der Fahlen, die vordem Deine gehörte. Aber lassen wir den Wischiwaschi und kommen auf's Praktische, als worinnen ich zu Hause bin. Irgend in einem Kommödienbuche oder einem Pirna'schen Kalender muß ich's 'mal gelesen haben, daß „Kürze des Witzes Seele sei," in der Bibel wenigstens steht's nicht, denn die ist zwar von allerhand Weisheit übervoll, nicht aber von Witzen! Das nebenbei. — Freut mich also, daß Du Gutes thust und Dich so uneigennützig für Gott-

hold verwendet hast. Uneigennützigkeit ist immer eine große Tugend, die in gegenwärtigen Zeitläufen immer rarer wird, was leichtlich zu begreifen. Aber hör' ein wohl überlegtes Wort, wenn Du nämlich Lust hast, jetzt meinem Rathe mehr zu folgen, als ehedem. Noth macht gescheidt! ist ein sehr wahres Sprichwort, darum denke vorerst an Dich, damit Du Andern nicht den Karren aus dem Sumpfe ziehst und selber drin versinkst! Das ist Lebenspraxis, lieber Sohn! Hast Du nun so bemittelte Freunde, daß sie aus purer Großmuth gleich Hunderte verschenken können, so denke an Dich und sichere Dir einen Ort, wo Du ruhig wohnen, arbeiten und schlafen kannst. Ich will Dir keine Vorschriften machen, denn ich erkenne wohl, daß sich die Zeiten anders gestalten und jetzo Manches verehren, was sonsten verlacht wurde. Gott, der das zuläßt und macht, muß das am besten wissen. Also Gott mit Dir! Er segne Dich, wie ich es thue! Und nun ein paar Neuigkeiten nebst einem Auftrag.

Gotthold's Mutter ist todt, das arme Weib! Doch ist ihr die Ruhe zu gönnen. Sie

verschied sanft und in Frieden, wie es einer wahren Christin geziemt und liegt nun schon in kühler Erde. Dabei hat sich 'was Absonderliches zugetragen. Der alte Stephan nämlich fand beim Aufwerfen des Grabes ein Testament von Helfer, das ganz leserlich und gut ist. Das hat mir die Augen geöffnet, also, daß mein Herz schreit: Süßlich ist ein Schuft, ein Hundsfott vor Gott und Menschen! Mit Schuften bin ich niemals kordial gewesen, woraus folgt, daß meine Verbindungen mit Bruder Hängebald zur Stelle abgebrochen werden müssen, sollt' ich dabei auch in Schaden kommen. Hab's dem Galgenstrick schon geschrieben und bin nun begierig, was er für Gesichter schneiden wird. Noch mehr! In diesen Tagen ist des alten Sünders sein Sohn zurückgekommen und hat mir und Allen den ganzen schäbigen Handel erklärt. Nun soll's einen Prozeß geben nach der Schwierigkeit. Gotthold muß sein Eigenthum wieder kriegen. Er kann dann Cölestine heirathen, wenn Beide nämlich einander leiden mögen. Denn die Ehe ist ein schwierig Ding und gar nicht gemacht für empfindliche Creaturen. Deshalb rath' ich Dir,

heirathe nicht, denn Du bist wie das Fürchtekraut (Noli me tangere.) Ich denk' mir nur, der Rath wird 'mal wieder in den Wind gered't sein. Na, halt's, wie Du willst! — Auf unsere Sache wieder zurück zu kommen, so thue ich Dir zu wissen, daß Du mit Süßlich in meinem Namen reden sollst. Er wird Dich schon selber holen lassen. Kannst ihm immer die Wahrheit auf der Baßgeige vorbrummen, nur keine Injurien, denn die kosten Geld! Hast Du Geld? Wo nicht, so thu's Maul auf, und ich will Dir 'was schicken. Denn 's freut mich, daß Du eines Anderen früher gedacht hast. Schulden bezahle ich aber nicht; mit den kümmere Dich selber. — Von Süßlich fordere meinen Contract, den ich vor Jahren privatim mit ihm schloß. Gibt er ihn nicht gutwillig heraus, so drohe mit der Klage und lasse mich's ungesäumt wissen.

Ich höre, daß eine Baronesse Dein Umgang ist. Taugt sie was, bon; ist sie aber eins von den Weibsbildern, die einen jungen Kerl um seine Ehre und Unschuld bringen, weil ihnen sein Gesicht oder die Augen gefallen, so soll ihr der Satan die Zöpfe flechten! Du wirst mich be-

nachrichtigen, wie das ist, denn Du weißt, ich achte den Adel, nur hat's immer einen Haken, wenn er mit Bürgerlichen vertraut thut. Das ist genau, wie mit den Pfaffen. Wie Jedem von diesen der gestickte päpstliche Pantoffel immer und ewig vor den Augen herumschwimmt, so sehen sich alle Adeligen mit der Krone auf dem Kopfe. Denn Art läßt einmal nicht von Art!

Cölestine sagt mir, daß Du fleißig seist und gute Aussichten habest. Das höre ich gern. Mach's so fort und immer mit Ehren, und wie gesagt, sei uneigennützig, doch mit Ueberlegung! Ich denke, wir sollen uns bald sehen. Die Mutter, Dein ehemaliger Stubenbursche Alexander, ein rammasirter Kerl, und der schwächliche Gotthold, der in meiner Luft- und Windschule schon erstarken soll, grüßen allesammt mit treudeutscher Herzlichkeit. Bleibe brav, schaffe was Gut's und werde mir kein solcher Zierbengel, wie ich sie letzthin in einem Bilderladen auf dem Jahrmarkte aushängen sah, so wirst Du ein lieber Sohn sein und bleiben

Deinem alten treugesinnten Vater

Knickeberg."

Hätte sich der Himmel geöffnet und wäre ein Engel zu ihm herab gestiegen, um ihm den unverwelklichen Kranz des Ruhmes, die Glorie der Unsterblichkeit zu reichen, Theobald's Freude und wahrhaftes Entzücken hätte kein größeres, kein reineres sein können. Genüsse des Herzens, die er lange Zeit hatte entbehren müssen, standen ihm wieder bevor. Er konnte hoffnungsvoll den Seinen entgegeneilen, er durfte sie Alle mit gleicher Herzlichkeit und Inbrunst an seine übervolle Brust drücken.

Diese Nachricht machte ihn auf mehrere Stunden zu jeder Arbeit untauglich. Er mußte in's Freie, um Luft zu schöpfen und sein tobendes Blut einigermaßen wieder zu besänftigen. Gegen Abend besuchte er Aurora, die ihn freundlich, ja herzlich und liebevoll, beinahe zärtlich aufnahm.

„Ihnen ist etwas begegnet, theurer Freund," redete sie ihn mit der Theilnahme wahrer Freundschaft an. Theobald lächelte, nicht bitter und höhnisch, wie sie es wohl an ihm gewohnt war, sondern stolz und wehmüthig zugleich, wie die wahre, tiefe, ewige Freude lächelt.

„Diesmal dürfen Sie nicht erschrecken, meine

Theure," erwiederte der junge Mann. „Ich bringe gute, ich bringe die besten Nachrichten."

Er zog den Brief seines Vaters hervor und theilte ihn der Baronesse mit, ohne ein Wort zu verschweigen. Aurora ward von diesen Eröffnungen nicht wenig ergriffen. Ihr kluger Geist, praktischer und mit weltlichen Angelegenheiten vertrauter, sah hier eine Häufung von Schwierigkeiten, die nur durch die ausgezeichnetste Geschicklichkeit eines scharfsinnigen und gewandten Rechtsanwaltes beseitigt werden konnten.

„Freund," sagte Aurora mit mehr Ernsthaftigkeit, als Theobald vermuthet hatte, „hier gibt es Vorsicht und die größte Ueberlegung. Süßlich ist im Besitz, der Besitz verleiht eine Macht des Rechtes, die oft allen Gesetzen widersteht, sie alle besiegt. Alexanders Rückkehr kann nützen und schaden, je nachdem sie angewendet wird. Ihr trefflicher Vater, den ich nach diesem Briefe nur noch lieber gewonnen habe, ist doch von der Freude über die gemachten Entdeckungen überrumpelt worden. Er glaubt schon gesiegt zu haben, wo der Kampf erst beginnen soll. Süßlich ist zu schlau, zu gewandt in Erfindung von Ausflüchten, um sich so leicht

aus dem Felde schlagen zu lassen. Haben Sie nichts dagegen, lieber Freund, so werde ich meinen Rechtsbeistand, einen allgemein geachteten und durchaus verschwiegenen Mann, in das Geheimniß ziehen."

Da Theobald sogleich beistimmte, ward Aurora's Advocat schon am nächsten Tage gerufen, von dem Stande der Dinge, so weit er jetzt bereits deutlich vorlag, unterrichtet und um seine Meinung befragt. Er erklärte sich auf der Stelle bereit, den Prozeß, der unvermeidlich war, zu führen und gab Theobald einige nöthige Verhaltungsregeln, falls der betrügerische Banquier eine Unterredung mit ihm begehren sollte.

Drittes Kapitel.

In einer Erzählung, die, wie die unsrige, an verschiedenen Orten sich zuträgt, wo Meinungsverschiedenheiten, Neigungen und Leidenschaften die einzelnen handelnd darin auftretenden Personen einander bald zuführen, bald sie wieder trennen, ist es nicht zu vermeiden, daß diejenigen Charaktere, die grade im Augenblick nicht in die Begebenheiten eingreifen, auf einige Zeit von dem Schauplatz abtreten. So ist es uns mit zwei Personen gegangen, die wir nicht länger in ihrer Verborgenheit lassen dürfen, da sie späterhin noch mehrfach in das buntfarbige Gewebe eingreifen, die Fäden knüpfen und flechten helfen.

Elise's Zorn über Theobalds vermuthete Untreue war ein vorübergehender. Sie wünschte weder, noch fürchtete sie einen gänzlichen Bruch mit dem Geliebten, vielmehr war sie nach Art liebender Frauen der Ansicht, daß ein Zwist, auch ein heftiger, nur dazu diene, das etwas gelockerte Band alsbald desto fester zu schlingen und gleichsam unauflöslich zu verknüpfen. Dieser in der Natur der meisten Frauen liegende Kunstgriff mag bei der Mehrzahl der alltäglichen Männer von Wirkung sein. Theobald dachte und fühlte anders. Sein Charakter, mehr ernst als heiter, leichter das Düstere, Trübe im Leben und in jeglichem Verhältniß erkennend, als das Heitere und Erfreuende herauslesend, vermied gern allen Streit, namentlich mit Personen, die er achtete, ehrte, liebte. Das Unvermeidliche trug er mit Ruhe, es durfte ihm aber nicht wieder vorgehalten werden, wenn er nicht ärgerlich werden sollte. Hatte er aber bei einem sich einschleichenden Mißverständniß, wobei er von Schuld nicht freizusprechen war, seinen Theil bereitwillig auf sich genommen und Schritte zur Versöhnung gethan, dann verlangte er auch von der andern Seite ein Insichgehen, eine unbedingte und schnelle

Versöhnung und eine gänzliche Schlichtung des Streites, ohne Winkelzüge, ohne kleinlichen und peinlichen Hinterhalt. Recht in der Seele zuwider war ihm das Pochen der Frauen auf ihr sogenanntes Recht, jenes schmollende Trotzen, das freilich manchen allerliebst steht, die meisten aber in den Augen verständiger Männer nur herabsetzt, da es gar zu sehr an den Eigensinn der Kinderwelt erinnert. Ueberdies witterte er etwas von gewöhnlicher, um nicht zu sagen gemeiner, Gesinnung in solchem Gebahren, und wo ihm diese auch nur wie ein Hauch berührte, da hörte in der Regel seine Liebe und seine Achtung auf. Es gab sogar Fälle, wo er Alles darüber vergessen, wo er aus überfeinem Rechtsgefühl selbst ungerecht gegen Andere werden konnte.

Aehnlich war es ihm mit Elisen ergangen. Nachdem sie ihm seinen Brief zurückgeschickt, suchte er sie geflissentlich zu vergessen. Es gelang ihm nach und nach, wie dem eisernen Willen des Mannes Alles, wenn auch zuweilen nur langsam und durch starre Ausdauer, gelingen muß. Anders hatte Elise, die fleißige Arbeiterin, calculirt. Es war ein Calcul der Liebe, wie sie so oft gemacht

werden und so oft fehl schlagen, und dann in Jammer und Noth endigen. Wenige Tage reichten hin, das liebebedürftige Mädchen ganz zu versöhnen. Sie hoffte, Theobald solle wiederkommen und sie sah ihm zu Liebe öfterer von ihrer Arbeit auf, als es gut war. So harrte sie zwei, drei, mehrere Tage. Es verging eine Woche, und sie glaubte noch immer, jeder sich nähernde Schritt würde ihr den gleichfalls versöhnten Geliebten zuführen. Sie hatte keine Ahnung von der Sprödigkeit Theobald's, die glasartige Zerbrechlichkeit auch der leidenschaftlichsten Neigung war ihr ein unauflösbares, ein unbegreifliches Räthsel.

In die Einsamkeit ihres kleinen, reinlichen Zimmers gebannt, fühlte sie die Leere, welche durch das Ausbleiben Theobalds entstanden war, täglich empfindlicher. Häufige Thränen benetzten ihre kunstreiche Arbeit, die sie von der Baronesse, also von der Frau empfangen hatte, der sie die Untreue des Geliebten Schuld gab. An ihn zu schreiben wagte das schüchterne Mädchen nicht. Es hätte darin ein Zugeständniß von Schwäche gelegen, das sie nicht laut werden lassen wollte. Lieber litt sie unter Angst und Seufzen, litt lange, grämte sich

bleich und halbkrank. Wenn sie am Nachmittag ihre enge abgelegene Wohnung verließ, um fertige Arbeiten zu ihren Kunden zu tragen, ging sie an Theobald's Hause vorüber, in der Hoffnung, ihn vielleicht zu sehen oder ihm wohl gar zu begegnen. Auch dies gelang ihr nicht. Die Liebe ist aber erfinderisch, vielleicht noch erfinderischer als die Noth, und Liebesnoth, sagt die Welt, zähle mit unter den ärgsten Nöthen. Elise bemühte sich daher, dem verstoßenen Freunde auf andere Weise ihre noch fortdauernde treue Zuneigung anzudeuten.

Es war die Zeit der Blumen. Das Mädchen selbst besaß ein wohlgepflegtes Gärtchen, das ihrem genügsamen Sinne viel Freude machte. In diesem Gärtchen sammelte sie Tag für Tag die schönsten Blumen oder verschaffte sich, wenn ihr die eigenen nicht gefielen, andere, band sie auf eigenthümliche, dem Geliebten wohl bekannte Weise in einen Strauß und legte diesen gegen Abend auf der Schwelle des Hauses nieder. Schon am nächsten Tage ging sie aus, um zu sehen, welchen Erfolg ihr Einfall gehabt habe. Sie hatte die ganze Nacht von ihm geträumt, er hatte ihr vergeben, sie wieder zärtlich in seine Arme geschlossen.

Schon von Weitem bemerkte sie an Theobalds Fenster einen Blumstrauß. Ihr Herz klopfte, daß die Spitzen an ihrem Kleide zitterten. Fliegenden Schrittes kam sie näher und näher und — furchtbare Enttäuschung, ihr Strauß lag zertreten auf der Schwelle! „Er hat ihn nicht gesehen, er ist wahrscheinlich spät nach Hause gekommen, oder es hat ihn auch ein Anderer schon früher zertreten," sprach sie entschuldigend. „Was ist's auch Schade um die paar Blumen. Es gibt deren heuer genug. Ich werde ihm einen neuen und noch weit schönern Strauß binden."

Allein auch dieser und nach ihm noch mancher andere hatte kein besseres Schicksal. Theobald, mit seinem Schicksal, noch mehr mit Aurora beschäftigt, achtete bei seinem träumerischen Gehen und Kommen nicht auf die Blumen, die ihm sein Mädchen als fürbittende Boten entgegen sandte. Er zertrat sie unbeachtet, ohne Absicht. Hätte er sie wirklich gewahrt, vielleicht wäre ihm Elise dann eingefallen. Er würde einen heftigen Schmerz, ein recht tiefes, schreiendes Weh durch seine Brust beben gefühlt haben, der so anmuthig hingeworfenen Lockung aber schwerlich gefolgt sein.

„Ich hab' ihn verloren, ich Arme!“ klagte nun Elise in ihrer Einsamkeit. „Freilich ist es kein Wunder,“ fuhr sie fort, „er hat die vornehmen, klugen Frauen kennen gelernt, die so viel gelernt haben und überdies auch noch sticken können, wenn sie sonst wollen. Ich hab' ihn beleidigt, erzürnt, und das nehmen die Männer allen Mädchen übel, wenn sie erst ihrer Liebe gewiß sind. Könnten wir ihnen unsere Neigung doch verbergen, immer verbergen! Dann würden sie stets um uns und wir hätten den Verlust oder gar Verrath eines wahrhaft Geliebten nicht zu betrauern.“

So suchte sich Elise zu beschwichtigen und Theobald zu entschuldigen, während sie an dem Ruhekissen mit unermüdlichem Fleiße fortarbeitete. Sie gab sich mehr Mühe als sonst, denn eben weil ihr die fortwährende Erinnerung an die Begegnung Theobalds bei der Baronesse schmerzlich war, liebte sie diese Arbeit, wie keine. „Und wenn die schöne, stolze Frau ihn liebt, so beschenkt sie ihn wohl damit,“ schloß sie weiter, „und da wär' es doch gar schön, wenn ich für den, der doch einzig noch in meinem Herzen lebt, gearbeitet hätte. Vornehme und reiche Leute geben sich nicht so viel Mühe mit

solchen nüchternen Dingen. Sie schenken nur viel, weil sie viel bezahlen können."

Ein von dem Geliebten verlassenes Mädchen lebt, mag es schuldig oder unschuldig an dem erfolgten Bruche sein, alle heitern und trüben Scenen noch einmal durch, die ihr in der Zeit ihres Glückes begegnet sind. Elise machte es eben so. Erst las sie die Briefe, die sie noch von ihm aufbewahrte, dann ging sie durch, was er mit ihr gesprochen, was sie von ihm gelernt, auch was er ihr blos erzählungsweise mitgetheilt hatte. Dabei fiel ihr der Name Pauline recht schwer auf's Herz. Sie ließ die müden Hände in den Schooß sinken und weinte bitterlich. „Es muß eine gute Seele sein, diese Pauline," sprach sie, die Nadel von Neuem emsig handhabend. „Ich werde sie aufsuchen, vielleicht, daß er wieder einmal bei ihr gewesen ist, daß sie weiß, wie er lebt, wie es ihm geht!"

Theobald hatte Elisen das Abenteuer jener Nacht so ausführlich erzählt, daß diese Weg und Haus im Finstern finden zu können glaubte. Sie machte sich nun eines Nachmittags auf den Weg und schlug die bezeichnete Richtung ein. Ihr vor-

trefflicher Ortssinn kam ihr zu Hilfe, sie traf das Haus und fand Pauline, deren sehr leidende Mutter vor Entkräftung in tiefem Schlafe lag.

Pauline konnte sich den Besuch des ihr völlig unbekannten Mädchens nicht erklären, erst der Name Theobald gab ihr einiges Licht. „Ich habe ihn seit jenem Abende noch nicht wieder gesehen," sagte Pauline betrübt. „Wahrscheinlich ist er nicht gekommen, weil ihn die Mutter so heftig gehen hieß. Ob er wohl noch so unglücklich ist?"

Da Elise sogleich erkannte, daß sie Theobald in Bezug auf dieses halbe Kind in einem ganz ungegründeten Verdacht gehabt, nahm sie keinen Anstand, der Theilnehmenden ihr Unglück mitzutheilen. Beide Mädchen weinten um die Wette über die viele Noth und das entsetzliche Elend, das in der Welt immer die Unschuldigsten treffe. Sie weinten und klagten so lange, bis sie sich etwas erleichtert fühlten. Denn darin gleichen die Mädchen einem wolkenumzogenen Himmel, der auch erst dann dem freundlichen Sonnenlicht wieder Raum gibt, wenn er sich ausgeregnet hat. Thränen sind bei Frauen Beförderer der Heiterkeit, bei Männern Wundenmale, nach denen er die inhaltschwersten

Epochen seines Lebens abzählt. Frauen werden durch Thränen verjüngt, Männer machen sie alt. Denn wenn ein ächter, ganzer Mann weint, so blutet Alles in ihm, so ist es nur eine Rettung vor dem Wahnsinn.

„Weißt Du, liebe Pauline," sagte Elise zu ihrer schnell gewonnenen neuen Freundin, „wir könnten uns gegenseitig unterstützen. In ein paar Wochen ist die Miethe um, ich wohne da draußen so gar abgelegen, da fast alle meine Kunden und Gönner in der Altstadt leben. Hättest nun Du und Deine Mutter nichts dagegen, so würde ich am liebsten mit Euch zusammenziehen. Es ist hier so hübsch ruhig und recht schön licht. Die Aussicht auf die grünen Bäume, die wogenden Felder und weiterhin auf die blauen Höhen erfrischt und erfreut das Auge. Du trittst mir hier dies Fenster ab. Da passe ich meinen Tritt hinein, stelle mein Nähtischchen oder meinen Stickrahmen auf und arbeitete mit vergrößertem Fleiße. Dann Abends plaudern oder singen wir zusammen oder lesen auch etwas. Ich habe noch manches recht ergetzliche Buch von Theobald," setzte sie seufzend hinzu. „Ach das war eine Freude, wenn wir so traulich beisammen saßen,

uns die Hände drückten und er mir vorlas! Das ist vorbei, für immer vorbei! — Ja Pauline, thu' es, ich bitte Dich! Stelle es Deiner Mutter vor. Ich bin ein ordentliches, fleißiges Mädchen, das sich 'was erspart hat. Von meiner Hände Arbeit, wenn Gott mir nur die Augen erhält, kann ich mich ernähren, und Dir, liebe Pauline, lerne ich das Sticken noch obendrein. Das soll eine Lust sein, gelt?"

Wie hätte Pauline so freundlichem Bitten widerstehen können! Ihrer Mutter war es sogar lieb, noch eine Zimmergenossin in's Haus zu bekommen, die ihr manche Erleichterung in der kleinen Wirthschaft verschaffen und die Last des Zinses um ein Bedeutendes erleichtern konnte. Elise zog nach einigen Wochen ein, und obwohl sie sehr blaß und mager geworden war, schien es doch, als fühle sie sich im Umgange des wahrhaft gottesfürchtigen jungen Mädchens um Vieles leichter und heiterer.

Leider sollte dies Zusammenleben nicht lange ungestört bleiben! Pauline's Mutter ward immer matter und hinfälliger, ohne daß sie es erlaubte, einen Arzt herbeizurufen. Sie theilte in diesem Puncte den Glauben der meisten Leute niedern

Standes, daß alle Doctoren nur dazu da seien, die Kranken um's Geld zu prellen und sie deshalb recht lange krank zu erhalten. Bei der schnell überhandnehmenden Schwäche durfte es nicht auffallen, daß die sanft Entschlummerte eines Morgens nicht wieder zum Leben erwachte.

Elise hatte bei diesem Todesfalle viel zu sorgen, was sie mit der größten Aufopferung that Denn Jemand zu Gefallen zu leben, sich für liebe Menschen abzumühen und zu plagen, war ihr eben so ein Genuß, wie es für die Meisten eine Tortur ist. Sie bestellte die Beerdigung, sie lief zu den verschiedenen Menschen, die dabei zu thun hatten, sie schaffte endlich Kränze herbei, schmückte die Leiche und machte des Nachts in aller Eile, aber geschickt und mit Geschmack, für sich und Pauline sehr kleidsame Trauergewänder.

Bis zu dieser Zeit hatte Elise noch immer Theobald weder gesehen, noch gesprochen. Ein einziges Mal, wenige Tage vor dem Ableben der Mutter Paulinens, war sie bei Aurora gewesen, um das kostbare Ruhekissen abzuliefern. Sie fürchtete, den Geliebten bei der vornehmen Frau zu treffen und ging deshalb mit heftigem Bangen zu

ihr. Die Baronesse war allein. Wie gewöhnlich, traf sie die junge Wittwe malend. Die kleine Staffelei war dem fast gänzlich mit leichten Gardinen verhüllten Fenster zugewendet, damit das allzuhelle Licht die Künstlerin nicht blende. Früher hatte Elise auf die Beschäftigung der Baronesse wenig geachtet, theils weil sie diese Dinge nicht interessirten, theils weil sie der Meinung war, es sei dergleichen eben ein Zeitvertreib müssiger Vornehmen, die einer Tändelei ziemlich gleich zu achten. Diesmal aber war sie neugierig. Sie nahm sich vor, das Gemälde Aurora's in der Nähe zu besehen, es möge kosten, was es wolle.

Leutselig hieß sie die Baronesse niedersitzen, um noch einige Pinselstriche zu thun. Dann schob sie die Staffelei zurück in die Fenstervertiefung und bat Elise, näher zu treten.

„Sie haben mich diesmal recht lange warten lassen, liebes Kind," sprach sie sanft, ohne Vorwurf im Tone, „ich glaubte schon, Sie seien erkrankt und war bereits entschlossen, in einigen Tagen zu Ihnen zu schicken. Lassen Sie sehen."

„Ich war auch nicht wohl," versetzte Elise mit bewegter Stimme, die aus dem Herzen heraufklang.

Aurora richtete ihre dunkeln Augen auf das Mädchen.

„Wie blaß Sie aussehen! Was hat Ihnen gefehlt?“

„O nichts von Bedeutung,“ erwiederte Elise, indem sie zu lächeln versuchte, „ich hatte Kummer, und Kummer, gnädige Frau, der nimmt die Menschen recht mit.“

„Da sprechen Sie ein wahres Wort, liebes Kind,“ sagte Aurora, das Ruhekissen vor dem zurückgeschobenen Vorhange entfaltend. „Ich habe schon viel Kummer durchgelebt. — Aber wirklich, Sie arbeiten mit einer Sorgfalt, die in Erstaunen setzt. Dafür verdienen Sie einen Händedruck.“

Aurora reichte Elisen ihre schmale Hand und zog sie freundlich an sich. Dadurch kam diese so zu stehen, daß sie Staffelei und Gemälde im vollen Licht übersehen konnte. Ein liebendes Herz ist manchmal furchtbar glücklich im Errathen, im Ahnen. Elise sah, was sie erwartet hatte. Sie erkannte auf der Staffelei das beinah vollendete Porträt ihres Geliebten.

Sie konnte sich nicht mehr beherrschen. Aurora's Freundlichkeit, der tiefe Blick ihres Auges,

der wohl eine vertraute Bekanntschaft mit überlebtem Knmmer verrieth, der Schmerz, der in ihrem eigenen Busen wühlte, drängten sie unaufhaltsam zu den heftigsten Thränen. Und Aurora war zu sehr tief fühlendes Weib, als daß sie dem Mädchen einen so natürlichen Ausbruch lebendigen Gefühls übel gedeutet hätte. Sie ließ die Thränen der Bekümmerten fließen, ohne sie zu stören, und Elise war es wieder eine Erleichterung, daß sie am Herzen ihrer Nebenbuhlerin — denn dafür mußte sie die Baronesse von diesem Augenblicke an halten — ihren bittersten Schmerz ausweinen konnte. Sie erkannte in der schönen Ruhe, in der rührenden Theilnahme, die ihr die vornehme Frau zollte, daß Theobald ihrer nicht unwürdig sei, und dies tröstete Elise, so sonderbar dies auch klingen mag. Als sie sich wieder erholt hatte, verließ sie in einem gewissen Sinne heiterer, als sie gekommen, das prunkvolle Haus der Baronesse. Sie triumphirte über sich selbst, daß sie so gänzlich den Grund ihrer Betrübniß vor Aurora geheim gehalten.

Wenige Tage später fiel Theobald's Geburtstag. Harmonisches Glockengeläut weckte ihn schon früh am Morgen. Es war ein katholisches Fest,

dem zu Ehren die metallenen Stimmen feierlich erklangen. Theobald lauschte den vom Winde herübergetriebenen Tönen mit seltsamen Gefühlen. Dieser Tag weckte in ihm stets wehmüthige Erinnerungen, denn er hatte ihn nie mit jener Fröhlichkeit antreten können, die bald Folge, bald Bedingniß frischen Lebensmuthes ist. Ihm war der erste Tag eines neuen Lebensjahres immer nur der erste gewagte Tritt auf ein grün übersponnenes Moor gewesen, in dem er versinken, das er im glücklichsten Falle durch kühne Sätze und Sprünge überschreiten konnte. Auch heut erschien ihm aller Zukunftsglanz noch in dem nämlichen eben so verlockenden wie abschreckenden Bilde. Der Anblick, schon die Ahnung des Geheimnißvollen reizt aber, und dieser Reiz, der in Theobalds Seele vielleicht stärker und zäher war, als in der anderer Menschen, täuschte ihn wenigstens mit allerhand Bildern süßen Glückes, wie denn überhaupt die reinsten und schönsten Stunden seines Lebens in der behaglichen Ausmalung eines Zustandes, einer Lage bestanden, die ihm die wünschenswertheste schien. Glich dieser mit Bewußtsein erträumte Glückszustand auch nur dem gemalten Papierhimmel seiner Schülerklause, so war er doch

immer ein Ersatz für den wirklichen Mangel, den er so oft und so schmerzlich empfinden mußte.

Vertieft in diese Träumereien verließ Theobald sein Lager später, als er sonst zu thun pflegte. Er hörte inzwischen in seinem Zimmer mehrmals gehen, doch achtete er nicht darauf, da er glaubte, es sei die Bedienung. Wie erstaunte er nun, als er beim Oeffnen der Thür seinen Schreibtisch mit den köstlichsten Blumenstöcken besetzt und mit einem Kranz von Rosen umwunden sein eigenes wohl getroffenes Porträt erblickte! Er konnte nicht einen Augenblick in Ungewißheit sein, von wem diese freundlichen Gaben kamen. Ein rosarothes Billet mit dem Wappen Aurora's benahm ihm vollends jeden Zweifel. In den liebevollsten Ausdrücken schrieb ihm die junge Frau so zutraulich, innig und herzlich, daß Theobald wohl nicht länger an ihrer wärmsten Freundschaft für ihn zweifeln konnte. Am Schlusse der glückwünschenden Zeilen war aber eines Geschenkes gedacht, das Theobald bisher übersehen hatte und über das er wahrhaft erschrak. Es war ein mit der größten Sauberkeit gesticktes Ruhekissen.

Wie durch einen Zauberschlag sah er Elisens Bild vor sich stehen. Er sah das liebliche Mädchen

am kleinen Fenster des niedrigen Stübchens sitzen, wie sie unermüdlich die Nadel regte. Er hörte ihr behagliches Geschwätz, das, ob auch um unbedeutende Dinge schweifend, ihn doch so oft zerstreut und erheitert hatte. Den Besitz dieses unschuldigen, genügsamen Mädchens hatte er verloren, und nun sollte er auf eine Arbeit ihrer Hand sein müdes Haupt sinken lassen! Auf eine Arbeit, bei der sie vielleicht in dem vermeintlichen Glauben, daß er ihr untreu geworden, viele viele Thränen vergossen hatte.

Auch eine zerstörte, zerbrochene Liebe ist immer noch nicht gleichgiltig. Herzen, die einmal an einander geschlagen, fühlen ihre Pulsschläge noch nach langen langen Jahren in altgewohntem Takte, wenn der Zufall sie wieder zusammenführt. Ein Schriftzug der Hand, die wir einst in seliger Wonne geküßt, deren warmen Druck wir gefühlt haben, besitzt eine electrische Kraft und läßt unser Herz krampfhaft zusammenzucken, wenn wir ihn wieder erblicken. Wer schon Spaltungen, Risse der Neigungen, Trennung und Bruch erlebt, wird sich in die Empfindungen versetzen können, die über Theobalds Seele braus'ten. Das Glück dieses Tages war für ihn dahin, der heitere Duft einer über seinem Haupte

heller als sonst leuchtenden Zukunft ward von grauen Wolken verdrängt. Er konnte diese letzte Gabe nicht annehmen, ohne Skorpionen unter seinem Haupte zu fühlen. Ein schwerer Gang, eine noch schwerere Eröffnung stand ihm bevor.

Die Glocken auf der katholischen Kirche läuteten noch immer, als er aus dem Hause trat. Ihm grade entgegen kam in ernstem Schweigen ein Trauerzug. Schwarze Träger trugen den einfachen Sarg, der nur mit einer einzigen Guirlande um das schmucklose, abgenutzte Bahrtuch bekränzt war. Hinter dem Sarge gingen einige Männer, von denen Theobald keinen persönlich kannte. Ein einziger verschlossener Wagen folgte, durch dessen herabgelassene Scheiben zwei schwarz gekleidete Mädchengestalten schimmerten. Theobald kamen diese bekannt vor, und wie es ihm eine böse Vorbedeutung schien, daß das erste Begegniß am Geburtstagsmorgen ein Leichenzug war, so hielt er es auch für eine Art Sühne, wenn er ihm folgte. Ohnehin bedurfte er der Sammlung, und so schloß er sich dem Wagen an. Der nahe gelegene Kirchhof war bald erreicht. Theobald lehnte sich in einiger Entfernung vom Grabe an ein Monument, das ihn verdeckte. Die

Leidtragenden umringten das Grab, der Sarg ward herbeigebracht, auch die Mädchen erschienen. Sie waren dicht verschleiert und schluchzten beide laut, vornehmlich die zartere, kleinere Gestalt. Jetzt versank der Sarg in der Grube, die Umstehenden sprachen ein stilles Gebet und warfen eine Hand voll Erde nach. Auch die Mädchen huldigten der Sitte, wobei sie sich entschleierten. Theobald erkannte Elise und Pauline. Sein Erstaunen war so groß, daß er den Namen der Ersteren vernehmlich aussprach. Elise hörte den Ruf und blickte sich um. Auch sie erkannte Theobald und die Todtenblässe, die jetzt ihr eingefallenes Gesicht überzog, sprach laut genug von der Erschütterung ihres Gemüthes. Sie mußte sich an Pauline halten, um nicht umzusinken. Inzwischen war Theobald mit schnellen Schritten herbeigekommen, hatte die Zitternde umfaßt und sah jetzt mit dem tiefen fragenden Ausdruck seines treuen Auges den leidend gesenkten Blick der ehedem Geliebten.

„Müssen wir uns so wieder finden, Elise?" sprach er kaum hörbar. „Soll der Tag, der mir das Leben gab, zugleich der Begräbnißtag all' unserer glücklichen Erinnerungen sein? Ich hatte dies

nicht verdient, Elise! Wenn ich fehlte, so bereute ich auch; doch nun — nun ist Alles zu spät!"

„Zu spät!" wiederholte Elise, und in diesem „Zu spät!" sprach sich die trostlose Leere eines ganzen Lebens aus. Es klang wie das Pfeifen des Windes auf unbewohnter, ewiger verlassener Haide.

Die Erdschollen pollerten dumpf auf den Sarg und zeigten den Leidtragenden an, daß sie hier nichts mehr zu thun hatten. Theobald ergriff Elisens Hand, die sie ihm ließ und geleitete sie zurück nach dem Wagen. „Wir müssen uns noch einmal sprechen," sagte er. „Darf ich heut, morgen, übermorgen kommen?"

„Ich habe meine Wohnung verlassen," versetzte Elise, „ich bin die Hausgenossin Paulinens."

„Also heut' Abend?"

Elise neigte bejahend ihr Haupt, der Wagen rollte fort, Theobald stand allein am Thor des Kirchhofes. Kopfschüttelnd sah er dem verschwindenden Wagen nach und ging dann, in mancher Hinsicht noch schwermüthiger und gedrückter, als er sie verlassen, in die Stadt zurück.

Mit Unruhe sah Aurora dem Besuche des Freundes entgegen. Sie war bemüht gewesen, für

diesen Tag Alles so einzurichten, wie sie voraussetzen konnte, daß es Theobald erfreuen würde. Sie hatte für ihn diejenigen Blumen ausgesucht, die er am meisten liebte, mit ähnlichen war ihr eigenes Zimmer ausgeschmückt. Der Kamin, in dessen blankem Rost die herbstliche Kühle bereits ein trauliches Kohlenfeuer nöthig machte, war ebenfalls grade mit solchen Kunstgegenständen aufgeputzt, die vorzugsweise Theobalds Beifall hatten. Die Büsten der Dichter, die unser Freund vor andern schätzte und verehrte, trugen Lorbeerzweige um ihre Marmorstirnen.

Als der sehnlichst Erwartete endlich erschien, begrüßte ihn Aurora mit einem Kuß auf die Stirne. „Können Bitten und Wünsche weihen und segnen," sagte sie bewegt, „so sind Sie von jetzt an geweiht und gesegnet!"

Alle andere banalen Beglückwünschungen, wie sie bürgerliche Alltäglichkeit noch immer festhält und sehr rührend findet, unterblieben.

Theobald fand keine Worte für den Dank, der ihm im Herzen ruhte, nur sein Auge sprach und ward verstanden.

„Ich habe es so eingerichtet," sagte Aurora, „daß wir heut ganz ungestört im Gespräch bei einander sein können, denn wir haben uns noch sehr viel zu sagen. Eine besondere Freude habe ich Ihnen, lieber Theobald, jetzt noch mitzutheilen. Herr Prickelmann, den Sie ja auch kennen, schrieb mir vor einigen Tagen, da ich wegen entnommener Bücher mit ihm in Verbindung stehe. Er fragte mich, was ich von Ihnen halte und ob ich „das Ding" kenne, das Sie geschrieben. Das sind Kunstausdrücke, Theurer, die Sie sich angewöhnen müssen. Anfangs verstand ich ihn nicht, nachher kam ich dahinter, daß er Die mir bekannten humoristisch-satyrischen Blätter meinte. Warum haben Sie mit dem Manne davon gesprochen? Sie hätten es nicht thun sollen! Da es nun aber einmal geschehen ist, so halte ich es für gut, die Sache oder „das Ding" in's Publicum zu bringen. Ich nahm Rücksprache mit dem sehr verständigen Manne und er hat einen Contract nach meinen Vorschlägen entworfen, den ich Ihnen hiermit als ein Angebinde, das Ihnen die Natur macht, übergebe.

Theobald sank aus einer Ueberraschung in die andere. Daß sein heißester Wunsch so schnell ver-

wirklicht werden würde, hätte er nach den Schwierigkeiten, die sich ihm bisher gezeigt, nicht mehr gehofft. Die Bedingungen waren nicht glänzend, aber annehmbar, und Theobald hatte die freudige Genugthuung, somit auch den Geburtstag seines ersten Geistesproductes an diesem an Eindrücken der entgegengesetztesten Art so reichen Tage zu begehen.

„Sie sehen mich über so viel Güte erstaunt, geliebte Freundin," versetzte Theobald nach einiger Zeit. „Wie schmerzlich ist es mir, gestehen zu müssen, daß Sie diese sprechenden Beweise einer großmüthigen Freundschaft einem Unwürdigen zugedacht haben!"

„Theobald!" rief Aurora aus. „Lassen Sie den finstern Geist schon wieder Macht über sich gewinnen? Oder meinen Sie, ich werde meine Gunst, meine Freundschaft an einen Ungeprüften verschenken?"

Theobald sah die Freundin mit einem so sonderbaren Blicke an, daß sie unwillkürlich die Augen niederschlagen mußte. „Nein," sprach er entschlossen, „ehe wir uns gegenseitig größere Verbindlichkeiten auflegen, lassen Sie uns ganz offen sein. Täu-

schungen sind anfänglich süß, sie berauschen, wie verbotene, heimliche Genüsse, kommt aber die Zeit, wo die glänzenden Schleier fallen, wo keine Phantasie mehr ausweichen will, die künstliche Lüge zu verdecken; dann werden sie zu Höllenqualen! Aurora!" fuhr er lebendiger, heftiger fort und ergriff beide Hände der jungen Frau, „Sie sind in den Kreis meines armen, freudenleeren Lebens getreten, wie die Gestalt eines Engels. Sie riefen mir und ich folgte willenlos, folgte gern. Ich war gebunden, als Ihr reiner Herzenston mich an Sie kettete, ich liebte oder glaubte wenigstens zu lieben, und das arme Mädchen, das mir ihre Neigung geschenkt, sah mich bei Ihnen und — verstieß mich dann. Sie war arm, aber ehrbar und fleißig. Sie arbeitete für Sie und Sie, o Sie wußten nicht, daß eine Arbeit der einst Geliebten mir als theures Geschenk von Ihnen übergeben werde!"

Aurora übersah mit raschem Blick die peinvolle Lage des geliebten Freundes. Theobalds Geständniß überraschte sie nicht, denn der helle Blick der Frauen hatte ihr längst verrathen, daß die Leidenschaft auch der Liebe mehrmals das Herz des

Freundes stürmisch bewegt haben mußte. In ihrer sänftigenden Ruhe antwortete sie:

„Sie haben geliebt, Theobald, lieben Sie noch?"

Unser Freund schwieg, denn er mochte in diesem Augenblick keine Unwahrheit sagen, und unwahr wäre sowohl eine bejahende als eine verneinende Antwort gewesen.

„Ich verstehe Sie," sprach Aurora, „ich weiß auch, daß Mitleid Ihnen oft für Liebe gilt. Elise liebt Sie, weil sie Ihren Umgang vermißt, es wäre aber nichts Unmögliches, daß Sie vergessen würde, begegnete dem leicht empfänglichen Mädchen eine Natur, die ihren Lebensmaximen besser zusagte. Hören Sie mich, Freund! Vertragen Sie sich mit Elisen, aber scheiden Sie. Es wird Euch schmerzen, aber nicht verwunden. Mein Geschenk aber behalten Sie in Gottes Namen. Es sei Ihnen eine Warnung, die Sie in der Zukunft abhalten möge, ähnliche Verbindungen mit leichtem Sinn und lockerem Muthe zu schließen. Von mir bedürfen Sie keine Verzeihung, denn ich glaube Schein von Wahrheit, bloße momentane Aufregung von tiefer Leidenschaft unterscheiden zu können."

Wenn wir aus einem geliebten Munde hören, was wir wünschen, dann bleibt die Beruhigung selten lange aus. Theobald gab Aurora Recht, obschon er aus Consequenz im Stillen noch dagegen stritt. Wie ein ausgedorrtes Land nach erquickendem Regengusse fühlte er den lindernden Zuspruch der klugen Frau seine Seele durchrieseln. Die Falten seiner Stirn glätteten sich, hell strahlte wieder das Auge und wenn er dazu einige Ursache haben mochte, so durfte man Aurora wenigstens nicht schuld geben, daß sie unschuldig daran sei. Sie bot ihre ganze Liebenswürdigkeit auf, um den Freund wo möglich recht heiter zu stimmen. Sie ließ die reichen Quellen ihres Geistes sprudeln, den Uebermuth eines glücklichen Humors dazwischen wie Brillantfeuer aufblitzen. Sie wollte nur erheitern und bezauberte, sie begehrte die Anmuth darzustellen und das liebende Weib stand vor Theobalds entzücktem Auge.

Die Stunden verrannen wie Minuten, es ward Abend und Nacht und noch immer wollte das Gespräch der schon auf's Engste verschlungenen Seelen kein Ende gewinnen. Als doch endlich die Stunde des Abschiedes schlug, klang von beider Lippen nur

ein inniges „Gute Nacht." Ihre Hände lagen fest geschlossen in einander, ihre Blicke begegneten sich in einer langen, uralten Frage, die Keins aussprach. Dann drückten sie sich nochmals die Hände und schieden.

Theobald wäre lieber hinaus in die stille Nacht gelaufen, aber er hatte sein Wort gegeben und dies mußte er halten. Er trat den schweren Gang an, der nach so glücklich verlebten Stunden freilich wie Wermuth auf Honig schmeckte. Unterwegs überlegte er, was er Elisen sagen, wie er sich von ihr trennen wollte, und es fehlte ihm dabei nicht an einer Menge schön klingender Worte. Wie anders war seine Stimmung, als er zum ersten Male denselben Weg eingeschlagen hatte! Er schalt sich selbst undankbar, wenn er das Jetzt mit dem Sonst verglich.

Die beiden Mädchen zweifelten schon an seinem Kommen, als er leis eintrat. Elise schrak zusammen, Pauline reichte dem alten Bekannten schwesterlich zutraulich die Hand. „Sie sind recht lange weggeblieben," sagte sie, „nun ist mir die gute Mutter unterdeß gestorben und ich würde sehr verlassen sein, hätte mir der Himmel nicht Elise zur Freundin gesendet."

Elise bat die Waise, sie ein paar Augenblicke mit Theobald allein zu lassen. Es folgte nun eine längere Unterredung zwischen den Zurückgebliebenen, die wir unterdrücken können. Gegen das Ende derselben weinte Elise still und leise, während Theobald mit verschränkten Armen das kleine Zimmer durchschritt.

„Ich wußte, daß es so kommen würde," sagte Elise, ihre Thränen trocknend, „ich habe es ja auch nicht besser verdient. Du gehst Deinen hohen, steilen Weg, ich helfe mir sacht an der alten niedrigen Erde fort und kann Dir also nicht folgen. Bleibe mein Freund," fuhr sie unter häufiger strömenden Thränen fort, „ich werde Dich nie vergessen! Und solltest Du, was Gott verhüten möge, je einmal eines Herzens bedürfen, das Dich uneigennützig liebt, einer Hand, die Dich mit nie ermattender Ausdauer pflegen, für Dich arbeiten soll: dann klopfe zu jeder Stunde an die Thür meiner Hütte und ich will Dich mit offenen Armen aufnehmen. An meiner Brust sollst Du ruhen, schlummern, leben und sterben. Gott segne Dich, Gott behüte Dich!"

Sie erhob ihre weißen Hände, als wolle sie

das Kreuz über ihm schlagen. Wie sie so vor ihm stand, die thränenfeuchten Augen zu ihm aufgeschlagen, mit dem bleichen, verhärmten ovalen Gesicht, um das die dunkeln Haare in malerischen Locken fielen, glich sie einer Madonna. Theobald beugte sich zu ihr herab. Da umschlang sie ihn mit beiden Armen und küßte ihn wiederholt leidenschaftlich.

„Jetzt geh!“ rief sie dann aus, ihn eben so rasch wieder loslassend, „geh und vergiß nie, wie ich Dich geliebt habe!“

Sie sprang in die anstoßende Kammer und verriegelte sie hinter sich. Theobald horchte, er hörte sie laut schluchzen. Zärtlich rief er ihren Namen, bat sie, zu öffnen, ihn nochmals anzuhören. Elise gab keine Antwort. Das Schluchzen ging nach einiger Zeit in ein leiseres, stilles Weinen über. Draußen vor der Thür stimmte Pauline mit sanfter, wohltönender Stimme ein Kirchenlied an. Theobald rief dem trauernden Mädchen ein nochmaliges Lebewohl zu und verließ das Zimmer.

„Gute Pauline,“ sagte er zu der kleinen frommen Sängerin, „geh' hinein und suche Elise zu trösten. Ich mein' es gut mit ihr und mit Dir. Bald hoffentlich werdet Ihr wieder von mir hören.“

Ermüdet bis zur Ohnmacht von den ununterbrochenen Aufregungen dieses Tages ging Theobald nach der brausenden Stadt. „Die Erfahrung behält doch Recht," sprach er zu sich selbst, „eine leidenschaftliche Liebe gewährt nie Genuß, nie Befriedigung, immer nur Reiz, der eine matte, farblose Abspannung nach sich zieht. Wäre ich nun ein ächter Sohn dieser Zeit, ich würde, wenn irgendwo, in der Liebe dem Egoismus huldigen, womit sie, wie mit einer Reliquie jeden Altar weiht, an und auf dem sie opfern will.

Viertes Kapitel.

Es klopfte. Theobald rief: Herein! Er saß eben am Pult und sah den ersten Druckbogen seines Geistesproduktes mit jenem gemischten Gefühl von Entzücken und Besorgniß durch, das jeden Autor beschleicht, wenn er seine Gedanken, sein ganzes Geistesleben der Welt zu enthüllen beginnt. Auf dies „Herein!" trat ein junger Mann in's Zimmer, der unserm Freunde vollkommen unbekannt schien. Ohne aufzustehen maß er ihn mit finsterm Blick, der ihm beschäftigt oder nach beendigter Arbeit überhaupt eigen war und ihm jenen Charakterzug verlieh, den man fälschlich für Stolz hielt. „Was steht zu Befehl? Mit wem hab' ich die Ehre? —"

„Theobald!" rief der Fremde und stürzte auf den jahrelang entbehrten Freund mit ausgebreiteten Armen zu.

„Alexander! Mein Alexander!" sprach hocherfreut Dieser und Beide umarmten einander. Nach dem ersten Rausch des Wiedersehens betrachteten sie sich genauer.

„Es scheint, wir haben uns Beide sehr verändert," sagte Alexander. „Hätte ich nicht Deinen Namen an der Thür gelesen, ich würde Dich schwerlich auf den ersten Blick wieder erkannt haben. Und ich — nun, daß ich äußerlich ein ganz Anderer geworden bin, ist ein Ergebniß meines ruhelosen Wanderlebens. Mich haben körperliche Strapatzen gestärkt und abgehärtet, Du bist eher schwächlicher geworden an Körper, während man es Deinem Kopfe ansieht, daß Du geistig viel gelebt haben magst. Innerlich, hoff' ich, sind wir Beide noch dieselben."

„Du kommst von Hause?"

„Direct, aber nicht allein. Gotthold hat mich begleitet. Dein Vater, der anfangs ebenfalls beabsichtigte, Dir einen Besuch zu machen, ward abgehalten oder blieb vielmehr deshalb zurück, um die

heimischen Zustände nicht aus den Augen zu lassen. Es bereiten sich dort Begebenheiten vor, die jetzt noch nicht zu berechnen sind, die von Zeit und Umständen abhängen werden. Durch Deinen Vater bist Du unterrichtet. Ich komme nun, um, wenn es möglich ist, einen Vergleich zu Stande zu bringen. Mein Vater soll seinen Fluch zurücknehmen, mich öffentlich für ehrlich erklären und als Sohn anerkennen. Unter diesen Bedingungen und der Herausgabe des an sich gerissenen Erbes, dessen Verwaltung ihm bis an das Ende seines Lebens bleiben soll, wollen wir die unselige That nicht veröffentlichen, weigert er sich aber, dann freilich —"

„Er wird sich weigern," fiel Theobald ein, „er wird alle ihm zu Gebote stehenden Mittel, erlaubte und unerlaubte, anwenden, um im Besitz zu bleiben und Dich, Gotthold, mich und den Vater zu verderben."

„Hast Du schon mit ihm gesprochen?"

„Zur Stunde noch nicht, doch eben, weil er hartnäckig schweigt, besorge ich, daß er im Stillen minirt, daß er Ausflüchte sucht und unser Verderben vorbereitet."

„Nun," versetzte Alexander, dann werde ich

ihm in den nächsten Tagen mit Dir und Gotthold zugleich einen Besuch abstatten und Mittheilungen machen, vor denen er zurückbeben soll. Ich bin sein Sohn nicht mehr. Wäre ich umgekommen, in Noth und Schande verhungert, es würde ihm schwer geworden sein, seine Freude darüber zu verbergen. Lebt meine Mutter noch?"

„Sie lebt, aber unglücklich."

„Wer mag in Seiner Nähe glücklich sein!" rief Alexander aus. „Er kennt nur einen Freund, ein Verdienst, eine Macht — das Gold!"

Theobald leitete jetzt das Gespräch auf andere erfreulichere Gegenstände. Er ließ sich von seinen Aeltern, von Schwester Cölestine, von andern zahlreichen Bekannten erzählen. Er fragte nach den wunderlichen Pastoren, die ihm in der Jugend so große Noth gemacht hatten. Auch Meister Dürrbeins gedachte er. Alexander gab die gewünschte Auskunft über sämmtliche Personen und die Freunde erkannten mit innigem Behagen von Neuem den Werth treuer, erprobter Herzen.

„Cölestine solltest Du sehen," sagte Alexander, „das ist ein Mädchen eigenthümlicher Art. Sie hat mich gerührt und bezaubert. Ich fühle, daß

ich sie zu meiner vertrautesten Freundin wählen und doch nie um ihre Liebe werben könnte. Diese Ruhe bei dieser Schroffheit frappirt. Ihre Charakterfestigkeit grenzt an Eigensinn, sie herrscht, wo sie nur zu leiten, zu rathen vorgibt. Aber das Alles thut sie mit einer Naivetät und Herzensgüte, die erschütternd wirkt. Dich zu vertheidigen, zu rechtfertigen und gegen jedes Unrecht zu schirmen, scheint für sie Lebensaufgabe zu sein. Sie achtet dabei weder Rang noch Stand, noch Person. Wer sie hier reizt, der tastet ihre Ehre an, die sie dann mit feuriger Beredtsamkeit verficht. In solchen Momenten ist Cölestine idealisch schön; sie wird, wenigstens in meinen Augen, der Prototyp eines deutschen Mädchens, einer liebenden deutschen Schwester."

Die Freunde gingen nunmehr zu Aurora's Geschäftsführer, mit dem sie eine lange Unterredung hatten, später holten sie den jüngeren Gotthold ab, um auch diesen von dem entworfenen Plane in Kenntniß zu setzen. Die übrige Zeit verbrachten sie theils in den Kunstsammlungen, theils in Theobalds Behausung. Die Zerstreuungen der Residenz boten eine abwechselnde Mannichfaltigkeit für

interessante Unterhaltung dar. Auch Aurora meldete Theobald die Ankunft der Freunde, deren Vorstellung er sich auf spätere Tage vorbehielt. Er wünschte erst Gewißheit zu haben, wie mit Süßlich zu verhandeln sein werde.

Da nach einigen Tagen immer noch keine Einladung von diesem Manne an Theobald erging, beschlossen die Freunde den ersten Schritt ohne fernere Säumniß zu thun.

Wir kennen bereits die abstoßende Wohnung des Wucherers, in der er sich den größten Theil des Tages aufzuhalten pflegte. Das Comptoir für die eigentlichen Banquiergeschäfte lag im Vorderhause und wurde durch mehrere Commis und Buchhalter geleitet. Süßlich selbst hatte sich aus Liebhaberei den peinlicheren Kleinhandel in Geld vorbehalten. Hier konnte er nach Herzenslust drücken, mäkeln, wuchern, denn wer in die verräucherte Stube trat, wo Süßlich in seinem erbsenfarbenen Rock präsidirte, der hatte kein Recht mehr. Er stand außer dem Gesetz und für solche Unglückliche war Süßlich allein der Mann, dessen furchtbare Rettung nur einen verzögerten und um so qualvolleren Untergang herbeiführte.

In diese Höhle traten eines späten Nachmittags die drei Freunde. Süßlich war schon seit mehreren Tagen wieder mit unermüdlicher Rüstigkeit thätig in seinem Geschäft. Aerger und Zeitverlust hatten ihn nur härter und strenger, ja vollkommen grausam gemacht. Auf die Weisung, daß Süßlich grade allein, mithin unbeschäftigt sei, führte Theobald seine Begleiter die finstere Stiege hinan. Im Vorzimmer hieß er sie warten, bis er sie rufen werde. Er selbst klopfte mit leisem Finger an die wurmstichige Comptoirthür und trat auf das heisere „Herein" des Wucherers in die Spelunke.

Auf dem Pult brannte eine einzige Lampe von veralteter Form, schmutzig und mit bestäubtem, ölfleckigem weißem Papierschirm, der an verschiedenen Stellen zerrissen war. Ein halb zerbrochener, von der Flamme braungelb angeräucherter Cylinder sollte das magere Licht concentriren helfen. Herr Süßlich saß hinter dem Pult und corrigirte eine Feder.

„Wer da?" fragte er verdrießlich, indem er mit blinzelndem Auge das düstere Gemach überblickte. Er erkannte Theobald nicht, der an der Thür stehen geblieben war.

„Ein Freund wünscht mit Ihnen zu sprechen," antwortete Theobald fest und laut. Süßlich zuckte zusammen und schnitt sich mit dem Federmesser in die Hand. Er sprang auf und lief bis an die kleine Gitterthür, die das Reich des Goldmannes von der demüthig bittenden Armuth schied.

„Ich bin es," sagte Theobald, in den helleren Raum vortretend, den das Lampenlicht beschien. „Theobald Knickeberg wünscht eine Unterredung mit dem Herrn Baron."

„Kurz, kurz, muß ich bitten," erwiederte Süßlich. „Ich muß heut noch meinen Rechnungsabschluß machen. Habe ein paar Tage verloren, bin also pressirt. Wollen — he?"

„Da komme ich eben recht," sagte Theobald gelassen. „Ihre Rechnung möchte trügen, wenn Sie mich nicht zuvor anhören. Wir haben noch viel mit einander abzurechnen."

„Wir?" bemerkte Süßlich mit verächtlichem Achselzucken. „Ich habe mich, Gott sei Dank, mit unbrauchbaren Menschen niemals abgegeben."

„Sehr wahr, Herr Baron, desto mehr mit brauchbaren, das heißt mit solchen, die sich brauchen ließen, etwa mit meinem eigenen Vater. Sie sehen,

es ist gut, wenn es auch unbrauchbare Menschen auf der Welt gibt. Ich komme, um das Capital, das Sie von meinem Vater besitzen, persönlich in Empfang zu nehmen. Hier ist die Vollmacht, der Brief meines Vaters, der Ihnen dies ankündigt, muß seit mehr als acht Tagen in Ihren Händen sein."

„Ich zahle nichts," sagte Süßlich kalt und barsch.

„Bitte gehorsamst um den Grund?"

„Habe Contract. Ihr Herr Vater hat ihn selbst unterschrieben und besiegelt, muß ihn auch halten oder ich werde ihn zwingen."

„Mit Erlaubniß, mein Herr," versetzte Theobald, „dieser Contract hat sich in der jüngsten Vergangenheit von selbst aufgelöst. Wollen Sie sich gefälligst die einzelnen Puncte desselben in's Gedächtniß zurückrufen! Mein Vater schloß jenen Contract mit Ihnen zwei Jahre vor dem Ableben Herrn Helfers. Sie erhielten von ihm zweitausend Thaler, weil sie den Wunsch äußerten, sich an der Fabrik Herrn Helfers mit zu betheiligen und Ihr Vermögen dazu nicht ausreichend war. Mein Vater machte sich verbindlich, was er ohne ungerecht

zu scheinen, thun konnte — denn Helfer war ein reicher Mann — nie und unter keinem Vorwande jemals Helfern oder einem Gliede seiner Familie weder vor noch nach dem Tode des Oberhauptes derselben irgend eine Geldsumme zu leihen, noch sie sonst zu unterstützen, noch auch ihm die kleinste Handreichung zu thun, es sei denn, daß Sie die specielle Erlaubniß dazu gäben. Diese sonderbare Clausel, überredeten Sie meinem gutmüthigen Vater, sei nöthig, weil Helfer alle Capitalien an sich zu bringen suche, um den gewonnenen Vortheil stets in Händen zu haben und keinen Andern neben sich aufkommen zu lassen. Dem Vater schien dies wahrscheinlich und er that es ohne Bedenken. Später, als die Familie des Verstorbenen in Unglück und Armuth versank, hätte mein Vater den Contract gern aufgelöst, nur seine strenge Gewissenhaftigkeit hielt ihn davon zurück. Ueberdies hatten Sie ihn durch die Uebernahme der von früherher auf der Fabrik lastenden Capitalien in den Händen, deren Kündigung ihm einen bedeutenden Schaden zugefügt haben würde. Dies Alles hat sich in der neuesten Zeit anders gestaltet. Die Wittwe Helfer ist vor Kurzem gestorben, ihrer geschieht in dem

Contract keine Erwähnung, wodurch er sich nunmehr von selbst auflöst, da nicht ausdrücklich in ihm erwähnt ist, daß mein Vater dem Sohne Helfers auch nach dem Tode der Mutter keine Unterstützung leisten solle."

„Das sind elende, jämmerliche Advocatenkniffe," platzte Süßlich, vor Aerger zitternd, heraus, „und kurz und gut, ich zahle nicht, zahle keinen Kreuzer!"

„Besinnen Sie sich eines Besseren, Herr Baron," nahm Theobald vollkommen ruhig abermals das Wort. „Ich führe Ihnen ein Beispiel an. Vor einigen Monaten kam ich als Bittender zu Ihnen. Sie wiesen mich ab und höhnten mich, daß ich nur dummes Zeug treibe. Ich mußte mir diesen Hohn von Ihnen gefallen lassen, da ich gegen denselben keine Waffe besaß. Wie gut wäre es aber jetzt, wenn Sie einige Kenntniß von dem unnützen Zeuge hätten, oder schon früher gehabt hätten, das Sie verachten, wenn Sie z. B. Shakespeares Dramen, unter andern etwa den Kaufmann von Venedig kennten! Vielleicht hätten Sie dann jenen Contract nicht entworfen und achteten den Geist höher als das Gold."

„Aber was, was soll das?“ fuhr ihn Süßlich an. „Mein Contract ist vor Gericht anerkannt und vor Gericht werd' ich Herrn Knickeberg zwingen, ihn zu halten.“

„Eben so dachte der Jude Shylock,“ sagte mit überlegenem Lächeln unser Freund, „und verlor dabei Vermögen und Ehre. Ich will Ihnen diese Geschichte erzählen. (Dies geschah). Wie nun, Herr Baron, glauben Sie nicht, daß auch unsere Zeit noch eben so streng gerecht, wie das Gesetz Venedigs gegen grausame Hartnäckigkeit und gemeinen Egoismus sein kann? Das Gesetz, ich weiß es bestimmt, zwingt Sie und wird es dabei allein nicht bewenden lassen.“

Süßlich schien eine Zeit lang zu schwanken, die entschiedene Ruhe Theobald's verfehlte nicht ihres Eindruckes, allein der Verdruß, sich von dem, den er haßte, Bedingungen vorschreiben zu sehen, besiegte schnell jede andere Rücksicht. „Ich zahle nicht, ich klage auf Erfüllung des Contracts,“ schrie er mit entstellendem Grinsen, „soll man meinen Namen dreimal an den Galgen schlagen!“

Es trat eine kurze Pause ein, während der sich beide Männer mit durchbohrenden Blicken ge-

genüber standen, Süßlich unruhig, von tausend Schreckbildern gequält, Theobald besonnen, ernst im Gefühl seines guten Rechts.

„Soll ich Geister zitiren?“ fragte er nach einer Weile. „Sie dürfen nur wünschen und ich lasse Tode wieder aufstehen.“

Dem Wucherer schlotterten die Beine, er mußte sich setzen. „Verlangt Herr Knickeberg die ganze Summe?“ fragte er dann zischend wie eine Schlange.

„Zehntausend Thaler, wie er Ihnen geschrieben. Sobald sie in giltigen Papieren vor mir liegen, habe ich Ihnen noch eine andere Eröffnung zu machen. Ich bitte um Beschleunigung.“

„Kann nicht, straf' mich Gott, ich kann nicht!“ sagte Süßlich abermals und schlug zornig das aufgeschlagene Hauptbuch zu. „Ich muß es drauf ankommen lassen.“

„Herein!“ rief Theobald mit Donnerstimme, daß die mit Spinnweben verhagenen Scheiben klirrten. „Herein!“

Die Thür that sich, wie von selbst auf und aus dem finstern Vorsaal traten Alexander und Gotthold.

„Was — was soll das? Ueberfall? Ha, ich rufe Hilfe, ich schicke nach der Polizei.“

„Geister fürchten sich nicht vor der Polizei,“ sagte Theobald lächelnd. „Sie hören mich nicht, so mögen denn meine Geister sprechen.“

„Wer? Wer?“ stotterte Süßlich, von einer entsetzlichen Ahnung erfaßt, und hielt seine magere, jetzt zitternde Hand wie einen Schirm über die Augen.

„Ihr verstoßener Sohn und Gottholb Helfer stehen vor Ihnen, um Sie zur Rechenschaft zu ziehen,“ antwortete Alexander mit lauter Stimme und stolzem Blick. Süßlich holte schwer und tief Athem, dann schwankte er hin und wieder und stürzte rücklings auf den Ledersessel, daß die morsche Lehne abbrach und polternd auf die Dielen fiel. Aus dem wurmstichigen Getrümmer stieg ein gelblicher Staub auf. Aechzend lag der Wucherer in dem zerbrochenen Sessel, die grauen, haßerfüllten Augen weit offen und grade auf die drei jungen Männer gerichtet, die in der matten Helligkeit der Lampe dicht am scheidenden Gitter standen. Er athmete, er lebte, aber Aerger, Schreck, Angst und Wuth hatten ihn der Sprache beraubt. Zur Seite

über seinem Haupte hing eine lederne, durch den öftern Gebrauch glattgegriffene Klingelschnur herab. Ihrer pflegte sich Süßlich zu bedienen, so oft er einen Boten oder Diener brauchte, was sehr häufig vorkam. Nach dieser Schnur haschte er jetzt, während er noch immer vergeblich nach Worten suchte. Theobald bemerkte zuerst die verdächtigen Bewegungen seines Todfeindes und fiel ihm entschlossen in den Arm.

„Was wollen Sie? Unsere Unterhandlung verträgt keine weiteren Zeugen, als die Anwesenden."

Diese Worte, an denen er seine Kraft brechen fühlte, gaben dem Ueberrumpelten neuen Schwung. Er sprang auf, wie ein gereizter Tiger und stieß Theobald zurück, als habe ihn ein Vergifteter berührt. „Den Räuber, den Dieb, den Mörder will ich greifen lassen und dem Gericht übergeben, das er hintergangen hat!" rief er mit kreischender Stimme. „Wer ihm beisteht, macht sich gleicher Schuld theilhaftig. Auch ihn lasse ich greifen und einsperren!"

„Darauf bin ich vorbereitet," erwiederte Alexander. „Ich habe mir Schutz ausgewirkt und ihn

leicht erhalten, da man Ihre Aussagen vor Gericht längst bezweifelte. Es sei Ihnen verziehen, was Sie an mir verbrochen haben, wenn Sie mich hören, meine Bedingungen eingehen wollen. Ich begehre, daß Sie mich öffentlich als Ihren lieben Sohn anerkennen, Ihr früheres Verfahren gegen mich als ein irrthümliches bezeichnen und diesen jungen Mann hier sein rechtmäßiges Eigenthum zurückgeben."

„Hinaus, hinaus mit Dir!" unterbrach ihn Süßlich vor Zorn bebend. „Mein Name sei dreimal an den Galgen geschlagen, wenn ich Dir je vergebe, wenn ich dem Bettler einen einzigen Groschen schenke. Fluch über Euch Alle!"

„Herr Süßlich, denken Sie an die alte Geschichte von dem Juden. Sie sind hart, grausam, unmenschlich, wir wollen dagegen nur gerecht sein."

„Zerreißt, zerfleischt mich, macht, was Euch beliebt, ruft alle Gerichtshöfe der Welt zusammen, nur verlangt von mir kein Gold. Im Besitz meines Goldes will ich leben und sterben. Es ist mein, es gehört mir, wer kann gegen mich zeugen! Ha, ha, ha, ha!"

„Ich!" sagte Alexander und richtete seine muskulöse Gestalt stolz empor. „Ich komme, um gegen Sie zu zeugen."

Süßlich unterbrach sein grelles Lachen, von dem man nicht errathen konnte, ob es Hohn oder der Widerhall der Verzweiflung war, die sich im Herzen des Wucherers eingenistet hatte. „Du? Womit? Ich habe, was ich besitze, wohl und mit Kummer erworben."

„Erschlichen und ersündigt haben Sie Ihr fluchwürdiges Gold!" rief Alexander entrüstet. „Ein falsches Testament haben Sie untergeschoben und die edelsten Menschen durch Ihre scheußliche Habsucht in bodenloses Elend gestürzt! Aber der Gott der Gerechten schlummerte nicht. Er bewachte all' Ihre Schritte, er zählte und wog Ihre Frevelthaten, und ich bin es, den er sendet; der Sohn, den Sie mit Häschern verfolgen ließen, tritt jetzt vor Sie, mit der Stimme der Nemesis ausgerüstet. Sie wollen Zeugen? Ich habe den besten, den unparteiischsten in Händen. Hier ist er! Kennen Sie dies Papier? Diese Handschrift?"

Süßlich stieß einen dumpfen Schrei aus. Sein graues Haar bäumte sich, er bebte, aber

Wuth und Verzweiflung gaben ihm ungewöhnliche Kräfte. Mit einem Tritt zertrümmerte er das Holzgitter, das die drei jungen Männer von ihm trennte. Im nächsten Augenblick hatte er die Hand seines Sohnes, der das wiedergefundene Testament hoch emporhielt, gefaßt und herabgerissen. Ein glücklicher Griff und das verhängnißvolle Papier, das ihm Tod und Leben geben konnte, war in seinen Händen, war vielleicht vernichtet. Theobald's Dazwischentreten vereitelte Süßlich's Beginnen, rettete das Testament. Der Wucherer aber glaubte, es sei nur zu Boden gefallen. Um es wieder zu gewinnen, galt es, den Sohn zu überwältigen, und es würde sich die früher geschilderte Scene jetzt vielleicht furchtbarer wiederholt haben, wären nicht Theobald und Gotthold dem bedrängten Freunde beigesprungen. Kraft= und athemlos mußte Süßlich von seiner Beute ablassen. Er sank zusammen, stürzte auf die Knie und all' seine Wuth verwandelte sich nun in die wimmernde Demuth eines vor seinem Richter liegenden, aller Greuelthaten überführten Verbrechers. In seinem Blick lag kein Trotz, kein Hohn, kein Zorn mehr. Sie flogen ausdruckslos von einem Gegenstande zum andern,

als regiere sie kein Wille, als leuchte und glühe in ihnen keine Seele. Todtenblässe bedeckte die gefurchten Wangen, die Kinnlade hing schlaff herab und bebte, daß man das Klappern und Klirren der gegen einander schlagenden Zähne hörte. Er hob die kalten Hände zitternd empor und wischte sich die dicken Schweißtropfen ab, die wie Perlen auf der niedrigen, frechen Stirn hingen. Dann streckte er die Arme aus gegen Theobald und Alexander und sprach kaum hörbar, aber schnell: „Lieber, guter Sohn, theurer Herr Theobald — bitte, bitte — seid barmherzig! — Macht einen alten, einen armen, gebrechlichen Mann nicht unglücklich! — Ach ja, ja, ja — mein Gedächtniß wird stumpf — ich mußte es immer so anstrengen — Tag und Nacht — Das viele Zählen und Rechnen, das hat mich schwach und krank gemacht. — O seid barmherzig und gebt mir das Papier! Mein halbes Vermögen sollt Ihr haben und noch viel, sehr viel Gold obendrein. Nur gebt mir das Papier, das Papier!"

Gottholds weiches Gemüth, an solche Auftritte nicht gewöhnt, wollte dem Zerknirrschten Hoffnung machen. Theobald hinderte ihn daran.

„Keine Barmherzigkeit, nur Gerechtigkeit soll ihm werden! Er soll nicht sterben, nicht geschändet und entehrt werden vor der Welt, aber er soll es in jeder Stunde fürchten müssen. Er, der Tausende zahllose Male gefoltert hat, leide fortan schon auf Erden die Qualen, die seiner Jenseits warten mögen!"

Süßlich hatte sich inzwischen wieder aufgerafft. Er schlich nach einer großen, eisernen Kiste, die an der Wand stand, und schloß sie auf. „Seht her, lieben Freunde," sprach er fast besinnungslos, indem seine erloschenen Augen beim Blinken der gehäuften Goldrollen wieder einigen Glanz erhielten, „Alles, was Ihr da seht, will ich Euch geben, wenn Ihr mir das Papier überlaßt. — O Ihr wißt nicht, wie süß es ist, so viel Gold zu besitzen! Ihr kennt die Wollust nicht, die in dem Klingen dieses Metalles lebendig wird! Das ist Musik, das ist Harmonie und Gesang der Sphären! Ach, und das Alles sei Euer, das Alles könnt Ihr anschauen und zählen, so oft und so lange Ihr wollt, und dabei alles Elend, allen Jammer der Welt, der Euch auf allen Straßen umheult, verlachen!" Und Süßlich, sich ganz in diesen für ihn seligsten Ge-

danken versenkend, lachte selbst, so entsetzlich, so lange und heiser, daß die Anwesenden ein namenloser Schauder ergriff.

„Verschwenden Sie nicht unnöthig Ihre Worte, Herr Baron,“ sagte Theobald. „Uns werden Sie nicht blenden durch Darbieten Ihrer unrechtmäßigen Schätze. In diesem Augenblick haben Sie thatsächlich Ihr Vergehen eingestanden. Das noch vorhandene Testament zeugt gegen Sie, alle Personen, die Sie bestochen und gemißbraucht haben, sind der Mitschuld ebenfalls geständig und werden gegen Sie zeugen, falls es nöthig ist. Wollen Sie dies umgehen, so erfüllen Sie unsere Forderungen.“

Süßlich saß wie ein Gespenst auf seinem zerbrochenen Ledersessel. „Was begehren Sie?“ fragte er matt.

Alexander nahm das Wort. „Ich begehre vor Allem Wiederherstellung meiner durch Sie gebrandmarkten Ehre und Zurücknahme Ihres öffentlich ausgesprochenen Fluches. Ferner verlange ich, daß Sie den hier anwesenden Gotthold Helfer vor Gericht als den rechtmäßigen Erben aller liegenden und beweglichen Güter seines verstorbenen Vaters anerkennen, Rechnung über deren bisherige Verwal-

tung ablegen und sich selbst nur als bisherigen Verwalter bekennen! Thun Sie dies, so wird der Verdacht, der auf Ihnen nothwendig haften muß, auf irgend eine Weise niederzuhalten sein. Auch sollen Sie dann unter dem Titel eines Verwalters die Leitung der Geschäfte bis an Ihr Ende behalten."

„Ihr macht mich zum Bettler!" stammelte Süßlich und rang verzweiflungsvoll die Hände. „Ihr bringt mich um meinen ehrlichen Namen, um Verdienst und Erwerb! Ich werde die Lieferung der Schienen verlieren!"

„Es wird Ihnen nach Recht und Gerechtigkeit geschehen," versetzte Theobald. „Entscheiden Sie — Schande, oder Verlust Ihres geraubten Vermögens und fortgesetztes Wohlleben. Wozu räth Ihnen Ihr Speculationstalent am meisten?"

„Sprechen wir ein andermal davon, heut bin ich matt und krank."

„Wir hoffen noch oft darauf zurückzukommen," sagte Alexander, „vorläufig ersuchen wir Sie nur um einige Zeilen, daß Sie das, was wir begehren, vor Gericht wiederholen und von ihm sanctioniren lassen wollen."

„Auch um Auszahlung der zehntausend Thaler und Zurückgabe des Contractes gegen Quittung möchte ich Sie ersuchen," bemerkte Theobald. „Verlassen Sie sich auf unsere Gewissenhaftigkeit. Es soll Ihnen kein Haar gekrümmt werden, nur unschädlich möchten wir Sie machen."

Seufzend schlich Süßlich zum Pulte und warf die verlangte Zusage in kaum kenntlichen Schriftzügen auf's Papier. Mit Namensunterschrift und Siegel lieferte er sie an seinen Sohn aus. Dann öffnete er das Pult und zahlte in Bankscheinen zehntausend Thaler nebst fälligen Zinsen an Theobald, worüber dieser im Namen seines Vaters quittirte. Die Betheiligten nahmen Geld und Documente an sich, fest überzeugt, daß der unredliche Mann ihnen jetzt nicht mehr entschlüpfen könne. Gotthold hatte bei dieser ganzen erschütternden Unterhandlung eine stumme Rolle gespielt. Seine Jugend und Unerfahrenheit befähigten ihn nicht, in so außerordentlichen Fällen mit zu sprechen.

Die ganze Verhandlung hatte kaum eine halbe Stunde gedauert. Niemand, als die dabei Betheiligten, wußten etwas davon, es war und blieb noch Jedermann ein Geheimniß. Als sich Süßlich

wieder allein sah, kehrte ihm die Besinnung und seine alte eiserne Hartnäckigkeit ebenfalls wieder. Er knirschte die Zähne zusammen und ballte ingrimmig die dürre Faust gegen den Himmel. Seine Mienen bekamen den Ausdruck satanischer Bosheit und verstockter, unergründlicher List. „Ha!“ rief er aus, „ich werde sie doch vernichten, denn ich habe Gold, viel Gold, und vor dem Glanz dieses Metalles erblindet die feile Gerechtigkeit. Ich will als reicher Mann leben oder untergehen! Ich mag nicht für Andere, die thörichte, überspannte Knaben sind, arbeiten. Mein sei, ganz mein, was ich verdiene, und wer mich daran zu verhindern sucht, den treffe der Fluch meiner Rache und Verfolgung!“

Nach diesem Selbstgespräch schrieb er an seinen Anwalt und erbat sich am nächsten Morgen seinen Besuch in der Villa. „Dort wollen wir den tollen Burschen ein paar haltbare Ketten schmieden und, wenn's sein kann, auch dem alten Knickeberg in Schaden bringen. Ich hasse ihn seiner dummen Gewissenhaftigkeit wegen. Stehe mir bei, Du Dämon des Goldes, dessen kalter Glanz mehr werth ist, als das warme Licht der Sonne am Firmament!“

Süßlich siegelte den Brief und faltete die Hände darüber, indem er die Augen zum Himmel aufschlug. Sollte der schlaue Betrüger beten? Warum nicht? Die Heuchelei und das Verbrechen sind abergläubisch, und der Aberglaube fleht auch für ein Werk der Finsterniß den Beistand des Höchsten an. Als Süßlich den Brief zu sich steckte, war sein Gesicht wieder kalt und fahl, wie immer. Er verließ noch denselben Abend die Residenz und fuhr auf seine Villa.

Fünftes Kapitel.

Theobald war jetzt sehr beschäftigt. Er mußte seinem Vater Bericht erstatten über den Erfolg seiner Expedition, zugleich wurden die erhobenen Gelder eingesiegelt und abgeschickt. Dann gab es mit dem Sachwalter zu reden, der die gethanenen Schritte vollkommen billigte, aber nicht recht froh und unbefangen dabei war. Auch mit Aurora, die er seit einigen Tagen über Gebühr hatte vernachlässigen müssen, besprach er flüchtig diese Angelegenheiten, die jetzt mehr als Alles seine ganze Seele erfüllten. Die schöne Frau bat ihn, sie ja von jedem neuen Schritt sogleich in Kenntniß zu setzen und in zweifelhaften Fällen ihre Meinung nicht zu umgehen.

Inzwischen gedieh der Druck seines Geistes-productes, die ersten Früchte seines Strebens glitten in seine Hand. Er glaubte diese nicht besser verwenden zu können, als wenn er Anleihen der Neigung damit bezahlte. Die vor längerer Zeit in einer der entsetzlichsten Stunden seines Lebens aufgedrungene Gabe der kleinen Pauline hatte er der Darleiherin noch immer nicht zurückerstatten können. Diese Schuld drückte ihn oft und er beeilte sich jetzt, sie abzustoßen.

Er bestimmte den nächsten Nachmittag zu diesem Gange und lud die Freunde zur Begleitung ein.

„Ihr sollt ein Gemüth kennen lernen," sagte er, „wie es uns selten begegnet, ganz Kindlichkeit, ganz frommes, gottgläubiges Ergeben in jegliche Schickung. Junge Mädchen will ich am liebsten so, wie ich überhaupt das Weib gern religiös habe. Skeptische Frauen können mich in der Gesellschaftswelt anziehen, zum täglichen Umgange würde ich sie mir nicht wählen."

In der frischen Abendluft wanderten die drei Verbundenen nach dem bekannten, reizend gelegenen Gartenhause. Pauline war grade ausgegangen,

nur Elise saß arbeitend an ihrem Stickrahmen. Sie war ungemein blaß, aber unendlich reizend. Alexander blieb betroffen an der Schwelle stehen, als er die schlanke Figur sich langsam erheben und anmuthig verbeugend die Freunde begrüßen sah. Der tiefe Seelenschmerz, der sie berührt, hatte die Hastigkeit ihrer Bewegungen, die Theobald so unangenehm war, um Vieles gemildert. Ihr Auftreten war jetzt edler, größer, bedeutender. Man konnte Elise schön nennen in der Glorie des Schmerzes, die um das feine, traurig lächelnde Antlitz schwebte.

Theobald beherrschte sich, da er keinen Grund hatte, seine Freunde in die Geschichte einer Jugendtäuschung einzuweihen. Er stellte Elisen die Freunde vor und fragte, ohne ihren Namen zu nennen, nach ihrer Mitbewohnerin. Es kam ein dürftigs Gespräch zu Stande, da die Kosten der Unterhaltung fast ganz allein Theobald und Elise anheim fielen, während Alexander, bezaubert von der Erscheinung des Mädchens, nur wenig Worte einstreute. Wie schwer aber eine Unterhaltung zwischen Personen ist, die sich im Herzen gewogen, durch Mißverständnisse, durch Verletzungen und Verkennungen aber

äußerlich in eine Art feindselige Stellung gegen einander gerathen sind, überlassen wir der Beurtheilung aller derer, die in ihrem Leben schon irgend einmal in einer ähnlichen Lage gewesen sind.

Alexander bewunderte die kunstreiche Arbeit der Stickerin und sagte ihr Lobsprüche, die ihm aus dem Herzen kamen. Elise wies diese zwar von sich, war aber doch recht erfreut darüber. Um der Unterhaltung eine leichtere Wendung zu geben, stand sie auf, erschloß eine Schublade und zeigte den Freunden fertige Arbeiten verschiedener Art, worüber sich dann ein leibliches Gespräch anknüpfte, an dem auch der jungen Mädchen gegenüber meist schweigsame Gotthold einigen Antheil nahm.

„Wie glücklich müssen Sie sein," sprach Alexander, „wenn Sie täglich eine so schöne, immer freundliche Welt unter Ihren Händen sich bilden sehen! Sie haben den Vortheil, immer etwas Geschlossenes, etwas Fertiges zu erblicken, das Sie erfreut. Wie oft dagegen werden wir armen Männer getäuscht! Wir entwerfen wohl Pläne im Gedanken und bilden sie aus, aber leider zerstört sie das Leben oft noch vor ihrer Verwirklichung."

„Dafür können wir aber auch die Welt nicht regieren," versetzte Elise. „Wir sind auf's Haus gewiesen, und was ist da mehr unsere Pflicht, als daß wir im Hause einen Frieden fest zu halten suchen, den die Welt nimmer gewähren wird! Und selbst hier, selbst bei dieser heitern Arbeit fehlt es nicht an Schmerz, an Kampf, an Vernichtung. Glauben Sie das wohl?"

Elise blickte den horchenden Alexander mit ihren feuchten, hellblauen Augen so melancholisch lächelnd an, daß dieser immer mehr von der Stickerin bezaubert ward. Er ergriff ihre Hand und küßte sie. „Wer möchte Ihnen Schmerz bereiten!" sagte er warm und innig.

Elise entzog ihm nicht ihre Hand. Sie seufzte. „Wer? fragen Sie," entgegnete sie leis, „grade diejenigen, für die man am ehesten Alles aufopfern möchte. Das ist das Loos aller Liebe, aller Freundschaft. Aber wir beklagen uns mit Unrecht. Heißt es doch schon im Sprichwort: eine Liebe, für die man in den Tod gehen möchte! Ach, und fordert das Leben wirklich diese Probe von der Liebe, dann sind wir unglücklich, dann wollen wir freilich noch immer in den Tod gehen, aber mit welchen Em-

pfindungen, mit welchen bittern, herben Schmerzen!"

„Ist dies noch dieselbe Elise?" fragte sich Theobald, indem er sich an Pauline's Nähkörbchen etwas zu schaffen machte und dabei ein Papier mit Geld unter halb vollendete Nähtereien versteckte. Er sah das liebe Mädchen durch die Felder kommen, einen großen Korb am Arm, der Grünzeug und andere Victualien für die nächsten Tage enthielt. Sie sah roth und munter selbst in dem schwarzen, reinlichen Hauskleide aus. Ihr Gottvertrauen ließ sie den Verlust der Mutter mit ruhiger Ergebung tragen.

„Das ist Pauline, von der ich Euch erzählt habe," sagte Theobald zu den Freunden, drückte das junge Mädchen an seine Brust und küßte ihr die warme, klare Stirn. Pauline freute sich, den Freund wieder bei sich zu sehen. „Ich habe Dir auch etwas mitgebracht," sprach Theobald. „Dort in Deinem Körbchen wirst Du es finden, Du darfst es aber erst suchen, wenn wir Euch wieder verlassen haben."

„Wie viele Paulinen gibt es denn hier?" fragte Alexander.

„Nur eine," entgegnete Elise lächelnd. „Mein

Name ist Elise. Sie erröthete sanft und suchte mit vorwurfsvollem Auge Theobalds Blick aufzufassen. Gotthold hatte indeß, von Paulinens Kindlichkeit angezogen, sich zu dieser gesellt, half ihr den vollen Korb auspacken und kam dabei mit ihr in ein harmloses Gespräch. Die Kleine erzählte ihm in der Kürze ihr ganzes Leben, ihr Bekanntwerden mit Theobald und was sich später daran knüpfte. Alexander erhielt sich angelegentlich mit Elise, Theobald ging unruhig auf und nieder. Man sah es in den wachsenden Falten seiner Stirn, daß er mit sich und der Welt äußerst unzufrieden war. Er ergriff die erste beste Gelegenheit, um einer so peinvollen Lage möglichst bald ein Ende zu machen. Beim Weggehen küßte er Elisen die Hand. Sonst pflegte das Mädchen die seinige dabei zu drücken, jetzt lag sie kalt und regungslos zwischen seinen Fingern. Mit einiger Genugthuung sagte er sich, daß ihre Neigung zu ihm dem Erlöschen nahe sein müsse.

„Himmel, welch einen Schatz, welch einen Juweel hast Du mich kennen lernen!" rief Alexander aus, Theobalds Arm brüderlich in den seinigen legend. „Wer ist dies Mädchen, diese Elise! Und

wie konntest Du von ihr schweigen, während Dein Mund überfloß vom Lobe Paulinens! Diese ist ein gutes, liebes Kind, aber jene trägt ein reiches liebevolles Herz in ihrem Busen!“

„Vielleicht wollte ich Dich überraschen. Gefällt Dir Elise?“

„Wie mir noch kein Mädchen gefallen hat! Ich liebe diese weibliche Geschäftigkeit, diese kunstreichen, zierlichen Arbeiten. Mein Wanderleben hat mich zum Techniker gemacht, mich die Praxis jeder Sache schätzen gelehrt. Ein wirthliches Mädchen, das die Nadel von früh bis in die Nacht hineinführt, mit dem man aber auch ein vernünftiges Gespräch abhalten kann, das zugleich hübsch, reinlich, jung und zärtlich ist; das wäre so mein Ideal einer Frau, wie ich sie besitzen möchte.“

„So verschieden ist nun der Geschmack!“ fiel Gotthold ein. „Mir wäre Pauline wieder weit lieber. Ihre Augen sprechen lauter Gebete. Man möchte sie ihr aus dem Kopfe küssen!“

„Am Ende habt Ihr euch Beide verliebt,“ antwortete Theobald lachend. „Nun, das wäre ganz hübsch, weil ich voraussetze, daß Ihr meine beiden

Schützlinge — denn das sind diese Mädchen — nach Verdienst würdigen und sie zart und edel behandeln würdet. Nur muß ich besorgen, daß Euch jetzt meine hohe Freundin Aurora weniger gefallen wird."

„Ist sie gelehrt?" fragte Alexander. „Gelehrte Weiber sind allerdings nicht nach meinem Geschmacke, wenigstens dann nicht, wenn sie mit ihrem Wissen groß thun."

„Aurora ist gebildet, so gebildet, wie es die Culturhöhe unserer Zeit von einer Frau, die immer in der besten Gesellschaft gelebt, mit den edelsten Geistern Umgang gepflogen hat, verlangen kann. Sie weiß viel, doch prahlt sie nie damit. Aber sie ist ganz, ganz anders als Elise, wenn diese ihre Natur ungezügelt walten läßt."

„O gib Dir beileibe keine Mühe, mir das herrliche Mädchen zu verleiden!" versetzte Alexander. „Es hat mich einmal bezaubert, und hält dieser Zauber wieder, so weiß ich, was ich thue. Ich frage sie, ob sie mich haben will und das bald. Hat Joseph Recht, so muß sich das in Kurzem entscheiden."

Theobald schwieg, seine Gefühle ließen ihn nicht sprechen. Gotthold sagte treuherzig: „Ich bleibe bei Pauline!“ — —

Seit diesem Tage gingen Alexander und Gotthold wiederholt zu den beiden Mädchen, brachten ihnen die letzten Blüthen des Jahres und verlebten glückliche Stunden. Alexander ward sich schnell klar über seine Gefühle. Ihm hatte die Noth in der furchtbarsten Wirklichkeit zu lange zur Seite gestanden, als daß Täuschungen bei ihm leicht Eingang finden konnten. Er liebte die bescheidene, stille, häusliche und stets fleißige Elise. Um so mehr mußte es ihn bekümmern, daß das geliebte Mädchen offenbar körperlich sehr litt. Sie ward täglich bleicher, sie verfiel, ein trockener, scharfer Husten plagte sie Früh und Abends. Dennoch gönnte sie sich keine Ruhe, sondern arbeitete zu jeder Stunde des Tages mit altgewohnter Emsigkeit. Besorgt zog Alexander einen Arzt zu Rathe, dessen Ausspruch dahin lautete, daß eine Ortsveränderung der Kranken vor Allem Noth thue. Zerstreuung und geistige Erheiterung, Vermeidung heftiger Gemüthsbewegungen und freundliche Pflege würden das Uebrige thun, denn noch sei keine Gefahr vorhanden.

Alexanders Entschluß war bald gefaßt. Er theilte Theobald seine Neigung mit, der von diesem Geständniß zwar nicht überrascht, aber doch unangenehm berührt ward. Es ärgert jeden Mann, wenn er erfährt, daß ein Anderer diejenige als Gattin heimführt, die einst seine Geliebte war. Und doch konnte er nicht umhin, sich zu gestehen, daß diese Auflösung ein Glück sowohl für ihn, wie für Elise sei.

„Ich schreibe an Deinen Vater," sagte Alexander, „gestehe ihm, daß mir ein paar Mädchenaugen den Kopf verrückt haben und daß ich in Jahr und Tag heirathen muß, wenn ich nicht ein vollkommener Narr werden soll. Mit dem vielen Gelde, das wir ihm geschickt, will er ein neues Gut ankaufen. Um dessen Bewirthschaftung mit Nutzen zu betreiben, bedarf er zuverlässiger Leute. Ich hab's ihm schon gesagt, daß ich von jetzt an ein gelehrter Oeconom werden will. Eine Frau ist dabei fast unerläßlich, und Elise, geschickt und anstellig zu jedem Dinge, müßte sich als Frau Verwalterin vorzüglich gut ausnehmen. Genug, ich schlage ihm vor: er solle mir erlauben, das gute Mädchen in seinem Hause unterzubringen. Irre ich nicht, so

hat Gotthold ähnliche Gedanken in Bezug auf Pauline, denn von einander trennen wird man diese beiden Mädchen wohl nicht können."

Gewohnt, schnell zu handeln, gestand Alexander schon in den nächsten Tagen Elise seine Liebe. Diese zauderte, heftig bewegt. Sie wagte kaum, ein neues Verhältniß, einen neuen Bund mit einem Manne zu schließen, den sie doch nur oberflächlich kannte. Bedachte sie aber, daß sie jeder Verbindlichkeit gegen Theobald entbunden sei, daß sowohl durch ihr Betragen wie durch das seinige, noch mehr aber durch ihre beiderseitige Charakterverschiedenheit ein Bund der Herzen für immer zerrissen worden sei, den allein jugendliche Unbesonnenheit locker geschürzt; so mußte sie bekennen, daß es Thorheit wäre, einen so ehrlichen Antrag zurückzuweisen. Auch sie fühlte innige Liebe für Alexander, der bei aller Entschiedenheit immer heiter und nicht so von Grillen und Stimmungen beherrscht war, wie Theobald. Gerührt reichte sie bei Wiederholung seiner Frage dem jungen Manne ihre Hand. „Ich bin Dein, ganz Dein," sagte sie, „wenn Du mich hinnehmen willst mit allen meinen Mängeln und

Fehlern. Ich bin kein geistreiches, ich bin nur ein gewöhnliches, arbeitsames Mädchen.“

Als Theobald diese Verlobung Alexanders erfahren hatte, sah er die beiden Mädchen höchst selten. Ihn zog das Aroma geistiger Bildung immer häufiger zu Aurora und mehr und mehr glaubte er zu bemerken, daß auch die jugendliche Wittwe mit Sehnsucht seines Kommens harre, daß sein Gehen sie oft wehmüthig stimme. Bald entspann sich ein regelmäßiger Briefwechsel zwischen den geistig Verwandten, der immer häufiger, vertrauter, zärtlicher wurde, ohne daß von Liebe zwischen ihnen jemals die Rede war.

So lebten denn die Freunde mehrere Wochen neben einander fort, ohne sich wo anders, als bei dem Sachwalter zu sehen und zu sprechen. Denn in Aurora's Behausung wollte es dem derben Natursohne Alexander eben so wenig, als dem weichmüthigen Gotthold gefallen. Sie blieben dabei, das sei Alles nur Schein, keine Wahrheit. Aurora's Vornehmheit ließ sie kalt, vielleicht, weil sie Selbstbeherrschung und edle Sitte für Herzlosigkeit hielten, was Naturmenschen häufig passirt.

Theobald hatte in dieser Zeit manche harte Prüfung zu überstehen, denn es brachen Verfolgungen aller Art über ihn herein, auf die er nicht gerechnet. Er vermuthete, daß Süßlich die Hand dabei im Spiele haben möge, denn, was er gleich befürchtete, war seit einiger Zeit wirklich geschehen. Süßlich läugnete vor Gericht die Aechtheit seines ausgestellten Schreibens, wollte überhaupt von Nichts wissen, erklärte Alles für Betrug und stürzte Theobald und dessen Freunde in einen Wirbel der unangenehmsten Untersuchungen. Verhöre folgten auf Verhöre, Zeugen für und wider wurden vernommen, wobei Theobald immer tiefer in Verlegenheit und Sorge hinabgedrückt wurde. Ja es mußte ihn grade in dieser peinlichen Lage das Mißgeschick treffen, daß er für seine eigene Person noch in einen fatalen Rechtshandel verwickelt ward, der ihn sogar seiner Freiheit, ob auch nur auf kurze Zeit, beraubte. Nur das vermittelnde Einschreiten Aurora's entriß ihn diesem neuen Unglück und setzte ihn wenigstens in den Stand, für seine Freunde das einmal erhobene Schild auch ferner mit Muth und Entschlossenheit zu handhaben.

Süßlich blieb fest auf seinen Aussagen. Er erklärte das beigebrachte Testament entschieden für nachgemacht, was insofern einige Wahrscheinlichkeit für sich hatte, als jenes, nach welchem er im Besitz der Helfer'schen Fabrik war, unter einem späteren Datum abgefaßt war und mithin schon dadurch die Wahrscheinlichkeit der Aechtheit für sich hatte. Die Untersuchung schien sehr langwierig, der Prozeß endlos zu werden. Ohne Herbeischaffung der zuverlässigsten Zeugen und eine überzeugende, nicht blos glaubwürdige Darstellung aller Verhältnisse der Helfer'schen Familie konnte ein Rechtsspruch unmöglich zu Gunsten Gotthold's lauten. Hier erwies sich nun das Ableben von Helfers Wittwe als besonders hinderlich. Es mußte daher auf andere Art ein Bild der Ehe zwischen den Verstorbenen constatirt werden, und dies war nur dann zu bewerkstelligen, wenn Alexander und Gotthold persönlich in ihrem Interesse thätig sein konnten. Da es sich hier um eine Fälschung handelte und die Kläger jetzt an die Stelle der Verklagten getreten waren, so konnte das Gericht ihre Entfernung von dem Ort der Untersuchung nur

nach Niederlegung einer bedeutenden Summe als Caution gestatten. Süßlich wollte zwar auch dies hintertreiben, er ward aber zur Ruhe verwiesen. Nur Theobald mußte sein Ehrenwort geben, daß er die Residenz nicht vor Beendigung des äußerst verwickelten Prozesses verlassen wolle.

In Folge dieser Verfügungen reis'ten die beiden Freunde, von Elise und Pauline begleitet, Anfang November zurück nach M*, denn Knickeberg, der mit dem Verfahren der jungen Leute sehr zufrieden war, obgleich er das Geld für die zu leistende Caution auftreiben mußte, hatte sogleich eingewilligt, die beiden verlassenen Waisen bei sich aufzunehmen. Die Charakterschilderung, welche Beide von den jungen Mädchen entworfen, fand so sehr seinen Beifall, daß er mit Erwartung ihrer Ankunft entgegen sah. Ueberhaupt fürchtete er sich gar nicht vor dem Ausgange des Prozesses, der sich doch mißlich genug anließ. „Die gerechte Sache wird siegen," pflegte er zu sagen, „unsere Sache aber ist gerecht und der baronisirte Herr Süßlich ein Schuft trotz Wappen und Million."

Wir begleiten die Heimreisenden, doch werfen wir zuvor einen Blick in die Behausung des Gutsbesitzers, um zu sehen, ob nicht inzwischen die Lage der Sachen im Kreise dieser geschlossenen Häuslichkeit eine Aenderung erlitten hat.

Sechstes Kapitel.

Frau Adelheid trat mit einem Briefe in's Zimmer. „Ein Schreiben von Alexander," sagte sie. „Eben hat es der Postbote gebracht. Es steht darauf „Empfohlen" und kostet das doppelte Porto."

„Schon wieder?" versetzte Knickeberg, indem er das Wochenblatt sinken ließ, worin er mit besonderer Zufriedenheit die Getraidepreise studirt hatte. „Ich glaube gar, die Jungen denken, es könne kein Ende nehmen, wenn einer ein paar Thaler gemarktet hat. Werde mir's wohl bald verbitten müssen, sonst hört die unnütze Schreiberei nicht auf. Und das nennen diese Menschen einen Brief? Ein

halbes Pfund schwer Gewicht wiegt der Quark unter Brüdern."

Der Gutsbesitzer riß das Couvert auf und fand drei sehr lange Briefe darin vor. „Wieder ein reifes Kleeblatt!" sagte er. „Gott sei Lob und Dank, daß ich nicht fünf Stück so schreibseliger Kerle in irgend einem Winkel der Welt sitzen habe, die fünfblättrigen Briefe ruinirten mir die Augen noch vor meinem siebenzigsten Jahre!"

„Willst Du einen Augenblick warten, Vater?" fiel Adelheid ein. „Es sind drei Kinder draußen, die ihre Milch abholen wollen. Ich gehe, sie geschwind abzufertigen und bin im Augenblick wieder da."

Knickeberg nahm indeß die Briefe vor und las still für sich. Cölestine, die auf ihrem Tritt am Fenster saß und für ein aus der Taufe gehobenes Kind ein Mützchen nähte, sah manchmal nach dem Vater hinüber, wagte aber nicht, den Lesenden zu unterbrechen, weil sie wußte, daß er kein Freund solcher Störungen war. Indeß kam Frau Adelheid zurück, legte den Kellerschlüssel in's Topfbrett, das auf dem geziegelten Theil des Zimmers an der Wand stand und nahm dem Vater gegenüber Platz.

Da sie nie müssig sein konnte, suchte sie sogleich ihr Gestricke vor und begann emsig die Nadeln zu rühren.

„Daß Dich!" rief Knickeberg und schlug klatschend mit der Rückseite der Hand auf den einen der Briefe. „Schon wieder einmal mit der Nase angestoßen, ohne Nutzen davon zu haben! Hm, hm, hm!" —

„Steht es noch schlechter, als vor vierzehn Tagen?" fragte Frau Adelheid beklommen, während sie noch emsiger mit den Nadeln klapperte. Cölestine sah abermals mit ihren vorstehenden Augen nach dem Vater, verhielt sich aber fortwährend still.

„Nun," fuhr der Gutsbesitzer fort, „deshalb keine Feindschaft nich, wie's in dem dummen Dinge heißt, das wir letzthin von der 'rumziehenden Gauklerbande aufführen sahen! Wenn Ihr denkt, meinetwegen! Auf Reichthum habe ich grade mein Tage nicht sehr gesehen, nur auf Arbeitsamkeit und vernünftiges Leben. Freilich, 's ist ein Strich durch meine Rechnung, und soll mir's nicht gehen, wie dem Helfer, so muß ich bei Zeiten ein Codicill zu meinem Testamente machen."

„Um Gott!“ rief die Mutter aus und ließ das Gestricke in den Schooß sinken.

„Vater!“ sagte Cölestine in bittend vorwurfsvollem Tone. „Wie kamst Du das sagen! Trügen wir Dich nicht lieber auf den Händen? Oder sind wir etwa versessen auf zeitlichen Besitz, an dem ja doch der Segen Gottes nur selten sich erweis't?“

„Ach, Schnickschnack, wer red't denn davon!“ versetzte der Gutsbesitzer, an seiner ausgebrannten Thonpfeife vergeblich ziehend. Er reichte sie über die Achsel weg der verständigen Tochter, die auch sogleich ihr Arbeitstischchen verließ, aus der alten, mehr als hundertjährigen zinnernen Büchse die Pfeife neu stopfte und sie dann mit Licht und Fidibus dem Vater wieder darreichte. Knickeberg rauchte sie behaglich an, zerschlug den blauen Dunst des duftenden Rauches mit dem Schnupftuche, legte die Beine über einander und sagte: „Was meint Ihr zu ein paar neuen Hausgenossen? Habt Ihr noch so viel Raum in Kammern und Kisten, um die hunderterlei Schnurrpfeifereien zweier Mädel unterzubringen? Und glaubt Ihr Euch mit ein Paar jungen, hübschen Dingern zu vertragen? Wenn

Ihr mir auf diese Fragen stracks mit Ja antwortet, so gibt's in Jahr und Tag eine Hochzeit."

Die begehrte Antwort unterblieb jedoch, wie vorauszusehen war, und Vater Knickeberg, dem zuweilen der Schalk auch in den Nacken sprang, weidete sich an den betroffenen Gesichtern seiner Lieben. „Na," fuhr er nach kurzer Pause fort, „zerbrecht Euch die Köpfe nicht unnöthigerweise, Ihr kommt doch nicht dahinter. Das Lange und Kurze von der ganzen Geschichte ist, daß sich der schwarze Herr Alexander in ein armes Mädel vergafft hat und es, wenn ich ihm erlaube, daß es unter Eurer Anleitung die Wirthschaft erlernen, heirathen will. Die jungen Leute sind, wie's scheint, bereits einig, und da werde ich alter Knasterbart am Ende doch Ja sagen müssen."

Cölestine, die inzwischen auf ihren Tritt zurückgekehrt war, stand, den Oberleib etwas gegen den Vater geneigt, horchend am Tischchen. Sie ward während der Rede desselben immer blasser, strich sich einige Male mit der Hand über die gewölbte Stirn und drückte dann beide Hände gegen die Brust. „Wer, guter Vater, wer will heirathen?" fragte sie flüsternd. „Alexander doch nicht?"

„Na freilich Alexander, der Blitzkerl," versetzte Knickeberg, wiederum mit der umgekehrten Hand klatschend auf den Brief schlagend, „und bin ich nicht ganz und gar vernagelt, so glaub' ich, auch Gotthold hat sich schon 'was ausgesucht, und ich hatte mir's doch grade eingebildet, der Junge solle einmal mein Schwiegersohn werden."

Cölestine erröthete heftig. „Gotthold!" sagte sie und schüttelte traurig das Haupt. „Nein, guter Vater, das konnte nicht Dein Ernst sein. Ich hätte Gotthold niemals heirathen können!"

„Seht mir 'mal an!" fuhr Knickeberg etwas heftig, doch nicht erbittert auf. „Warum denn nicht? Etwa, weil er ein paar Jahr jünger ist, als Du? Dummes Zeug, Vorurtheile! Es gibt keine glücklicheren Ehen als solche, wo die Frau den Verstand für den Mann mit hat, wo sie mithin älter ist."

„Ich danke für's Compliment," sagte Frau Adelheid.

„Cölestine schüttelte abermals das Haupt und eine tiefe, durchsichtige Blässe bedeckte wieder ihr nicht schönes Gesicht. In dem glänzenden Blick der Augen, über denen die schönen dichten Braunen,

wie Trauerfittiche über einer sterbenden Seele hingen, lag eine Schwermuth, eine Betrübniß, ein Schmerz, wofür die Sprache keinen Ausdruck hat, den aber Knickeberg nicht bemerkte. „Wie heißt das Mädchen?“ fragte die Tochter.

„Welches?“

„Die Braut — Alexanders!“ stotterte Cölestine.

„Emi — nein Elise, richtig Elise heißt sie. Alexander schreibt, daß sie eine Waise sei, viel erfahren habe und prächtige Arbeiten zu machen verstehe. Nur's Melken kann sie nicht, auch sonst nichts von Wirthschaft, und das sollst Du ihr beibringen. Das andere Mädel, ihre Gesellschafterin, nennt Gotthold Pauline, „eine fromme Taube,“ wie er sich ausdrückt. Du siehst, die Menschen lernen in der Residenz alle romantisch reden, wozu Theobald das Seinige beitragen mag. Auch er schreibt wahre Lobgesänge über die beiden Mädels, schade nur, daß sie zu weltlich gehalten sind, sonst könnte man sie der Abwechselung wegen statt des Abendsegens lesen. — Na, sei's! Ich wollte, unser Theobald träf' auch Anstalten zum Heirathen. Eine tüchtige Frau könnte ihm den Kopf vollends zurecht

setzen jetzt, wo er doch glücklich wieder auf einem vernünftigen Wege ist. Also nochmals, wollt Ihr die Weibsleute auf- und annehmen? Ja oder Nein! Nur das Eine bitte ich mir aus, daß, wenn Ihr sie annehmt, Ihr mir gleich im Voraus versprecht, Euch nicht mit ihnen zu zanken. Krackeel dulde ich nicht in meinem Hause, und nun gar Weibergezänk — danke schönstens! Damit bleibt mir vom Leibe! Denn auch die Versicherung gebe ich Euch, daß ich nicht, wie weiland Stephan, als er in die Barmherzigkeit bis über die Ohren hineingerathen war, Euch vier Frauensleuten zu Liebe die Oefen einreißen und ein Ungeheuer mit vier verschiedenen Thüren bauen lasse, damit Ihr Euch nicht außer der Zeit die Köpfe frisiren und die Töpfe zerschlagen könnt. Wornach Ihr Euch also zu richten habt!"

Cölestine und auch die Mutter überhörten diese stachligen Bemerkungen in Bezug auf die Streit- und Zanksucht der Weiber, ein Thema, das der Gutsbesitzer immer gern anschlug, wenn die Gelegenheit dazu günstig war.

„Ich werde verträglich sein, wie ein Lamm,“ sagte Cölestine mit einer Stimme, die von aufkei-

mendem Weinen zur hingebendsten Sanftmuth gedämpft ward.

„Und in mir dürfen beide Mädchen eine wohlwollende Mutter erwarten,“ betheuerte Frau Adelheid.

„Bon!“ sagte Knickeberg. „Dies wäre resolut abgemacht. Jetzt thut dazu, daß Alles im Hause fein ordentlich aussieht, daß kein Besenstumpf und kein zerbrochener oder schadhafter Korb neben oder vor der Thür liegt, damit die Stadtmamsells, was sie doch sind, nicht gleich beim ersten Anblick einen Abscheu vor dem Land- und Dorfleben kriegen! Es wird gar nicht lange währen, so sind sie da. Sie kommen gleich mit den beiden Jungen, sobald sie Antwort haben. Mir ist's ganz recht. Es hilft die langen Winterabende verkürzen. Das ewige gelesene M*sche Tagebuch, das ich nun bald auswendig kann mit sammt seinen Prachtexemplaren von kauderwälschen Holzschnitten, will mir die Zeit doch nicht mehr vertreiben. Das neumodische Zeug mag ich nicht lesen, denn's soll unmoralisch und gegen alles Ehrwürdige in Kirche und Staat gerichtet sein. Mit sich selber kann der Mensch auch nicht immer reden, das ist blos Sache der wahnsinnigen Marktschreier, die sich Bauchred-

ner nennen; aber Gesellschaft und besonders ein paar hübsche junge Mädchen, die erquickt, und hat solch Volk die Mäulchen einmal auf das Plapperregister gestellt, dann klappert's fort, wie auf einer Mühle. Und so will ich's 'mal haben! Will auch wieder einmal thun, als ob ich noch in den Dreißigern stände. Mit der Jugend wird man selber wieder jung! Also Ihr habt nichts dagegen, wirklich nichts?"

„Gar nichts," sagte Cölestine sanft, an ihrem Kindermützchen fortarbeitend.

„Ich freue mich von Herzen auf die lieben Kinder," versicherte Frau Adelheid.

„Wenn's einem Potentaten einfallen sollte, dereinst einen Orden für verständige Weiber zu stiften," sagte Knickeberg, „so schreibe ich flugs an den hohen Herrn und bitte ihn um zwei Großkreuze, wenn sie auch sonst nichts einbringen. So seltene Tugend muß belohnt werden, beim Element!"

In der besten Laune raffte Knickeberg die erhaltenen Briefe zusammen, bestellte sich Licht, denn es war unterdeß bereits sehr dunkel geworden, da es über den Gebirgen nebelte und ein scharfer Wind einzelne Schneeflocken an die Fenster trieb. „Ich werde gleich, kurz und bündig zusagen. Es wird

in den nächsten Tagen einwintern, und da ist's gut, wenn man zuvor die Hürden und Ställe gut verwahrt. Die Kinder sollen bei mir sein noch vor der ersten Schlittenbahn."

Die Mutter warf einen fragenden Blick auf Cölestine, die am Fenster stand und mit feuchtem Auge in die stürmische Landschaft hinaussah. Ihre Arme hingen schlaff am Körper herab. Die Hände waren lose in einander verschlungen und um den Mund bebte das Zucken eines gewaltsam unterdrückten Schmerzes, eines Leidens, wofür uns alle Mittheilung gebricht. Sie bemerkte nicht den besorgten Blick der Mutter, sie hörte nicht ihre liebevolle Stimme, die sie mit Namen rief und ihr einen Auftrag gab. Frau Adelheid trat an die Seite ihrer in tiefe Gedanken versunkenen Tochter.

„Bist Du krank, Cölestine?" fragte sie das liebe Mädchen.

Cölestine fuhr erschrocken zusammen. Sie wendete sich um, trocknete sich mit der Schürze die Augen und fiel nun der Mutter laut weinend um den Hals. „Nein, nein, gute Mutter!" rief sie schluchzend, „ich bin nicht krank, ich dachte nur der Vergangenheit, und wie Alles zerbrechlich, Alles

Täuschung ist auf dieser Welt. Was wir gern verlören, das hängt sich uns an mit Geierskrallen und was wir fest an uns ketten, ganz mit uns verschmelzen möchten, das flieht, das zerrinnt uns unter den Händen. Da hilft kein Beten und Flehen, da heißt es nur: fasse Dich und sei stark, oder vergiß und habe leichten Muth!"

„Was ist Dir? So warst Du noch nie! Möchtest Du lieber, daß die Mädchen nicht in unser Haus kämen?"

„Wo denkst Du hin, Mutter!" versetzte Cölestine, durch Thränen lächelnd. „Sie müssen zu uns kommen. Ich will und muß sie kennen lernen, denn sie recht herzlich zu lieben, soll von heut' an mein größter Zweck, die schönste Aufgabe meines Lebens sein! —" Sie trocknete sich abermals die Augen und fuhr dann, in ihren gewöhnlichen Ton fallend, fort: „Hast Du das Obst zugedeckt? Nein? Nun da muß ich nur gleich auf den Boden eilen. Sag' es dem langen Hans, er solle mir ein paar Schütten Stroh nachbringen; denn wenn in der Nacht ein starker Frost einfällt, so erfrieren uns die schönen Borsdorfer auf der Stelle."

Ahnungsvoll sah die Mutter der Forteilenden nach, die räthselhaften Worte und das auffallende Betragen still bei sich erwägend. „Wenn ich es nun dem Vater sage," sprach sie im Fortgehen, „was kann dann geschehen? Ermahnungen fruchten in solchen Fällen wenig, Befehle machen nur hartnäckiger und Strenge untergräbt vollends alles Lebensglück. Stilles, unbemerktes Dulden, williges Verschmerzen ist jedenfalls die beste Medicin. Arme Cölestine!"

Beim Abendessen war Cölestine ungewöhnlich wortkarg. Dies verdroß den Vater, der es nicht leiden konnte, wenn Jemand im Hause seine eigene Stimmung nicht theilte. Er selbst sprach aber grade heut sehr viel, erzählte den Inhalt seines Antwortschreibens an Alexander und hieß die Mutter eine Flasche Wein holen, um auf das Wohlergehen und die glückliche Ankunft der zu erwartenden Gäste anzustoßen. Dies Alles schien Cölestine vollkommen gleichgiltig zu sein. Sie sah fortwährend auf ihren Teller oder in's Leere nnd aß fast gar nicht. Knickeberg konnte ein so auffälliges Betragen nicht mehr länger geduldig ansehen.

„Kopf in die Höhe!" sprach er, als sich die Mutter auf sein Geheiß entfernt hatte. „Was ist Dir durch den Sinn gefahren, mein' Tochter? Bist ja sonst immer munter und guter Dinge, wenn Dein alter Vater einmal eine Freude hat. Willst Du mir denn heut mit Gewalt die gute Stunde vergällen? Sprich, wo fehlt's?"

Cölestine erzwang mit unsäglicher Anstrengung ein Lächeln. „Ich habe Brustschmerzen, lieber Vater," antwortete sie, überzeugt, daß sie durch diese Erwiederung keine Lüge ausspräche, denn es schmerzte sie wirklich die ganze Brust. „Sorge Dich aber nicht, Väterchen, es vergeht schon wieder. Droben auf dem Boden habe ich mich zu lange gebückt, als ich das Obst in Stroh schlug gegen den Nachtfrost."

„Ist's wirklich sonst nichts?" fragte der Vater nochmals, dem lieben Kinde liebkosend das Haar von der Stirn streichend.

„Ich denke nicht," versetzte Cölestine und stand auf, um Weingläser zu holen, denn sie fühlte, daß ihr die Thränen in die Augen traten. Knickeberg war oder schien wenigstens beruhigt, die Tochter nahm all' ihre Kraft zusammen, um einige Heiter=

keit zu erzwingen, und so verging der Abend dem aufgeweckten Vater höchst zufrieden. Er leerte manches Glas auf zukünftige frohe Tage, auf baldigen glücklichen Ausgang des Prozesses mit Herrn Süßlich und auf die nächsten drei liebenden Paare! Als er mit seiner Tochter anstieß, blinzelte er dieser sehr bedeutungsvoll in die schwermüthigen Augen, denn er konnte und mochte es sich nicht denken, daß seine geliebte, wirthliche, stets fleißige und gottesfürchtige Cölestine nicht unter drei Liebespaaren sein sollte. Da er am meisten trank und der ersten Flasche eine zweite folgen ließ, so hatte er sich wirklich einen kleinen Haarbeutel getrunken, was sich die Mutter bei ihrem überaus mäßigen Manne seit vielen, vielen Jahren nicht mehr erlebt zu haben erinnerte.

Wir haben schon früher einmal angedeuet, daß Cölestine die späteren Abendstunden, mitunter wohl auch die Nacht dazu benutzte, sich ungestört brieflich mit dem fernen Bruder oder einer vertrauten Freundin zu unterhalten, obwohl das gute Mädchen deren wenige hatte, weil sie allgemein in dem Rufe der Lieblosigkeit und starren Eigensinns stand. Diese abendlichen Geheimunterhaltungen waren seit

einiger Zeit regelmäßiger und länger geworden, als ehedem, und die Mutter hatte schon wiederholt Klage darüber geführt, theils, weil sie behauptete, Cölestine schade damit ihrer Gesundheit, theils, weil sie eine so muthwillige Verschwendung des Lichtes für unverantwortlich hielt.

„Der Vater zankt," sagte Frau Adelheid, „wenn das Oel aller Augenblicke alle wird. Erst letzthin hat er mir vorgerechnet, daß ihm die verdorbene Rapsärndte den Winter über auf drei Thaler mehr kostet, als andere Jahre!"

Cölestine hörte nun zwar diese Ermahnungen gelassen an, ohne zu widersprechen, mit dem späten Leuchten und Schreiben blieb es aber doch beim Alten. Nur machte das sparsame Mädchen den Docht ihres Lämpchens kleiner, damit er nicht viel Oel verzehren möge. Sie würde sich aber eher die Augen aus dem Kopfe gesehen, als ihrer spätabendlichen Beschäftigung gänzlich entsagt haben. Auch heut, nachdem Alles im Hause ruhig geworden, die Fensterladen geschlossen, die Thüren fest verriegelt waren, setzte sich Cölestine mit ihrem düster brennenden Lämpchen an den Tisch, putzte den dünnen Docht mit einer Stecknadel und spreitete ihn

ein klein wenig aus, um künstlich etwas mehr Licht zu erobern. Dann brachte sie ein sauber gehaltenes Heft, das in einer Mappe von grünem Maroquin lag. Es war sehr feines, englisches Papier, an der Kante mit einem Wappenstempel versehen, in welchem ihr Namenszug und der Datum ihres Geburtstages zu lesen stand. Dies Papier war ein Geschenk Theobalds, und weil er ihr geschrieben, sie solle es blos zu dem Liebsten verwenden, was sie der Aufzeichnung für werth erachte, so glaubte Cölestine die seidenen Blätter durch nichts mehr zu ehren und zu weihen, als eben durch diese nächtlichen Herzensergießungen. Sie enthielten nämlich ihr Tagebuch, das sie von jeher geführt hatte, nur freilich nicht immer gewissenhaft, nicht alltäglich. Denn ihr Leben war doch zu eintönig, als daß sie jeden Abend etwas der Rede Werthes aufzuzeichnen gehabt hätte. Jetzt aber war mehr Klang, mehr Reiz, mehr Abwechselung auch in das Stillleben dieses Landmädchens gekommen. Sie fand täglich nur zu viel Stoff, der notirt sein wollte, und die stillen Abendstunden, wo sie mit ihrem Herzen, mit ihren Gedanken, mit Gott und ihren Wünschen aufrichtig, wie das Kind mit der Mutter, verkehrte,

gehörten zu ihren reinsten und genußreichsten Augenblicken.

Tagebücher enthalten selten unverbrüchliche Wahrheiten. Menschen, die dergleichen regelmäßig zu führen pflegen, belügen sich selbst wider Willen, um nur die Genugthuung zu haben, am Schlusse jedes Tages etwas interessant Scheinendes aufschreiben zu können. Anders war dies bei Cölestine. In ihr lebte kein Drang, berühmt oder nur interessant zu werden. Was sie niederschrieb, war ganz allein für sie, höchstens in einzelnen Fragmenten auch für Theobald bestimmt. Es trieb sie dazu, um ein Glück, ein aufloderndes Gefühl, einen Wunsch, der ausgesprochen sein wollte, um endlich eine Last und Qual, die auf ihrer jungen Seele lag, in dieser Weise, wenn nicht abzuschütteln, doch minder fühlbar zu machen. Das einfache Naturkind that also dasselbe, was der größte Weise unter den deutschen Dichtern, was Goethe zu thun pflegte und was dem großen Menschen von der kleinen um ihn herumkrabbelnden Brut bis auf den heutigen Tag so übel genommen, ja gar für Herzlosigkeit ausgelegt worden ist. So wahr ist es, daß die

größte Weisheit mit der unverbildeten gesunden Natur immer am engsten verwandt ist.

Die erwähnten Blätter nahm jetzt Cölestine aus der Mappe. Sie ergriff eine der fein geschnittenen Federn mit den blau, roth und grün gefärbten Fahnen — auch ein Geschenk Theobalds — und fuhr in ihren Aufzeichnungen fort. Wir müßten weit in unserer Geschichte zurückgehen und eine lange Erzählung einflechten, wollten wir von Cölestinens Herzens- und Seelenleben ein sprechend ähnliches Bild entwerfen. Beinahe zweifeln wir, daß uns dies ganz gelingen möchte. Deshalb schlüpfen wir hinter den Sessel der einsam Schreibenden, ergreifen mit unsichtbarer Hand das neben ihr liegende Heft und durchfliegen es beim verschwiegenen Schimmer der trüben Lampe, indem wir uns erlauben, zugleich mit in die Zukunft hinauszugreifen, um auch spätere Stimmungen dieser edlen Natur zu erlauschen.

Aus Cölestine's Tagebuche.

Am 23. August. „So hat mich lange nichts gefreut und erhoben, als die Wiederkunft des grau-

sam verstoßenen Alexander. Vorhin, als die Leute schlafen gegangen waren und ich dem Nero noch einen Knochen gegeben, habe ich dem lieben Gott auf meinen Knieen gedankt, daß er ein Einsehen mit unser Aller Bitten gehabt. Und jetzt, mein Herr und Gott, bitte ich Dich abermals, erleuchte mich, daß ich nicht strauchle und thue mit mir, wie es mir gut sein wird. Deß bin ich fröhlich. ——— Ein großer schöner Mann ist Alexander geworden. Er sieht recht aus, wie ein Held, wie ein Beschützer der schwachen Frauen. Das Wilde gefällt mir ganz gut an ihm, aber der zerrissene Rock steht ihm nicht gut. Den muß er morgen ausziehen, damit ich ihm die aufgeplatzten Nähte zustopfen kann. — Erlebt hat er auch was und das ist gar schön für einen Mann. Denn wenn sich ein Mann nicht in der Welt versucht hat, so kann ich kein rechtes Zutrauen zu ihm haben. Er kommt mir dann immer vor, wie ich selber, und das ist nicht gut. Ein Mann muß für das Weib gleich einem Gott sein, dessen Kraft und Ueberlegenheit sie fürchtet und anstaunt. — Ach Du lieber, guter Gott, was wunderbar prächtige Augen hat Alexander!"

Am 24. August. „Eine Schande ist's doch, daß die guten Kinder oft schlechte Aeltern haben müssen. Das ist's, was mir weh' thut, wenn ich Alexander ansehe. Und doch muß ich ihn immer ansehen, ich mag's machen, wie ich will, und wenn er dann seine feurigen dunklen Augen so plötzlich auf mich richtet, da schrecke ich ordentlich zusammen. Ich glaube wirklich, daß ein Menschenauge brennt und daß man sich selber daran verbrennen kann — ich meine nicht ordentlich, sondern unordentlich, so gewissermaßen, figürlich, ja ja figürlich, das wird wohl das rechte Wort sein. Mir thut das Herz weh, ach so weh, wenn er mich lange ansieht, ach, ich kann's gar nicht sagen, wie! Nun Gott sei mit mir — und mit ihm, ja mit **ihm** auch!"

Am 28. August. „Gelt, Cölestine, jetzt hast Du einen Ritter gesehen? Sapper Michel, wie er den Goldfuchs des Vaters zusammenrückte, daß Vater die Mütze abnahm und schmunzelnd sagte: „Wetter noch 'mal, Du courbettirst ja wie ein Husarenrittmeister!" Und nachher hab' ich ihm ein Glas der schönsten Milch, ganz frisch aus dem

Keller präsentirt, und er hat's ausgetrunken und mir die Hand gedrückt — ja ja, gedrückt, was man so sagt gedrückt! Und da ist mir's grade in die Glieder geschlagen, wie von Schulmeisters seiner Electrisirmaschine. — Das war wunderlich — straf' mir Gott! würde Meister Dürrbein sagen, ich aber sage bescheiden, wie's einem armen Mädchen ziemt: Wie Gott will!"

Am 3. September. „Nimm mir's nicht übel, liebes Büchlein, daß ich so lange nicht mehr mit Dir geplaudert habe. Es ist so eine Unruhe, eine Furcht und Bangigkeit und wieder eine so schöne, stille Seligkeit in mir! Wenn ich hinausgehe in der Nacht und die hohen Linden ihre Schatten über den Hof breiten sehe, da fühl' ich ein Flüstern und Wehen in mir, wie von fremden Zungen, von fremdem Athem. Und wenn ich die Sterne flimmern sehe droben am Himmelszelt, da meine ich die Tritte ihrer Silberfüße am Firmament zu hören und die Musik, die davon durch das Weltall klingt, zu verstehen. — — Ist das Weisheit und Vorahnung hohen Glückes? Ist das ein abgerissener Laut von dem, was Bruder Theo=

bald die Stimme Gottes, den Athemzug des Genius nennt? Oder ist's blos ein Locken und Girren böser, heimtückischer Mächte, mich in tiefes, bodenloses Elend zu stürzen? — O nein, das kann Dein Wille nicht sein, Vater im Himmel! — Und er ist ja auch so gut, so herzig, so gefällig! Letzthin hat er mir alle die schweren Milchschüsseln in den Keller getragen und recht dazu gelacht und mir grade in die Augen gesagt, daß er mir Alles zu Gefallen thun wolle, ich sollt's ihm nur sagen. — Sagen! Ja, was denn? — Ist das nun wohl recht, daß wir Mädchen nicht sagen dürfen, was wir fühlen, wenigstens nicht den Männern? — Bruder Theobald hat mir geschrieben, es gäbe jetzt eine Frau in Frankreich, die das wage und großes Aufsehen mache — nun das will ich gern glauben — Aber sie hat Bücher geschrieben, worin sie lehrt, wie sie's macht, Alles frisch von der Leber weg zu sagen. Ein solch Buch muß ich 'mal zu lesen kriegen. — — Aber pfui, das ist ganz unrecht von der Frau, daß sie Mannskleider anzieht und Cigarren raucht! — Vielleicht thut sie's blos, um die Courage zu haben, Alles grade heraus zu sagen! I nu — unmöglich wär's doch nicht, denn es

heißt: in ein paar Hosen steckt der Teufel! — Wenn ich das wüßte — nein, ich thät's doch nicht! Eher umkommen, eher elend, ganz elend sterben, als thun, was sich nicht ziemt. — Liebes Blättchen, das sag' ich Dir, fliege mir nicht etwa davon, wie mein Gurlu, das zahme Rothkehlchen! Sonst kriegst Du Schelte und ich würde eine Art Leichentext vom Pappa hören. — Nein da weiß ich doch noch ein besseres Mittel, das auch nicht trügt. Gott hat mir recht hübsch große Augen und, sei er dafür gepriesen, auch gut sehende gegeben. Die will ich doch einmal brauchen, wie mir's das Herz eingibt. Ein großes Auge, hab' ich sagen hören, sei mehr werth, als eine ganze Armee."

Den 7. September. „Ich glaube, Alexander ist ein leichter Bursche. Heut Morgen beim Frühstück hat er mir so schöne, ach so allerliebste Sachen gesagt, daß ich ihm gleich hätte um den Hals fallen mögen. Er war auch wirklich ganz liebenswürdig und so recht von Herzen gut. Nachher schickte ihn der Vater auf den Kornboden, daß er Hafer einsacken helfe. Er war gleich bei der Hand, und weil ich grade eine Minute Zeit hatte,

stieg ich in einer Weile auch hinauf, um mich nach dem Wetter umzusehen. Der Vater stand am Schiebefenster und unterhielt sich mit dem Nachbar, Alexander aber ließ die Schaufel sinken, kriegte mir nichts Dir nichts die hübsche Rese beim Kopfe und raubte ihr einen Kuß. Als er aber mein erschrockenes Gesicht sah, da lachte er ganz munter und fragte mich: ob ich böse sei? — Ob's nur alle Männer so machen? Das wäre ganz schlecht, grundschlecht von ihnen. Mein Tage würde ich keinem Knecht einen Kuß geben. Nein, da bin ich zu stolz dazu, und das muß auch ein Mädchen sein! Aber die Männer? Ja die Männer, das sind alle Teufel, Teufel zum Verrücktwerden. —"

Den 12. September. „Weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über." Das ist ein Bibelspruch, der wahr sein soll. Ach das macht mich recht traurig, denn ich muß diesem Wort widersprechen und die heilige Schrift antasten! Bin ich denn noch eine wahre, fromme Christin? Oder hat mich die Leidenschaft ganz abfällig gemacht von aller Wahrheit? Gott sei mir gnädig! Nur so viel weiß ich, daß ich nimmer aussprechen kann, wovon mein Herz bewegt wird."

Den 13. September. „Väterchen ist wie umgekehrt. Sonst, wenn es 'was Ungewöhnliches gab, fiel immer gleich auf der Stelle schlechtes Wetter ein, jetzt ficht's ihn nicht an. Er läßt sich erzählen, vorstellen, Geld abverlangen! Potz Eisen und Granaten! Und da soll ich mich nicht drüber freuen? Nicht fröhlich sein, obschon mein Herz wie ein schwacher Kahn auf stürmischer See auf- und abgeschleudert wird? O wie wohl thut es meiner geängstigten Seele, wenn ich bemerke, daß sich freundlich verträgt, was zusammen gehört! Darum hab' ich auch gleich an Theobald geschrieben und Ihn schwesterlich vermahnt, und wie ich ihn kenne, da wird er mir Recht geben und Gott ebenfalls danken. Nur Eins macht mir Sorge: ich fürchte, daß ihm das große Leben den Frieden der Seele, die Zufriedenheit des Herzens geraubt hat. Auf Kirche und Christenthum mag er schwerlich viel halten. Es ist das so Sitte, hör' ich sagen, und feiner Ton! Na, das nehme mir aber keine Christenseele übel, wenn ich 'mal in diese vornehme und große Welt kommen sollte, da wollt' ich Euch den feinen Ton anstreichen und Euch tüchtig heruntermachen. Gott, Christum, Kirche — diese drei

Dinge müßt Ihr unangetastet lassen, wenn Ihr große Menschen werden wollt. Und meinen Theobald will ich umklammern und festumschlingen mit ewiger Schwesterliebe!“

Den 18. September. „In den letzten Tagen habe ich recht viel zu thun gehabt. Die gute Mutter war krank und Vater ärgerlich, weil er nicht leiden kann, daß Jemand krank ist. Solche Ideen! Wär's nicht der Vater, ich würde wohl sagen: 's ist offenbare Tollheit! — Na, mag sein, es verläuft sich wie's Wiesewasser. Nun hab' ich alle Tage zu plätten, zu nähen, zu mangeln gehabt und das Essen obendrein. Ist mir auch eine Ente richtig verbrannt, was eine Rede über Holzverschwendung hervorbrachte, die ich schon auswendig konnte. Das war mir lieb, denn es störte mich nicht in meinen Gedanken! — Aber nun wird's gar traurig werden auf dem Gute. Alexander und Gotthold sollen nach der Residenz wegen der schrecklichen Geschichte mit dem Testament. Da kann ich nun wieder allein sitzen und mit meinen Gedanken auf Reisen gehen. Wenn ich mir das so vorstelle und ausmale, wird es mir oft recht bang

um's Herz. Mir ist's, als stände mir ein Unglück bevor, ein Unglück, wie ich noch keins erlebt habe. Ich bat Alexandern, daß er mir schreiben möge, er will aber nicht. Warum er mir das wohl abschlagen mag? Und ist doch eine so kleine Gefälligkeit! Für mich wär's schon mehr, da ich der Feder nicht gewohnt bin. Wenn mich aber Jemand, den ich lieb habe, bäte, ich sollte für ihn zwanzig Meilen zu Fuß gehen, da würd' ich's thun ohne Bedenken, würde mir die Füße wund und die Glieder müde laufen und doch ganz selig sein in dem Gedanken, einem lieben Menschen etwas zu Liebe gethan zu haben! Wenn das Liebe bei den Männern ist, so mag mir Gott vergeben, aber begreifen und verstehen kann ich's nicht!"

Den 21. September. Heut sind sie abgereist und werden wohl einige Wochen wegbleiben. Mich hat der Abschied recht traurig gestimmt, ich weiß nicht, warum? Gotthold küßte mich unbefangen und herzlich, wie ein Bruder die Schwester. Mir soll er auch immerdar ein lieber Bruder sein. Alexander küßte mich nicht, und ich hatte mich grade darauf gefreut! Er bat mich nur, ihn lieb zu be-

halten und nicht zu vergessen. Die Worte klingen mir noch in der Seele und ich will sie, wie ein schönes Geschenk in treuem Herzen aufbewahren, daß ich alle Abende beim Schlafengehen, alle Nächte im Traume, alle Morgen beim Erwachen gleich wieder höre. Das wird mich stärken für die Geschäfte des Tages und Du, mein Gott, wirst mir gnädig sein!"

Den 30. September. „Heut gab's ein Fest in unserm Hause. Es liefen Briefe ein aus der Residenz und nebenbei zehntausend Thaler Geld. So vergnügt hab' ich doch den Vater noch nicht gesehen — nicht etwa des Geldes wegen, denn das hat er ja lange schon gehabt und war ihm bei dem reichen Geizhals unverloren, sondern weil Theobald so geschickt und entschlossen gehandelt und es brieflich dem Vater Alles so klar auseinander gesetzt hat, daß es ein vierjähriges Kind hätte begreifen können. Wie nun das mich erfreut und beglückt hat, das kann ich gar nicht sagen. Väterchen gab mir die Hand und sprach: „„Bist meine gute prophetische Tochter, hast immer gesagt, daß Theobald ein ehrlicher, tüchtiger Kerl, wenn auch 'was wetter=

wendisch gewachsen, sei. Jetzt seh' ich, daß Du Recht gehabt und daß in dem Menschen etwas steckt. Soll jetzt auch Geld von mir kriegen, wenn er's braucht, daß er aus den Schulden heraus=kommt — denn dies Unkraut umwuchert ihn, wie alle Gestudirte! 's muß doch mit zum Metier ge=hören. Na, segn' ihn Gott!"" — — Alexander aber hat nicht einmal grüßen lassen! Und mir zit=tert das Herz, wenn ich nur an ihn denke!"

Den 15. October. „Sehr fleißig gewesen, und viel geweint. Der Prozeß geht eine Art Krebs=gang. Vater war sehr verdrießlich, hat arg räson=nirt und Caution gestellt. Theobald soll recht glück=lich sein nach Gotthold's Versicherungen. Alexander schreibt immer lustig, es sieht mir aber aus, als ob's ihm nicht so um's Herz wäre. Ist er nur erst wieder aus dem großen Leben zurück, dann will ich versuchen, was Liebe vermag! Denn ich liebe ihn, liebe ihn mehr als mich selbst, liebe ihn nächst Gott und den Aeltern über Alles, Alles, Alles! Diese Freudenthränen, die hier meine kraklichen Buchstaben vollends zu Ungethümen machen, kön=nen's bezeugen. Es sind Feuerflammen meines Herzens!"

Den 29. October. „Wenn Du Mitleid hast, Vater im Himmel, mit einem armen, verstoßenen Kinde, so nimm mich zu Dir an Deine ewige Vaterbrust! Das Unglück hat ja doch keine andere Zufluchtsstätte. Alexander liebt mich nicht, er hat mich verstoßen um eine Andere! — Ich kenne sie nicht, ich zürne ihr auch nicht, denn sie kann ja nicht wissen, daß und wie sehr ich ihn liebe! Ich werde sie aber sehen und sie prüfen, und wenn ich erkenne, daß sie gut und brav und treu ist, dann will ich im Geist meine Hände über die Liebenden ausbreiten und sie einsegnen, wie ein Priester. Bin ich auch kein Geistlicher an Gottes Statt, so kann ich doch auch binden. Denn so viel Liebe, wie in meinem einsamen Herzen lebt für Alexander, trägt keiner mehr für ihn mit sich herum. — Nun ist mein Geschick entschieden, das weiß ich. Die Mutter ahnt mein Leid und ihr will ich mich entdecken, wenn es Zeit sein wird. Jetzt ist der Schmerz noch nicht reif, jetzt muß ich ihn still und heimlich für mich tragen. Er mag erst absterben in mir und mich ganz dahin nehmen. Ich bin nun eine Waise auf Erden, eine Waise in der Liebe! Mein Herz ist mein Grab,

da schlummert das Bild des Geliebten und sieht mich an mit seinen erkalteten Feueraugen, und so lange ich es so in mir liegen sehe, werde ich ihm angehören in unvergänglicher Liebe. Denn ich kenne nur Eine Liebe, ich kann nicht wechseln, nicht tauschen! Mein sterbliches Auge sah in ihm den Begleiter durch's Leben — er hat sich verirrt, ich muß nun einsam die Pfade suchen, die zu meinem Frieden dienen!"

Den 30. October. „In der vergangenen Nacht ist Schnee gefallen. Ein großes, weißes Leichentuch, deckt er die erstorbene Erde zu, o deckte er auch mein Herz und seine Pein! Aber das ist nicht christlich. Der Mensch soll sich niemals den Tod wünschen, er soll ausharren, dulden, kämpfen und siegen! — Ja, ich will auch in mich gehen, will mich fassen und an mir arbeiten, daß ich würdig werde, eine Tochter Deines Sohnes zu heißen!"

„Je länger ich über meine Lage und mein ganzes Leben nachdenke, desto deutlicher glaube ich zu erkennen, daß ich dazu da bin, Andern hilfreich an die Hand zu gehen. Ich halte dies für eine

edle und große Bestimmung, sobald man sich erst selbst besiegt hat. Möchte meine Kraft eben so dazu ausreichen, als ich den festen Willen bei mir gefaßt habe. Was ich gelobe, werde ich halten, das schwöre ich bei meinem Schmerz!"

Den 1. November. „Morgen können sie ankommen, wenn sie sich dazu halten, doch hoff' ich, daß sie zaudern werden, damit ich beruhigter in meinem Gemüthe sie begrüßen, sie freundlich begrüßen kann. Ich möchte nicht gern heucheln und doch auch nicht schwach sein. Arbeit ist bei solchen Seelenerschütterungen eine wahre Himmelsgabe. Sie macht mich nicht fröhlich, aber sie gibt mir den Anschein der Fröhlichkeit, ohne daß ich mich in eine unwahre Stimmung hineinzwinge. Deshalb bin ich jetzt doppelt fleißig. Ich habe nun fast Alles geordnet für den Winter, es ist aufgeräumt auf dem Boden und im Keller, auch die Wäsche muß noch beseitigt werden, eh' der volle Winter einbricht. Ich will dann an neue Arbeiten gehen und wenn sie kommen, mir von ihnen dabei aus Büchern, die der Bruder mitschicken will, vorlesen lassen. Wenn ich nur ein Buch wüßte, das einen

Fall behandelte, eine unglückliche Liebe, ähnlich der meinigen. Das läse ich ganz allein für mich in stiller, heiliger Nacht und weinte mich recht dabei aus. Das würde mir die Last, die ich trage, um Vieles, Vieles erleichtern. Thränen fallen vom Herzen so schwer, wie Sünden, die uns vergeben werden durch die Huld Gottes."

Den 2. November. Noch ist Niemand da und ich schwebe zwischen Furcht und Hoffnung. Wenn es noch einige Tage so in mir fortgährt, glaube ich, daß eine Krankheit über mich kommen kann. Die Mutter sieht mich immer so bedenklich an, der Vater behauptet, ich sei blaß. Das mag ich nicht bestreiten, fühl' ich's doch selber. Wie aber soll ich's ändern! Wäre mein Herz ein Nagel, so wollt' ich mir eine Zange borgen und es ausziehen, so aber — hängt ja doch das Bischen trübseliges Leben daran und das sollen wir tragen, pflegen und hegen, so lange es ausdauern mag. Und ich will nicht gegen ein Gesetz freveln, das in mir geschrieben steht mit unauslöschlicher Schrift! —

„Von den Händen ist mir's heut nicht gegangen. Ich war wie zerschlagen an allen Gliedern

und sah Alexanders wunderbare Augen immer wie zwei finstere Fackeln vor mir auf- und niederschweben. Das war recht eine selige Pein, aber es erschwerte mir die Arbeit. — — Der Goldfuchs, Vaters Lieblingspferd hat heut verschlagen durch Jürgens Unvorsichtigkeit. Darüber ward der Vater sehr zornig, was mir gefiel, hat den Jürge geschwuppt und fortgejagt, und weil er sich geärgert, ist er d'rauf in den Türken gegangen, hat dort den Magister getroffen, ist sitzen geblieben lange, lange, wie ein ordentlicher Bierbruder und kam sehr spät nach Hause ganz gehörig schwarz! 's war mir nicht zum Lachen in meinem Elend, aber es sah drollig aus, wie Väterchen so lustig mit den Fingern schnippte und mir freundlich in die Augen lachte. So eine selige Stimme hab' ich noch nicht gehört. Ich dachte nicht anders, als die Elfen tanzten in meiner Kammer. Nachher ging er ganz still zu Bett, sang noch ein Bischen und war heut recht aufgeräumt. Betrunkene Männer hab' ich zwar nicht gern, aber die stocknüchternen Schelme, die immer schön und vornehm thun und doch eigentlich sind wie die Katzen, die sollen mir gestohlen werden von Pathe Neupel's seiner Großmutter."

Den 4. November. „Gott sei Dank! Gotthold und Er und die Mädchen sind heut Mittag — wir hatten grade Hefeklöße — mit der Fahrpost angekommen. Erschrocken bin ich tüchtig, aber doch nicht so sehr, daß ich gezittert und gebebt hätte. — Die Elise hat ein stattliches und zartes Ansehen und kleidet sich sehr gut — ich merkte gleich, daß sie die Kunst, sich anzukleiden weit besser versteht als ich, und auch ihre Kleider sind vortheilhafter zugeschnitten. Das macht, weil wir alle Moden ein halbes Jahr später bekommen und unsere Schneider dumm sind wie die genudelten Gänse. Ich habe mir vorgenommen, das Mädchen zu fragen und bei ihr in die Lehre zu gehen. — Ich werde ihr auch gut sein, denn sie hat ein offenes Gesicht und im Auge geheimnißvolle Zeichen, die auf früheren Kummer, auf überstandenen Herzensgram deuten. Als sie mich erblickte und die Mutter meinen Namen nannte, überlief sie eine Purpurröthe, weshalb weiß ich nicht. Dann aber riß sie mich mit Gewalt an sich und küßte mich unter heißen Thränen. Sie scheint sehr heftig und doch wieder so geduldig zu sein. — Ihre Haut ist außerordentlich fein und weiß, und eine Hand hat sie,

klein und zart mit schönen rosarothen Nägeln, grade wie die Gräfinnen in den Mährchen. Freilich, da ist's kein Wunder, daß sie Alexander gefallen hat! Sie ist schön, recht sehr schön und geht vornehm, und ich bin gar nicht einmal hübsch und habe immer ein Hauskleid an, das sogar manchmal Flecke hat. Wer weiß, ob mich Alexander nicht lieber gehabt hätte, wenn ich gleich Elisen, einen Schnürleib trüge. Man sieht doch gleich besser aus! Die Mutter wollte es, aber der Vater war in dem Puncte wieder einmal Hansmichel Hartkopf der Große."

„Pauline ist ein wahrer Engel und noch ganz Kind. Aus ihren Augen spricht ihre Seele. Ihr Leid ist Betrübniß, kein verzehrender, das Leben aufreibender Schmerz. Ich will auch sie recht herzlich lieben und im Glück beider Mädchen, ist's des Himmels Wille, das meinige wieder aufblühen lassen, wenn es auch nur taube Blüthen treiben sollte, wie Bäume, die zweimal im Jahr ihre Blumenkelche aus dem grünen Fächer ihrer Blätter in die Luft hinaushängen."

Den 7. November. „„Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben!"" —

Warum kann ich diesen Spruch nicht mehr aus den Gedanken bringen? Warum fällt er mir ein, so oft ich Elise begegne, ihre Manieren, ihr Betragen, ihr ganzes Wesen betrachte? Vielleicht muß jedes Mädchen so sein, wenn es Glück bei jungen und alten Männern machen will. Ich fange an zu begreifen, was es heißt: eine ächte Tochter Eva's sein! Ja, ja, grade so, grade so gescheidt, so gefällig, so zutraulich, so zuvorkommend, so freundlich, so gemessen, und zwar Alles zu rechter Zeit, muß ein junges, heirathslustiges Mädchen sein und grade so ist sicher auch die genäschige Eva gewesen. Drum ist ihr auch der plumpe Adam gleich in's Garn gelaufen! — —

„Den Vater hat Elise für ewige Zeiten gewonnen, denn anstellig und flink ist sie, wie eine Gemse. Mich hat's ordentlich verdrossen gestern, daß sie eher bei der Hand war, als der Vater seinen Nachmittagskaffee zu trinken in's Zimmer trat. Er war etwas erfroren, denn er hatte, um das Essen besser zu verdauen, Holz im Schuppen gesägt. Potz Granaten, wie war mein Elischen gleich hinter ihm her mit dem warmen Pelz! Und wie heiter schmeichelte sie ihm den kalten Rock ab, lief fort,

holte Pfeife und Pantoffeln und fragte zehnmal dazwischen, ob sie's ihm auch recht mache? Und Väterchen sah dem Wesen lächelnd zu, klopfte dem Mädchen die Wangen und sagte nur: „Ganz recht, mein Kind, Du bist ein braves Mädchen!“ — Wer sie so sieht, kann ihr unmöglich gram sein. Und was mir noch mehr gefällt, ist, daß sie mit Alexander nicht so viel Wesens macht und ihm nicht immer auf den Hacken sitzt. Das ist recht widerlich an Liebesleuten und heißt auch die Liebe entweihen in den Augen der Leute. Vor den Menschen darf man wohl zärtlich, nicht aber begehrlich sein, und doch thun's die Meisten und sagen albern genug: sie hätten nun ein Recht dazu! Ich danke für ein solches Recht; wenn's mir erst die Verlobung geben soll, mag ich's lieber gar nicht haben. Das sind alles nur Faxen, von denen das Herz nichts weiß.“

Den 10. November. „Es geht recht gut mit unsern neuen Hausgenossen, und wir vertragen uns musterhaft. Um nicht müssig zu sein, haben wir uns alle die Zeit gewissenhaft eingetheilt. Am frühen Morgen begleiten mich Elise und Pauline mit in den Keller. Da zeige ich ihnen, wie sie mit

der Milch umgehen müssen, wenn sie Nutzen davon haben wollen und lasse sie selbst probiren. Auch schicken sie sich ganz trefflich, besser als ich von Stadtmädchen je geglaubt hätte. Nachher frühstücken wir alle zusammen, wobei lieb Väterchen der schönen Elise zuweilen ganz anständig den Hof macht. Alexander ward gestern sogar etwas eifersüchtig darüber. Mit Pauline, die wirklich ein frommes Täubchen ist, treibt die Mutter ein wenig Abgötterei; ich sag' aber nichts dazu, denn es weht jetzt doch ein Frieden im Hause, wie früher nicht immer, und ich fühle, daß mein eigenes Herz dabei nach und nach das Leid überwinden lernt. Vergessen freilich werde ich nie, was mir geraubt worden ist, doch werd' ich auch der holden Räuberin nie zürnen. — Später geht's in die Wirthschaft, in die Küche, in die Butterkammer, und überall sind mir die beiden Mädchen aufmerksam zur Hand — denn in diesem Reiche bin ich nebst Mutter Alleinherrscherin. — Nachmittags wird erst geplaudert und da habe ich so zwischen Lauten und Zusammenschlagen herausgehorcht, daß Elise und mein kluges Brüderchen einander wohl auch einmal zu tief in die Augen geguckt haben müssen. Ich mag

nur nicht fragen, denn die Sache ist aus — aber ganz rein ist's nicht am Horizont. Sonst interessirte ich auch Elisen nicht so sehr, was ich ihr doch bei jedem Blick ansehe. — Ist auch diese Zeit vorüber, so übernimmt Elise das Amt einer Lehrerin und wir sticken zusammen, als gält' es, des Vaters ganzes Ackerland mit Tapisseriearbeit zuzudecken. Darin ist Elise Meisterin und es geht ihr wunderbar rasch von der Hand, so rasch, wie ich's nie lernen werde, denn meine Finger sind schon zu rauh von der schweren Arbeit. Abends endlich beim Strickstrumpf wird vorgelesen, und da fehlt lieb Väterchen nie und lieb Mutter auch nicht, ausgenommen, wenn sie schläfrig wird. Achtung auf den Inhalt des Buches gibt der Vater freilich nicht über die Maßen sehr, denn das Zeug sagt ihm wenig zu, aber er hat's doch gern, wenn wir drei Mädchen einmal recht herzlich zusammen lachen. Unter den Vorlesern ist Alexander der beste. Er hat überhaupt 'was los und ich trag' ihn fort und fort heimlich, wie eine Reliquie, in meinem Herzen, das noch immer recht sehr leidet. Seine Blicke fahren mir immer, wie Messerspitzen durch die Brust. Aber ich vergeb' ihm gern, denn er weiß ja nicht,

daß er mir weh' thut. — — Zum Schluß des Tages bitten wir Pauline, daß sie uns etwas vorsingt. Sie hat eine Stimme wie ein silbernes Glöckchen, das unsichtbare Engel mit ihren Flügeln bewegen. Ihr Gesang erpreßt mir häufig Thränen und dennoch geh' ich allemal der langen, bangen, schweren Nacht beruhigter darauf entgegen. Ich träume dann nie oder nur Erheiterndes. — Ich danke Dir, Gott, daß Du mich noch nicht verlassen hast!" —

Wir brechen diese Mittheilungen hier ab, da wir überzeugt sind, daß sie genügend sein werden, die eigenthümliche Natur Cölestine's in dem ihr gebührenden Lichte zu zeigen. Sollte es später nöthig sein, noch einmal auf diese Aufzeichnungen einer unverdorbenen Mädchenseele zurückzukommen, so werden wir nicht damit zurückhalten.

Siebentes Kapitel.

Theobald's Buch war erschienen und nahm die Aufmerksamkeit aller derer in Anspruch, die für Literatur überhaupt noch mehr als ein blos vorübergehendes Interesse haben. Es lag in Lesevereinen und an öffentlichen Orten unter den Broschüren mit auf und ging von Hand zu Hand. Die Naivetät gefiel, wenn schon mancher Kritiker mitleidig achselzuckend darüber lächelte. Die schärferen Geißelhiebe des mehr satyrischen Theils fanden schnell ein größeres Publicum, namentlich unter der jüngern und jüngsten Welt. Hier glaubte Jeder bekannte Originale zu erkennen, weil der Charakter gelehrter, pedantischer Schulmänner fest ausgeprägt war.

Vor Allen schwärmten junge Studenten und was sonst einmal höhere Schulanstalten besucht hat, laut dafür. Es ward viel gelesen, viel besprochen, denn wer die Jugend für sich hat, darf immer auf Beifall, wenn auch oft nur auf einen sehr kurzen, hoffen. Ihr Enthusiasmus ist zu einseitig, um spätere Wandelungen eines fortschreitenden Autors fassen und billigen zu können.

Es war am Weihnachtsheiligenabend, als Nachmittags im Rauchzimmer der Conditorei auf der Brühl'schen Terrasse noch einige verspätete Zeitungsleser beisammen saßen und ihre Cigarren rauchten. Draußen über die beschneite Fläche eilten Lakaien und Dienstmädchen mit künstlichen Christbäumen, mit Packen und Stollen. Die Brücke war belebt von läutenden Schlitten und allerhand Fuhrwerk, der mit festem Eis bedeckte Strom trug eine wimmelnde Menschenmenge, die sich in der zwar scharfen, aber stillen Luft an Schlittschuhlaufen ergetzte.

„Hört Kinder, das ist famos!" rief Roland aus, den Hut weit in den Nacken rückend, die Brille zurechtschiebend und nach seiner Art auf den Tisch trommelnd. „Theobald ist ein verdammt

malitiöser Kerl, aber bei Gott zum Herzen! Ich freue mich, wie ein Kind, daß die gelehrten Hans-narren mit ihren vertrackten Albernheiten 'was auf die Kappe kriegen. „Fluch diesem Jahrhundert, Fluch!"

Mildenheim lachte in sich hinein, strich sich den Schnurrbart und sagte: „Na, na, haben Sie sich nur nicht! Was wird's weiter sein? Ein Schnack, wie er tausend Mal schon dagewesen. Komische Romane können doch blos die Engländer schreiben, alle Deutschen räsonniren zu viel und verstehen die Charakterschilderung nicht."

„Haben Sie's gelesen?" fiel Roland heftig ein und warf den Hut auf den Tisch. „Lesen Sie erst und dann urtheilen Sie! Ich sag' Ihnen, das hier soll gar kein komischer Roman, überhaupt kein Roman sein, sondern eine bloße Satyre, wobei sich der Autor selbst gewiß am wenigsten schont. Und wie er das anfängt, das ist und bleibt prächtig, famos, Fluch diesem Jahrhundert!"

„Gott bewahre!" versetzte Mildenheim. „Was geht mich alles Famose an, ich lobe mir das Ruhige und Gesetzte. Guck', was gebt Ihr heut Abend an?"

Arthur, der bis dahin still lächelnd, den Sammtmantel in malerische Falten um sich geschlagen, daneben gesessen, strich sich den Bart und sagte ablehnend vornehm: „Ich bin in Familie. Solche Abende muß man gemessen und häuslich verleben.“

„Hol' mich der Henker,“ fiel Roland ein, „da soll ich mich wohl etwa als Faustischer Homunculus in eine Kristallflasche verspunden lassen oder mich mit einem Fingerhut Wein und anderthalb Butterbrödchen in die lieben langen Feiertage hinüberlangweilen lassen? Kinder ich sag' Euch, ich habe famosen Hunger! Wenn ich nur wüßte, wo es recht 'was Gutes zu essen gäbe. Kellner, den Anzeiger, aber geschwind! Fluch diesem Jahrhundert!“

Der Kellner brachte den Anzeiger, Roland studirte ihn brummend durch. „Wißt Ihr nicht, wo Theobald bleibt?“

„Er ist heut auch in Familie,“ versetzte wiederum vornehm lächelnd der Maler Arthur, „oder vielmehr, er verlebt den Abend entre deux. Ich weiß es von ihm selbst, daß ihn die Baronesse Aurora, seine liebreiche Gönnerin, zu heut Abend speciell eingeladen hat.“

„Dafür treffe ihn die Rache Epikurs!“ peroriрte Roland. „Schreibt bürgerlich, volksthümlich, ohne Affectation und lebt vornehm! Ja, ich sag' Euch, Kinder, er hat einen verfluchten Hang zum Aristokratismus! Wollen wir ihn in den Bann thun? Wer nicht Demokrat ist, den treffe der Fluch dieses Jahrhunderts.“

„Dagegen opponire ich mich,“ versetzte Arthur und stand auf. „Ein productiver Kopf muß frei, ganz frei sein. Es geht nichts über die Thorheit, die man gegenwärtig in allen Journalen ausposaunt, daß ein guter Poet auch durchaus ein guter Politiker, d. h. ein Mann sein müsse, der den jetzigen demokratischen Gesinnungen einer handvoll überspannter, unzufriedener Köpfe huldige. Als ob die politische Gesinnung den Dichter machen könnte! Der wahrhafte Poet steht über diesen irdischen Schlacken, und darum laßt jeden unbehindert seine Straße ziehen, wenn er nur sonst Talent hat. Es lebe das Talent, das Talent, das ewig dauert, während die Gesinnung mit dem Wetter umschlägt! Viel Vergnügen heut Abend, meine Herren!“

Arthur verbeugte sich und verließ die Conditorei. „Habt Ihr Euch doch des jungen Theo-

bald wegen," sagte Mildenheim, eine neue Cigarre anbrennend und einige frappante Gesichter schneidend. „Wartet bis er erst ein so großer Mann sein wird, wie Ihr — Ich gehe ja nur mit großen und berühmten Männern um."

„Macht, was Ihr wollt," versetzte Roland, „jetzt gehe ich fort, laufe durch alle Straßen, um in die Fenster zu gucken und die Christbäume brennen zu sehen. Es geht nichts über die Lust der Kinder, wenn sie um den Weihnachtstisch springen. Und nachher werd' ich sehen, wo ich 'was famos Delicates zu essen kriege. Fluch diesem Jahrhundert, wenn ich heut Nacht nicht lebe, wie der cultivirteste Gutschmecker! Eine Gaumencultur und Magencivilisation thut uns Allen Noth. Wäre ich Poet, ich schrieb' wahrhaftig Magencivilisationsnovellen. Das müßte einen göttlichen Spaß geben, ha, ha, ha, ha!"

Der melancholisirende Lebemann stürmte hinaus in den kalten Abend. Mildenheim folgte langsam, dem Voraushüpfenden mit großen Schritten nacheilend. Sie wanderten die Terrasse entlang, die breite Treppe hinunter nach dem Schloßplatze und verloren sich in der Gegend des Zwingers. —

Unser Freund Theobald verlebte den Abend wirklich bei Aurora. Er würde glücklich gewesen sein, hätte ihm nicht der Prozeß vielfachen Kummer gemacht. Er, der sich niemals mit Rechtshändeln abgegeben, der einen angeborenen Widerwillen gegen allen Streit hatte, er war in einen so verwickelten Rechtshandel verstrickt worden, daß selbst sein Sachwalter manchmal an einem vollkommen glücklichen Ausgange zu verzweifeln schien. Außerdem lebte er eigentlich nur wie ein vornehmer Staatsgefangener. Er war in das Innere der Stadt gebannt, er mußte, mißtrauisch, wie er war, sich überall von Spähern umgeben, auf jedem Tritt beobachtet glauben. Dazu kam noch eine ihn drückende Verbindlichkeit. Die frühere sehr beschränkte Lage hatte ihn in Schulden gestürzt, die, wenn auch nicht von großem Belang, für ihn doch quälend genug waren. Seine Verwickelung in den Prozeß Süßlich's, die nicht unbekannt bleiben konnte, machte seine bisher schweigsamen und nachsichtigen Gläubiger aufsätzig, und die Qual der Belagerung steigerte sich oft auf einen Grad, der ihm unerträglich ward, ihn der Verzweiflung nahe brachte.

Aurora hätte kein Weib und Theobald nicht mit Liebe zugethan sein müssen, wenn ihr die Stimmung ihres Freundes und Vertrauten lange hätte verborgen bleiben sollen. Schon kannte sie Theobald's Charakter so genau, daß sie nach dem Grunde seiner oft menschenfeindlichen Stimmung nicht fragte, sie unterließ aber auch nicht, sich unter der Hand zu erkundigen und von seiner Lage vollkommen in Kenntniß zu setzen. Ihr Entschluß war bald gefaßt. Ohne Wissen und Willen Theobald's ließ sie alle seine Gläubiger zu sich kommen, um sie für immer zu befriedigen. Theobald erfuhr nichts davon, nur die plötzlich einlaufenden Quittungen verriethen ihm die heimliche Wohlthäterin.

Wahrscheinlich würde jeder Andere gerührt, erschüttert, von Dankgefühlen überströmend zu seiner Retterin in der Noth geeilt sein, ihr sein ganzes Leben und vielleicht noch die Ewigkeit als Zugabe zu Füßen gelegt haben. Theobald that dies nicht, im Gegentheil, er war sehr ärgerlich, ja fast aufgebracht über Aurora's eigenmächtige Einmischung in seine Angelegenheiten, und weil er nicht recht wußte, was er thun, wie er sich benehmen sollte, ohne zum Lügner an seinem Charakter zu werden, so besuchte

er sie mehrere Tage gar nicht. Aurora, die keine Ahnung von der Verstimmung des Freundes hatte, glaubte ihn krank und schrieb die liebreichsten Billets an ihn. Theobald ließ danken und antwortete nicht. Hartnäckig blieb er auf seinem Zimmer, noch immer mit einem Gefühle kämpfend, das er nicht unterdrücken konnte. Die besorgte Aurora schrieb abermals, schrieb dringender und fragte: ob sie ihm etwas zu Leide gethan? Jetzt glaubte Theobald reden zu müssen. Er setzte sich an den Schreibtisch und erließ folgendes sonderbare Antwortschreiben:

„Sie erkundigen sich so theilnehmend und liebevoll nach mir, gnädige, theure Frau, daß es beleidigend und unartig sein würde, wenn ich noch länger schweigen wollte. Ich bin nicht krank, ich bin nur verstimmt, noch mehr, ich bin sehr, sehr ärgerlich und zwar — erlauben Sie, daß ich Ihnen abbittend dafür die Hand küsse — ich bin es über Sie! Erschrecken Sie nicht, aber es ist wahr. Ich darf sogar mit voller Wahrheit aussprechen, daß Sie mich gekränkt haben! Wer hieß Sie meine Schulden bezahlen, ohne mir zuvor ein Wörtchen darüber zu sagen? Es ist

dies allerdings Großmuth, eine Großmuth, der man selten in dieser gemeinen Welt begegnet, aber es ist zugleich eine Großmuth, die ich so, wie sie sich gibt, nichl leiden kann, für die ich Ihnen also, so weh' es mir thut, den Dank schuldig bleiben muß. —

Nach diesem Geständniß werden Sie mich vielleicht für einen undankbaren Menschen halten. Der bin ich aber nicht. Ich danke gern, danke dem Geringsten, wie dem Höchsten, ich danke aber nur dann, wenn ich sehe, daß mein Dank mit der Größe einer empfangenen Wohlthat im Gleichgewicht steht. Wo mein Dank dagegen meinem Gefühle nach zu schwach erfunden werden muß, da läßt ihn etwas Unnennbares bei mir nicht aufkommen. Nochmals sei es gesagt: ich bin nicht undankbar, aber ich habe einen Widerwillen gegen den Dank, den ich nicht besiegen kann, der also wohl ein Coeffizient meiner Natur sein muß. Sie haben an mir gehandelt, wie nur ein Vater, eine Schwester oder eine Gattin handeln kann. Hier endigt meine Kraft der Erkenntlichkeit, mithin die Erkenntlichkeit selbst. Ich bin Ihr Schuldner und muß es

bleiben für immer! Wie, ich frage Sie, wie soll ich Ihnen als Mann von grenzenlosem geistigen Stolz, was ich unverholen ausspreche, wie soll ich Ihnen jetzt gegenüber treten? Ich weiß es nicht; ich fühle nur, daß ich für Ihre großmüthige Handlung keinen Dank kenne, daß ich aber trotz dem nicht undankbar bin, noch es je sein möchte, und daß ich deshalb, um nicht so zu scheinen, Sie lieber meiden, Sie lieber gar nicht mehr sehen mag, so unglücklich mich dies auch machen wird. Dies ist Alles, was ich zu sagen habe. Verzeihen Sie mir, theure Freundin, aber glauben Sie nicht, daß ich Ihnen jemals ein Wort des Dankes für Ihre großmüthige Handlung sagen werde. Vormals war ich in Aengsten, da konnte ich mir zuweilen mit einem Fluch, mit einer Grobheit helfen, jetzt bin ich in tausend Aengsten und da soll ich beten und lächeln! Das kann ich nicht, das widersteht meiner Natur. Ich bitte Sie, nehmen Sie die Last dieser Wohlthat von meinem Herzen und ich will Ihnen aufrichtig dankbar sein.

Ihr offener Freund

Theobald."

Eine gewöhnliche Frau würde diesen Brief zürnend von sich geworfen, dem Schreiber aber fernerhin ihre Thür verschlossen haben. Aurora zitterte, als sie die Zeilen des Freundes las, es war aber nicht das Zittern der Erbitterung, sondern das einer tief schmerzlichen Bewunderung. An Zorn, an Beleidigung dachte sie nicht, ihr ganzes Streben ging dahin, diese reizbare Natur mit sich selbst und mit der Welt zu versöhnen, in so weit dies möglich und rathsam war. Denn sie fühlte wohl, daß grade diese leichte Verletzbarkeit, dieser feine Stolz zum größeren Theil Theobald's eigenthümlichen Charakter, ja vielleicht den Urquell seines Talentes bilde und bedinge. — Sie besprach sich lange mit dem Genius ihres Herzens und erst, als sie sich ganz ruhig fühlte, schrieb sie eine Antwort, sanft, zart und anmuthig wie immer. Sie lud Theobald ein, doch ja wieder zu ihr zu kommen! Wenn es ihn genire, daß er sie als seinen Gläubiger betrachten müsse, so möge er sie einstweilen für seine Schwester halten. Mündlich würden sie sich schon leicht verständlichen.

Aurora schrieb noch Vieles, aber durchaus nicht kalt, nicht gesucht. Der warme Frühlingshauch

ihres edlen Herzens wehte Theobald aus jedem Worte entgegen. Dies beruhigte ihn und der Weihnachtsheiligeabend, das Fest der Versöhnung, der überschwenglichsten Gottesliebe war der Tag, wo die beiden in einander rauschenden Seelen sich nach längerer Zeit wieder begegneten. Die Baronesse überreichte dem Freunde ein kleines Geschenk, eine zarte, schöne Arbeit von ihrer eigenen Hand.

„Es ist eine bloße Spielerei," sagte sie mit bezaubernder Grazie, „denn Sie wissen schon, daß ich mich selten mit solchen Dingen beschäftige. Nur weil Sie letzthin so gar bedenklich waren, ob Sie das Ruhekissen behalten sollten oder nicht, habe ich meine geringe Kunstfertigkeit wieder einmal hervorgesucht. Freut es Sie?"

„Ich danke Ihnen sogar von Herzen dafür!" entgegnete Theobald lebhaft.

„Still!" fiel Aurora ein und erhob drohend ihren schlanken Finger. „Wie leicht kann dies eine Unwahrheit sein, wenn Sie böser Mensch einen solchen Widerwillen gegen den Dank haben. Wissen Sie, daß dies abscheulich ist? Daß Sie sich solche häßliche Ansichten abgewöhnen müssen?"

„Theobald sah der Sprechenden tief in die glänzenden Augen. „Es freut mich," versetzte er nach kurzer Pause, „daß Sie etwas aussprechen, woran Sie selbst nicht glauben. Sie wissen bereits, wie ich über den Dank denke. Meine Ansicht hat sich nicht um ein Jota geändert und wird es nie, auch nicht Ihnen gegenüber. Es ist das ein Ausspruch meiner Natur, den ich nicht zurückbehielt, weil ich ihn rechtfertigen zu können glaube. Auch verstehen Sie mich und stimmen mir sogar bei. Ich seh' es an Ihrem Blick, ich las es aus Ihren theuern Zeilen. Daß Sie nicht um des Dankes willen edel handelten, kann allein mich über Ihre Handlung trösten, hätten Sie Dank beansprucht, ich würde Sie abgeschüttelt haben, wie eine Schlange. Denn das ist das Allergemeinste, wenn der Mensch das Größte und Heiligste — und ich kenne nichts Heiligeres, als das Dankgefühl in einem Menschenherzen — zu niedrigem Zwecke mißbraucht. Und wie oft geschieht dies, wie groß und im vollsten Recht dünken sich Tausende, wenn sie so verfahren!"

„Lieber Theobald," entgegnete Aurora, „Sie sind ein lieber, edler Sonderling, aber doch gar zu unpraktisch! Wollen Sie alle idealen Ansichten,

die in Ihnen leben, auf die sie umgebende Welt pfropfen, so wird Sie diese mit Füßen treten und der große gebildete Haufe dazu seine Einwilligung geben. Wer mag bestreiten, daß Sie in der Idee, in der reinen Wahrheit Recht haben? Wer aber kann zugeben, daß diese reine Wahrheit für die Welt verständlich ist? Wie man die edlen Metalle nur gemünzt unter die Leute bringt, so dürfen wir auch grade die edelsten und größten Ideen nur bruchstücksweise, als Scheidemünze um uns ausstreuen."

„Ich bin schon zufrieden, wenn Sie mir Recht geben," sagte Theobald mißvergnügt.

„Darin haben Sie Unrecht," erwiederte Aurora. „Ich kann Ihnen werth, darf Ihnen aber nie Gesetz, nie Ideal sein! Hier in meinen Boudoir höre ich Sie am liebsten von der idealen Welt Ihrer Anschauungen schwärmen; ich schwärme dann mit und fühle mich erhoben. Draußen im Getümmel des rohen Lebens säh' ich Sie weit lieber besonnen, kalt, sogar etwas schlau. Und dies Alles ist es, wenn Sie die erhabene Theorie Ihres Dankes nicht Jedem in's Gesicht sagen."

„Das können Sie mir rathen?" fragte Theo-

bald mit einem Anflug von Betrübniß. „Wollen wir die Menge auf eine höhere Stufe geistiger Bildung heben, wird es, glaub' ich, vor Allem unerläßlich sein, daß wir erst ihre Gedanken läutern, sie gleichsam durch die Dornen unserer keck hingeworfenen und über einander geschichteten Wahrheiten gradiren. Wozu hab' ich ertragen, was mir das Leben an Bitterkeiten und Hemnissen entgegen geworfen, wenn ich nicht die Sendung erfüllen soll, die ich für den einzig wahren Zweck meines Dasein's erkannt? Die Materie herrscht unter tausend beliebigen Formen über alles Volk, der Geist schwebt einsam, mit mattem Flügelschlag über unserer materiell gesinnten Zeit. Daß man der Meinung ist, grade diese Richtung sei die ächte, gesunde, den Fortschritt bedingende, dies hemmt am meisten den wahren Fortschritt! Nur der Geist darf herrschen, weil er allein den Sieg erkämpft. Die gegenwärtige Herrschaft der Materie ist ein bloßer liberal scheinender Despotismus, der in der widerwärtigsten Anarchie seine Endschaft finden muß. Was kümmert uns dies Schreien nach Gold, dies Feilschen mit Stahl und Eisen, worauf jetzt Arm und Reich seine Zukunft gründet! Es zieht den Menschen

herab in eine öde Tiefe, in eine Leere, wo er vergeblich nach Licht, nach Leben schreien wird. Die Aufgabe des höher Stehenden ist es, dies wieder und immer wieder dem forttaumelnden Geschlecht zuzurufen, und wenn es nothwendig, mit Worten zuzurufen, die es in Harnisch bringen. Im Aerger, in der Entrüstung setzt sich von selbst die frische Saamenerde zu neuer, besserer Frucht ab. Und ich, theure Freundin, ich, liebe Aurora, will auf diesem Wege Dornen streuen und mich selbst daran zum Tode wund ritzen oder flammende Früchte daraus erblühen sehen. Und ich hoffe, daß mir das Letztere gelingen soll!"

„Haben Sie wirklich den Muth, dies immer zu hoffen?"

„Warum nicht? Verdorben in unserer Zeit ist nur die machthabende industrielle Welt, der indifferente, blasirte Vornehme, der das Verdienst in seinem Wappenschilde allein findet, die arbeitende Armuth aber oder richtiger das Volk im Großen, der thätige Bürger, der sparsame Bauer, vor Allem die Jugend, die Jugend, die von der grünen Flur, vom einsamen Weiler, von der stillen Bergeshöh den Fuß in's Leben setzt: diese alle sind nicht verdorben.

Sie hören noch auf die Stimme des Geistes, denn in ihnen lebt ein anderer Gott, ein anderer Glaube, als das Gold und dessen Klang! An die Brust dieser Jugend, dieses Volkes muß man klopfen, um für Ideen Empfänglichkeit zu finden. Ein unverbildeter Geist aber versteht und sagt oft, wie die kindliche Unschuld, das Höchste, weil dies auch immer das Einfachste ist."

Aurora widersprach nicht mehr, weil sie großentheils mit Theobald übereinstimmte, obwohl sie andere Mittel gewählt, andere Wege eingeschlagen wissen wollte. Auch hier erkannte sie wieder auf's deutlichste die sonderbare zwiespältige Natur, in die das Wesen unseres Freundes sich zertheilte. Immer wollte Theobald das Trefflichste, das Gute, Schöne, Volksbeglückende, und er glaubte dies nur im Volke selbst zu finden, während er doch in seiner Aeußerlichkeit dem Volke ganz entsagte und sich fast entschieden zu den in Pracht und Luxus Versunkenen hielt. Aurora hatte ihn noch niemals darauf aufmerksam gemacht, sie glaubte aber, daß jetzt der geeignete Augenblick, dies thun zu müssen, gekommen sei. Wenige Worte reichten dazu hin.

Sie trieben eine flammende Röthe auf die Wangen Theobalds.

„Abgesehen davon," erwiederte er, „daß, wie wohl in den meisten Menschen, so auch in mir, eine doppelte Natur thätig ist und fortwährend kämpft und ringt, muß ich bekennen, daß es mir Bedürfniß war, jene als geistreich verschrieene, als gebildet und bedeutend ausposaunte Welt der Gesellschaft eben so genau kennen zu lernen, wie die einfachere, offener vor Augen liegende des Volkes. Ich läugne nicht, daß mich ihre Kenntnisse überraschten, daß ihr Witz mich blendete, daß überhaupt Alles, was äußere, formelle Bildung des Körpers und Geistes war, mir Beifall wider Willen abnöthigte. Allein ich sah auch tiefer. Das Hohle, Flache und Unwahre, das sich hinter dem feinen Wort, hinter der schlauen, geistreichen Miene versteckte; der große Egoismus, der alle Gesellschaft beseelt, weil er allein sie auch erhalten kann, stieß mich wieder ab, und wenn ich dennoch oft und gern darin verkehre, so geschieht es nur, um von daher mir die Gifttropfen zusammenzutragen, mit denen ich dem Feind wahrer Bildung und hoher Volksgesittung den Tod bereiten möchte."

„Kann so viel Bosheit sich hinter dieser hellen, runzellosen Stirn verbergen?“ fragte Aurora, mit ihrer weichen Hand des Freundes Stirn berührend.

„Es ist keine Bosheit, sonst würd' ich Ihnen mein Verfahren nicht verrathen haben. Ist Bildung Zweck meines individuellen Lebens, so ist Studium der Menschen aller Klassen Zweck und Mittel zu dem, was ich dereinst wirken, was ich für mein Volk und dessen Zukunft thun möchte, damit es nicht, den Dämon des Materialismus für einen segensreichen Gott achtend, den wahren Gott, den Vater des Geistes von seinen Altären verscheuche.“

Unser Freund ward immer lebhafter, immer begeisterter, und da Aurora durch freundlichen Widerspruch das Feuer der Rede, die Kohlen auf dem Heerde seiner Gedanken geschickt zu schüren wußte; so spann sich das Gespräch noch lange fort und berührte die bedeutendsten Gegenstände, die folgenreichsten, wir möchten sagen, Anlagen unserer Zeit zu einer neu sich gestaltenden Geschichte. Es kamen Fragen zur Sprache, die schwer zu lösen waren, die aber Theobald in seinem fast inspirirten

Zustande beinahe so beantwortete, wie die Folgezeit selbst.

So ward es spät und immer später und die beiden Glücklichen hatten sich noch immer nicht von ihrem Gegenstande losreißen können, als der feierliche Ton der Glocken die nahe Mitternachtsstunde und den Beginn der Christmette verkündigte. Da erhob sich Aurora, ebenfalls in erhöhter, geweihter Stimmung.

„Brechen wir ab,“ sagte sie sanft und bedeutend. „Sie läuten der Geburt des Erlösers die Glocken, mögen ihre Töne auch der Geburt einer freien, geistigen Herrschaft in Deutschland, in Europa, in der gesammten bewohnten Welt gelten! Dafür thue Jeglicher, was er vermag!“

Die junge Frau reichte dem geliebten Freunde die Hand. Lange sahen sie einander in die begeisterten Augen. Es war, als suchten ihre Seelen gegenseitig etwas Namenloses, Ewiges, Herrliches. Theobald fühlte, daß er scheiden müsse, er konnte aber die liebe Hand nicht aus der seinigen gleiten lassen, ohne sie an seine Lippen zu drücken. Eine schnelle Bewegung Aurora's entzog sie ihm, das

schöne Weib selbst lag an seiner Brust, ihre Lippen berührten die seinigen. Es war nur ein kurzer, seliger Augenblick. Dann winkte ihm Aurora, daß er sich entfernen solle, und Theobald fühlte sich nicht stark genug, dem sanft gegebenen Befehle zu widerstehen. —

Achtes Kapitel.

Mächtig ergriffen von der freudigen Aufregung, in die ihn die lange Unterredung mit der Baronesse versetzt, wozu er selbst aber durch seinen trotzigen Stolz den Anstoß gegeben hatte, konnte Theobald nicht sogleich die drückende Enge seines einsamen Zimmers suchen. Es war noch Leben auf den Straßen, Leben in den Häusern. Aus manchem Gestock flimmerte der Lichtschein des grünen, mit vergoldeten Nüssen, mit silbernen Sternen und Ketten behangenen Weihnachtsbaumes. Beglückendes Lachen froher Kinderstimmen, Gläserklang, selbst Gesang erscholl da und dort aus hohen und niedern Wohnungen. Und auch die Nacht war eine rechte nordische, zaubervolle Christnacht. Auf Bäumen,

Simsen und Giebeln flirrte duftiger Reif, als habe sich die Welt zum hohen Feste damit geschmückt. Die Sterne leuchteten über den ganzen weiten Himmelsraum — eine lebhafte Phantasie konnte sich ohne sonderliche Mühe einen über alle Welt hin flimmernden Christbaum darunter vorstellen. — Durch die hohen Kirchenfenster brach der dunkle Wiederschein brennender Kerzen, dumpfe, einzelne, monotone Orgeltöne, dann Chorgesang, Gebet des Priesters ergänzte sich, fiel und schwoll brausend durch einander. Theobald ergriff heut Alles, er fand auch das Gewöhnlichste poetisch; nur die vielen Gruppen herüber und hinüber wankender Menschen, die ihm begegneten, ihm laute, bald drohende, bald verhöhnende Worte in ihrem trunkenen Muthe zuriefen, berührten ihn unangenehm. Die freche Rohheit fällt immer wie lähmender, giftiger Mehlthau auf eine erhöhte Gemüthsstimmung.

Ungeachtet der sehr kalten Luft machte er, dicht in seinen Mantel gehüllt, einen Gang über die Brücke. Er liebte es, die beiden schlafenden Städte zu beiden Seiten des Stromes unter der klaren Sternendecke, wie mit einem doppelten Diadem bekränzt, liegen zu sehen. Als er wieder zurückkehrte,

schlug die Schloßschelle halb ein Uhr. Er bog um die katholische Kirche, um seine Wohnung aufzusuchen. Der scharfe Nordwind durchkältete ihn heftig. Hinter der neuen Hauptwache nach der evangelischen Hofkirche bemerkte er zwei Personen, die langsamen Schrittes aus der Finsterniß hervortraten und lebhaft mit einander sprachen. Er verstand ihre Worte nicht, aber die Stimmen der Sprechenden schienen ihm bekannt. Theobald blieb stehen und horchte. Er hatte sich nicht getäuscht, die nächtlichen Wanderer waren Süßlich und dessen Advocat.

Sie strichen, ohne ihn zu bemerken oder auf ihn zu achten, dicht an ihm vorbei, so daß er die ängstlich hervorgestoßenen Worte des Banquiers und Wucherers: „Also verloren — und Sie glauben an keinen Succeß durch Appellation, durch haufenweis verstreutes Gold?“ deutlich verstehen konnte.

„Was ist verloren!“ fragte sich Theobald unwillkürlich und wendete eben so schnell um, den Vorausschreitenden langsam folgend. Er hörte sie fortwährend flüstern, Süßlich mit ängstlich zitternder Stimme, den Advocaten bedächtig docirend. Unweit des Theaters, an der Elbe, war in den tief gelegenen

Weinkellern noch Licht zu bemerken. Den lauten, lachenden Stimmen zufolge mußte es in diesen Opferhöhlen des Bacchus lustig hergehen. Der Advocat und Süßlich verschwanden auf der unter die Erde hinabführenden Treppe. Schnell griff Theobald nach seiner Brieftasche, um zu sehen, ob er noch so viel Baarschaft bei sich führe, als zu ein Paar Gläsern Wein erforderlich sein möchte. Dann eilte auch er die Treppe hinab.

Ein fast betäubender Weindunst, geschwängert mit Cigarren= und Tabaksrauch, der wie eine trübe Wolke am Gewölbe hinzog und um die schwertartig aufblitzenden Gasflammen trübe Dunstringe bildete, schlug ihm entgegen. In die überlauten Stimmen undeutlich durch einander sprechender Menschen fielen die zirpenden Saitenklänge einiger Harfen. Drei Mädchen, schlank von Gestalt, jung, gut gekleidet, hübsch, aber bleich, wie schöne Sünderinnen, saßen am hintersten Ende des tiefen Kellerzimmers und unterhielten eine gemischte Gesellschaft halb und ganz Trunkener mit Spiel und Gesang. Es waren Böhminnen aus der Gegend von Carlsbad, die auf ihrem Zuge zur Leipziger Neujahrsmesse die Gelegenheit in der Residenz nicht unbenutzt lassen wollten.

Theobald orientirte sich schnell und nahm, geschützt von einem breiten Pfeiler, Platz. Hier konnte er den ganzen Raum übersehen, ohne selbst sehr in die Augen zu fallen. Uebrigens waren ihm die Zechenden vollkommen unbekannt, bis auf Wenige, die er jedoch zu vermeiden beabsichtigte.

Nicht fern von ihm, doch so, daß er weder von ihnen, noch sie von ihm gesehen werden konnten, saßen Süßlich und der Advocat. Es blieb Theobald nicht lange verborgen, daß der Banquier seiner Geisteskräfte nicht mehr ganz mächtig war und sein Sachwalter den Rausch des reichen Klienten zu seinem Vortheil zu benutzen suchte.

„Champagner? Wollen Sie?" fragte Süßlich. „Hol mich der Henker, wir wollen Champagner trinken! Geht Alles zum Teufel, so ist's besser, ich schlage zuvor todt, was möglich. Nicht wahr, he?"

„O nicht doch," versetzte grinsend der alte Advocat, „ich denke Ihnen zuvor noch manchen Prozeß zu führen. Sie sollen leben und floriren!"

„Danke, danke!" Der Champagner knallte, Süßlich schenkte die Spitzgläser voll. „Wissen Sie, was ich thue?" sagte er heiser lachend, „ich appellire, oder — nein, nein, das hilft nichts. — War-

ten Sie! Soll man meinen Namen dreimal an den Galgen schlagen, wenn ich weiß, was ich thun soll!"

„Ha, ha, ha, ha!" erscholl ein heftiges Gelächter aus dem zweiten Zimmer, das blos durch eine Glasthür von dem vorderen getrennt war, „Fluch diesem Jahrhundert, Fluch!"

„Ja, Fluch!" wiederholte Süßlich, das letzte Wort des überlauten Sprechers auffassend, „es wird Alles über mich fluchen. Was meinen Sie, Advocat?"

„Geben Sie mir noch etwas von dem Gift. Der Champagner ist vortrefflich, bei Justinian! Fluchen, meinen Sie? Lassen Sie die ganze Welt fluchen, wenn Sie nur warm sitzen. Und das sollen Sie, bei diesem süßen Schaum!"

Der Advocat trank, Süßlich stürzte schnell ein paar Gläser aus. Seine grauen, mit Blut unterlaufenen Augen glühten, während das Gesicht fahl, grau und schlaff aussah. Er glich einem Gespenst mit dem wirren, grauen Haar, das buschig um den dürren Schädel und die niedrige Stirn fiel. „Aber das Testament!" sagte er so leis, daß nur ein sehr aufmerksames und feines Ohr seine Worte

verstehen konnte. „Der Teufel von Stephan hat ja geschworen und der Hundsfott von Stadtschreiber, dem ich den großen Teich dafür geschenkt, hat auf dem Sterbebette das Geständniß abgelegt, daß —" die übrigen Worte verliefen sich in ein auch Theobald unverständliches Gemurmel.

Der Advocat legte den Finger auf den Mund und sah sich scheu um. „Dennoch," sagte er zu Süßlich, der sich zu ihm über den Tisch beugte, „dennoch können Sie die Sache noch weit treiben, wenn Sie mir folgen wollen. Vorerst wird, sobald gegen Sie erkannt ist, appellirt, doch dürfen Sie so lange gar nicht warten, denn man würde Sie im Fall eines fatalen Strafurtheils kaum auf freiem Fuße lassen. Sie müssen also die Residenz schon früher meiden, vorgeblich auf Reisen gehen, in Wahrheit aber blos nach ihren Besitzungen eilen. Die Eisenhämmer und Hohöfen gehören immer Ihnen und von den Maschinen läßt sich mit Schlauheit und Vorsicht auch noch manch hübsches Stück retten. Aber, versteht sich, nur incognito! Niemand darf erfahren, wo Sie sind, am wenigsten der alte Fuchs Knickeberg. Denn dem Sassefras wollen wir jetzt erst auf den Leib gehen! Hören Sie

mich an! Sie können —" Ein wieherndes Gelächter im andern Zimmer verschlang die leis hingehauchten Worte. Süßlich rieb sich die Hände, auf seinem Gesicht malte sich eine satanische Schadenfreude. Während er eine neue Flasche Champagner auftragen ließ, zog der Advocat ein Papier aus der Brusttasche und reichte es seinem Klienten. „Wollen Sie das 'mal durchlesen und, stimmen Sie bei, unterzeichnen?" fragte er scheinbar gleichgiltig. „Eine Feder habe ich bei mir."

„Was ist es?"

„Nur eine kleine Verschreibung, falls Sie behindert sein sollten, mir nächstens die gewünschte Summe zu zahlen."

„Ja, Bester, will ich denn nicht? Sie sind nur gar so theuer?"

„Flaue Prozesse sind immer theuer! Riskire die Praxis Ihretwegen, muß mich sicher stellen. Thu's wahrlich nur aus reiner Freundschaft!"

Süßlich versuchte mit trübem Auge die Schrift des Advocaten zu entziffern, er war aber bereits zu betrunken, um die Buchstaben noch deutlich erkennen, den Inhalt der Schrift verstehen zu können.

„Dummes Zeug! Jetzt wird getrunken —

ich will die trüben Gedanken los sein. Stoßen Sie an, Sie verruchter Teufelsbraten, und sagen Sie kurz und bündig, was da drin steht?"

„Es ist nur wegen Sicherung Ihrer Eisenhämmer. Sie übergeben mir diese auf dem Wege einer Scheinverschreibung gleichsam als mir zugehörig. Dies verhindert deren gerichtliche Beschlagnahme. Morgen stelle ich Ihnen darüber ein Document aus, doch ist's nöthig, daß sie heut Ihre schriftliche Einwilligung dazu geben."

„Her, nur her mit dem Fetzen! Kann's ja nicht schöner haben — soll man meinen Namen dreimal an den Galgen schlagen —!"

„Ja, das soll man —," sagte eine laute Stimme hinter ihm. „Fluch diesem Jahrhundert, Fluch!" Roland's Gestalt wankte etwas unsicher nach dem Vorraum, herzhaft über den Schreck lachend, den er offenbar dem Banquier eingejagt hatte. Indeß ergriff dieser krampfhaft die vorgehaltene Feder und kritzelte seinen Namen unter die Schrift. Theobald, der aus seinem Versteck die beiden Schurken scharf beobachtete, war zu Muthe, als verschreibe ein tief Gefallener dem Teufel sein letztes Gut, seine Seele. —

Mit fürchterlicher Freundlichkeit faltete der Advocat die Schrift zusammen und steckte sie wieder zu sich. „Und nun, nicht wahr, Alterchen, nun trinken wir noch ein Gläschen?"

„Versteht sich, nur eine andere Sorte. Bin weiß Gott, recht lustig, recht aufgeweckt worden von den paar Gläsern! — Ah — 's ist doch hübsch, wenn der Mensch noch vergnügt sein kann! Frisch drauf, alte Stabslaterne, wir sind gute Kumpane, hier und dort, im Glück —"

„Gute Kumpane im Glück!" fiel ihm der Advocat in's Wort und stieß an, daß die Gläser zerbrachen. Der Kellner setzte zwei neue Flaschen auf, Theobald aber verließ sein Versteck, um sich im zweiten Zimmer, wohin Roland unterdeß wieder zurückgekehrt war, umzusehen. Denn bekannte Stimmen, die er früher nicht gehört, wurden jetzt immer lauter und zeugten von dem guten Humor und dem noch bessern Durst ihrer Inhaber.

Auch dieses Zimmer war mit Gästen aller Stände angefüllt. Gab es unter diesen noch einige Nichttrunkene, so war doch kein Einziger vollkommen nüchtern. Geleerte, halb und ganz volle Wein- und vorzugsweise Champagnerflaschen standen in

Batterieen auf allen Tischen. Blitzende Scherben zerbrochener Gläser lagen am Boden und schienen mit den hellen Glasaugen die späten Verehrer des Gottes Bacchus höhnisch zu verlachen. Das Gespräch war an allen Tischen ungemein lebhaft geworden und beschäftigte sich jetzt ausschließlich mit Politik. Wenn zwanzig Deutsche in einer gewissen Eintracht über Politik, über Vaterland und deutsche Einheit sprechen, ohne sich in der ersten Viertelstunde die Köpfe einzuschlagen, so kann ein solches Wunder nur des Bacchus versöhnendem Händedrucke gelingen. Ueberdies waren großentheils friedliche Bürger, Familienväter, die ein neckischer Kobold verführt hatte, die eifrigsten Sprecher, die begeistertsten Vertheidiger einer Freiheit, von der sie hinter ihren Werkstätten und Ladentischen keine Ahnung hatten.

„Ja, seh'n Se, hören Se, de Freiheit is scheen, wenn mer se recht begreift!" sagte ein gemüthlich aussehender Mann mit gewaltiger von Schnupftabak bestreuter Busenkrause. „Mer lebt so scheene für sich hin und 's thut eenen keen Mensch nichts nich und de Polizei wird höflich oder mer schaffen se ooch gar ab. Was meenen Se?"

„Keine Polizei! Pereat die Polizei! Freiheit, Freiheit! Deutschlands Einheit hoch! hoch! hoch! Klirr!"

Ein paar Gläser zerbrachen im Zusammenstoß des wirren Menschenknäuels, der, die meisten mit den Hüten auf den schwindelnden Köpfen, wie ein Troß Toller gegen einander, an Stühle und Tische prallte.

„Dreihundert und dreiundsechzigtausend Freiheiten sollen leben! Nee, wahrhaftig! Drunter thu' ich's nicht! Das ist mein Bewußtsein. Na, Bruder, komm! Alles, was lebt, soll leben. Bist doch 'n guter Kerl!"

Diese etwas confusen Worte sprach ein schmächtiger Mann, dessen weinglücklichen Augen gar schlau und gutmüthig rund umher sahen. Er saß neben noch zwei andern an einem runden Tische, unter Gläsern, Flaschen und geleerten Tellern. Meist lächelte er und schlief dazu, wenn aber die übrige Gesellschaft aufjauchzte, so fuhr er ebenfalls in die Höhe, ergriff sein Glas und trank es aus, Worte und Redensarten dabei von sich gebend, die, um allgemein verständlich zu werden, eines Commentars bedurft hätten.

„Wohl, wohl, Freiheit und Fluch, Fluch diesem Jahrhundert!“ rief der lebhafte Roland und trommelte, dazu pfeifend, mit beiden Fäusten auf den Tisch, während der stille, ernste Mildenheim sanft lachte, ein paar fürchterliche Gesichter schnitt und ohne anzustoßen sein Glas mit der Bemerkung leerte: „Ach, dummer Schnack! Laßt die Freiheit in Ruhe, kommt all' Lebtage bei uns nicht zu Stande. Da weiß ich 'n bessern Toast! Unsere Mädels sollen leben! Ja, das klingt gleich anders!“

„Dreihundert dreißig tausend Mädel — hoooch!“

„Bum!“ sagte Roland und trommelte abermals auf den Tisch. „Ah, das ist famos! Seht den betrunkenen Kerl! Donnerwetter, das ist ja der Locomotiver!“

„Es ist kein Bewußtsein unter uns — das ist klar! Dreihundert —“

„Drei und funfzig tausend Bewußtsein — hast Recht!“ ergänzte Roland die Rede des Halbschlafenden, der denn auch damit vollkommen zufrieden war und, die Hände in den Hosentaschen, den Kopf gegen die Wand lehnte.

Währenddem war ein schlanker junger Mann mit sehr blondem Haar, einem blassen Schnurrbart und unaussprechlich verliebten Augen auf einen der Tische gestiegen. In der rechten Hand hielt er eine Champagnerflasche, in der linken ein halb zerbrochenes Glas, das er häufig zum Ueberfließen vollgoß und auf einen Zug austrank. Der Hut stand ihm schief auf dem Kopfe und war auf der einen Seite durch einen gewichtigen Faustschlag tief eingebogen. Ein kostbareres, klassischeres Exemplar eines Propagandisten außer Diensten konnte man sich nicht vorstellen.

„An mein Herz, meine Brüder!“ rief er aus und umarmte die Säule, daß er sich fast die Nase daran wund gestoßen hätte. „Ihr habt mich verstanden, Ihr sollt leben! Hoch!“ Der ganze Troß, der dicht gedrängt den Tisch umstand, rief und jauchzte das „Hoch!“ nach und leerte die Gläser. „Im Witze steckt die Freiheit, nicht in der Dinte, obwohl sie manchmal in der Dinte sitzt —“ — „Bravo! Bravo!“ schrieen die Nüchternsten. „Ruhe! Ich hab's Wort! Ich bin der Locomotiver!“ schrie der junge Freiheitsheld, und die begei-

sterten Zuhörer sammelten sich wieder taumelnd um die improvisirte Rednerbühne.

„Wir brauchen Freiheit,“ fuhr der Redner fort, „denn wir haben keine — das ist so klar, wie 'n leerer Geldbeutel — und wir kriegen keine, wenn wir sie uns nicht nehmen, gewaltsam nehmen!“

„Wenn Se erloben, da wollt' ich doch gehorsamst bemerken,“ unterbrach ihn der freiheitliebende Bürger, „daß Se sich nich ville draus machen, die Fürschten meene ich, wenn mer mit Gewalt losbricht. Kann's sein, und besser wär's immer, da lassen Se's uns lieber mit der Güte und langsam abmachen. Wer langsam fährt, kommt ooch zum Ziele! Und nachher, sehn Se, wenn mer's uns verderben, da haben mer gar nischt, und mer kriegen so ville Polizei, daß mer nich mehr ruhig in de Boomblut machen können, und das wäre een Unglück für's Vergnügen, seh'n Se.“

„Heuchlerische Krokodillenbrut!“ fuhr ihn der Redner an und trieb durch einen neuen Faustschlag, wobei das Glas vollends in Stücke brach, den Hut noch tiefer in den Kopf. Eine Scherbe hatte ihm die Hand verwundet. „Blut!“ rief er aus,

„Blut eines Märtyrers, eines Freiheitsmärtyrers! Fangt die kostbaren Tropfen auf und tragt sie als Kennzeichen unserer Brüderschaft!“

Ein Dutzend Taschentücher waren schnell bei der Hand, die Jünger der Freiheit drängten und stießen sich, um nur ein paar Tropfen des kostbarsten Blutes, das je ein Märyrer vergossen hatte, zu erobern. Blut heißt es, macht grausam, entflammt den Muth bis zur Raserei. Die begeisterten Anhänger und Verfechter der Einheit Deutschlands geriethen über das Blut in Streit, als der Redner, von so großer Theilnahme gerührt, in Thränen ausbrach und schon wieder im schönsten Zuge war.

„Ich sage aber nee und nochmals nee!“ rief der Bürger. „Schuppen laß ich mer nich vor de Freiheet, das bringt se mer nich ein. Oder globen Sie mit der Perrücke uff Ihrem jungen Koppe, daß mer de Freiheet eene eenzige Butterbemme schenkt? 'Schamster Diener — keenen Bissen nich!“

„Sie sind ein Spion, Hundeseele!“ schrie der in der Perrücke. „Naus mit dem Tyrannenknecht! Wir dulden keine Verräther unter uns!“

„Einheit, Brüder, Einheit! Wie unser göttlicher Schiller sagt: „„Seid einig, einig, einig!““

rief unter häufigen Thränen und laut schluchzend der Redner. Seine Stimme verlor sich in ein guckerndes Gluck, Gluck; denn er hatte die Champagnerflasche an den Mund gesetzt und sog den köstlichen Trank in langen Zügen. Mittlerweile war die Einheit unterhalb des Redners in die entschiedenste Uneinigkeit übergegangen. Der freiheitliebende „Berger" und der mit der Perrücke wiesen sich bereits die Fäuste, vier bis fünf Unberufene legten sich mit höchst unnöthigen Worten drein und befeuerten die Erhitzten noch mehr. Ein von der Decke zurückprallender Champagnerstöpsel, den der höchst lustige Roland so eben springen ließ, fiel dem Bürger auf die Nase und gab das Signal zum Kampfe.

„Verdammt soll se sein, Ihre lumpige Freiheet!" rief er wüthend und gab seinem Widersacher einen Faustschlag. „Sie gehören gar nich unter anständige Bergersleite, denn Sie sin nischt, gar nischt sin Se!"

„'Naus! 'naus mit dem Spion!" schrieen abermals viele Stimmen, und es begann trotz des herbeispringenden Wirthes ein allgemeines Rammeln und Stoßen. Bald war nichts mehr zu erkennen, als Faust über Faust erhoben, die wie

Hämmer auf Aller Köpfe niederfielen. Dann geschah ein Krach, die Thür brach ein und der ganze Knäuel verlor sich im Vorraum des Kellers. Der Redner, den zusammengeknüllten Hut noch immer auf dem Kopfe und lauter denn vorher schluchzend, warf alle Flaschen vom Tische und klagte gar jämmerlich über die Treulosigkeit der Menschen. Von draußen her hörte man kreischend nach der Polizei rufen. Die Stimme des Bürgers, der alle Polizei abgeschafft haben wollte, war nicht zu verkennen.

Durch den abscheulichen Lärm waren auch Süßlich und der Advocat, die zuletzt fast ganz allein im vordern Zimmer gesessen hatten, aufgestört worden. Jetzt mit dem zurückkommenden Troß zusammentreffend, wurden sie in's zweite Zimmer hineingedrängt, und der Banquier, vom Wein betäubt, stand plötzlich seinem Feinde Theobald gegenüber. Der Schreck wirkte furchtbar auf seine angegriffenen Nerven. Todtenblaß, zitternd, mit trüben, röthlich gelben Augen streckte er die Hände nach dem Jünglinge aus und bat kreischend, mit wahnsinnig gellender Stimme um Gnade. In diesem Augenblicke kam der geschlagene Bürger mit mehrern Polizeisoldaten zurück. Er drängte sich mit seiner

Bedeckung schreiend durch die lärmende und lachende Menge.

„Der ist's!" rief er aus, „der mit dem falschen Haar hat mich geschlagen. Glooben Se mir, meine guten Herren, 's is ein Demagóner, ich kenn' 'n an 'n Rockschnitt! — Wart', ich will der de Freiheet anstreichen!" sagte er für sich.

Die Polizeisoldaten, der Wirth in der Mitte, eine Anzahl Neugieriger rundum, setzten die Streitenden zur Rede, wobei jedoch nicht viel herauskommen wollte. Der Wirth suchte die unangenehmen Gäste dadurch los zu werden, daß er ihnen nicht allein sogleich Wein kredenzen ließ, sondern auch bei anbrechendem Tage noch ein Dutzend Flaschen nachzusenden versprach. Der Redner saß jetzt weinend auf dem Tische, rang die Hände und beklagte das Schicksal Deutschlands, indem er einmal über das andere ausrief: „Auch ich kann Dich nicht retten, auch ich nicht! Und bin der treuste Deiner Söhne. O Verblendung, Verblendung! Hu — mir graust's vor der Zukunft!"

Im Hintergrunde am runden Tische saß noch immer das Kleeblatt. Mildenheim streckte, wie sonst, seine unendlich langen Beine von sich, lachte heiter

über all den Qualm und ließ dem Weine sein Recht geschehn. Roland's Zunge war für ein zusammenhängendes Gespräch zu schwer geworden, weshalb er sich mit seiner Lieblingsredensart höchst lustig selbst unterhielt und es übrigens an Trinken auch nicht fehlen ließ. Der Hagere fuhr nur zuweilen, wie von einem Traum geschüttelt, auf und murmelte oder schrie, wie es ihm grade bequem war oder Bedürfniß sein mochte: „Drei Millionen Schock einmarinirte Heringe — will ich haben. Ne, wahrhaftig, ich thu's! Hum, hum, hum!" Er schüttelte den Kopf, daß ihm die langen Haare wild um's Gesicht flogen. „Dumm, ganz dumm. Kinder, jetzt ist Alles furchtbar besoffen."

Unter diesen mehr komischen, als ernsten Gruppen würden drei Personen einer Gesellschaft Nüchterner wahrhaftes Entsetzen eingeflößt haben. Es waren Süßlich, Theobald und der Advocat. Die beiden letzt Genannten waren vielleicht die einzig Nüchternen. Sie standen einander gegenüber wie ein paar zum tödtlichen Kampf gerüstete Fechter. Jeder las im Auge des Andern den Willen, die Absicht, ja die Nothwendigkeit, ihn zu vernichten, aber Keiner sprach dies nur mit dem leisesten Worte

aus. Zwischen Beiden lag der berauschte Süßlich zusammengebrochen am Boden. Sein Aussehen konnte einem Maler zum Modell für die Darstellung eines Verdammten dienen. Das böse Gewissen, der ungewohnte Genuß so vielen Weines, die Vorschläge seines verschmitzten Advocaten, der dunstige Kellerraum, das wüste Durcheinander so vieler heiser kreischender Stimmen, das Schluchzen des Redners, die überlauten Fluchrufe des lustigen Roland, endlich das Balgen, das Hereinstürzen Bewaffneter und der unerwartete Anblick dessen, dem er zum großen Theil seine furchtbare Lage schuld gab: dies Alles verwirrte seine Vorstellungen, seine Begriffe gänzlich. Wirklichkeit, Einbildung und Möglichkeit verschmolzen in der aufgeschreckten Phantasie des Betrügers zur gräßlichsten Wahrheit. Er wähnte, im Vorhof der Hölle zu liegen, glaubte auf allen Seiten das Geheul der Verdammten, der qualvoll Gepeinigten zu vernehmen.

„Erbarmen, Gnade!" wimmerte er, sich mühsam auf den Knieen emporrichtend. Seine magern Hände strichen die dünnen grauen Haare zurück, der glanzlose, entsetzensvolle Blick bohrte sich in die Gruppe, die vor ihm bald aus einander

wankte, bald sich wieder schloß. Er bemerkte die neugierig lauschenden Harfenmädchen, deren schwarze Locken aufgelös't auf die weit entblößten weißen Schultern und Nacken hingen. „Bitte für mich, Theobald, o bitte!" bat er flehentlich, während ihm die Zähne klapperten. „Dort steht sie und nickt mir zu mit den furchtbaren Augen — oh! — Erkennst Du sie? — — — Es ist Gotthold's Mutter! — Jetzt vervielfältigt sie sich — springt auf mich zu — ha! — Sie will das — das — das — Testament! Da! Da! Nimm's hin! — Ich mag's ja nicht. Reiß nur die Schlangen von meinem Herzen und — hörst Du, guter Theobald, hörst Du — den furchtbaren Krebs, der mit seinen Scheeren mein Gehirn zerschneidet — — Oh, oh! — Halt! Das ist mein, das geb' ich nicht! Alles Gold ist mein, mein, mein!" — Und laut schreiend warf sich der Unglückliche flach an den Boden, breitete die Arme aus und machte Bewegungen mit den Händen, als wolle er verstreute Münzen zusammenscharren.

Theobald wich schaudernd zurück, der Advocat wollte ihm den Weg vertreten. „Wohin?" fragte er barsch.

„Mich dünkt, darnach haben Sie nichts zu fragen," versetzte Theobald. „Jedenfalls an einen Ort, wo es mir besser gefällt, als hier."

Der Advocat trat achselzuckend zur Seite. Die Polizei, mit der sich der Wirth inzwischen verständigt hatte, wollte so eben den wüsten Ort verlassen, als sie den für todt am Boden liegenden Süßlich erblickte. „Ein Betrunkener?" fragte der Eine. Der Advocat nickte blos mit dem Kopfe. „Wollen Sie ihn nach Hause bringen?" fragte er.

„Wer ist's?"

„Ein reicher Mann, der sich Ihnen dankbar erweisen wird."

Die Polizei hob den Banquier auf. „Ah, der Herr Baron! Wie kann dem accuraten, stillen Manne so 'was zustoßen?"

„Weihnachten! Die Freuden des hohen Festes! Neue Anleihen und Gewinnste!" hohnlächelte der Advocat und folgte den Polizeidienern, von denen zwei den bewußtlosen Wucherer forttrugen.

Jetzt nahm auch Theobald seinen Hut. Eins der hübschen Harfenmädchen tippte ihm mit zartem Finger auf die Schulter. „Es ist so sehr spät, guter, lieber Herr," sagte das Kind eigenthümlich

zärtlich, „wollen Sie uns nicht gefälligst das Geleit geben?“

Theobald sah dem Mädchen scharf in's Gesicht. Sie war hübsch, aber im überwachten Auge zuckte eine wollüstige Flamme. „Ein ander Mal,“ gab er zur Antwort und eilte hinaus. „Böser Mann,“ hörte er die girrende Stimme des Mädchens hinter sich flüstern, „wir werden Ihnen folgen.“

Die Mädchen hielten auch wirklich Wort, konnten aber dem schnell durch finstere Gäßchen Schlüpfenden nicht lange im Auge behalten, und mußten gezwungen allein nach ihrem Quartiere zurückkehren.

Neuntes Kapitel.

„Jetzt reichst Du mir die rechte Hand, chassirst an mir vorüber, drehst Dich um Dich selbst — so, ganz recht — und kommst nun wieder zurück. Aber die Ellbogen, gute Cölestine, die mußt Du mehr einziehen. Wart', ich will Dir's zeigen. Siehst Du? Es darf der Körper keine Ecke, keine Spitze und Kante beim Tourentanz machen. Und nun noch 'was: die Füße immer auswärts, nur nicht gezwungen; sonst sieht's schlecht aus. Auch heben darfst Du sie nicht sehr, mehr nur schlürfen, und weißt Du, die Fußspitzen mußt Du unter dem Kleide recht lustig hervorgaukeln lassen. In Atlasschuhen sieht das ganz allerliebst aus und die Her-

ren haben's sehr gern, darauf kannst Du Dich verlassen."

Diese Regeln ertheilte Elise, deren Beschäftigung und Aufgabe es war, die in allen städtischen Kunstfertigkeiten ziemlich unbeholfene Cölestine zu unterrichten. Cölestine begriff gut, sie konnte es aber doch in all' dergleichen Dingen nicht zu der leichten, natürlichen Fertigkeit bringen, die Elisen angeboren zu sein schien. Sie tanzte gern und recht gut, und dennoch sah es immer aus wie eine Arbeit, nicht wie ein Vergnügen. Um nun eine gefällige, anlockende Leichtigkeit ihr beizubringen, benutzte Elise die Abendstunden, wo Vater und Mutter meistentheils anderweit beschäftigt waren, und lehrte der willigen Schülerin auf der holprigen Diele des Familienzimmers alle kleinen Kunstgriffe und Koketterien, deren sich lebenslustige junge Mädchen bei solchen Gelegenheiten zu bedienen pflegen.

Erhitzt und lächelnd standen sich jetzt nach beendigtem Tanze die beiden Mädchen gegenüber, mit den Händen noch das seidene Tändelschürzchen haltend, als Pauline mit einem brennenden Spahne und Wachholderstrauch eintrat.

„Macht, daß Ihr fertig werdet, der Vater kommt," sagte die Kleine. „Hier riecht's ganz abscheulich nach gebranntem Korn, da will ich nur schnell das Reißchen verbrennen, das macht munter für den ganzen Abend."

Während Pauline mit dem knisternden, süßen Wohlgeruch um sich verbreitenden Wachholderbusch das Zimmer durchlief, holte Elise den Besen und kehrte den Tanzplan rein von der niederfallenden Asche. Cölestine stand vor dem kleinen Spiegel und ringelte sich die ausgegangenen Locken über dem Finger. Man sah es den Mädchen an, daß sie ganz wie Schwestern, zufrieden und glücklich mit einander lebten. Elise war zu neuer, frischer Schönheit erblüht, Pauline hatte mehr Jugendfülle, mehr Körperrundung gewonnen, nur Cölestine sah bleich und verkümmert aus, obwohl sie im Verkehr mit Andern dies niemals merken ließ.

Jetzt hörte man von draußen her lustiges Schellengeläut — denn es war Ende Januar und Schlittenbahn, wie man sie nur wünschen mochte — wiederholtes Peitschengeknall machte die halb gefrorenen Fenster schrillen, und die Mädchen beeilten sich, den heimkehrenden Aeltern entgegen zu sprin-

gen und ihnen die Packen und Kisten abzunehmen. Sie kamen aus dem Gebirge zurück, wohin sie gefahren waren, um auf dem vielbesuchten Markte eines hochgelegenen kleinen, aber sehr betriebsamen Städtchens allerhand Bedürfnisse für's Haus, und in der nahen, großen Glashütte neue Gläser und andere brauchbare Geräthschaften einzukaufen. Alexander und Gotthold hatten sie begleitet, jener als rüstiger Fuhrmann, dieser, um das Gebirge und dessen Bewohner etwas näher kennen zu lernen.

Die Mutter war ungeachtet ihres Muffs und reichen Pelzmantels doch tüchtig erfroren. Sie klapperte und sah, von dem heftigen Nordwinde angehaucht, der am Gebirgssaume wirbelnde Schneewehen mit sich führte, glühroth im Gesicht aus, der Vater aber, einen großen Packen unter'm Arm, befand sich in der scharfen Kälte ganz behaglich, obwohl er ebenfalls tüchtig durchgeschüttelt war. Gotthold trat an den schmählenden Kachelofen und schlug Arme und Hände abwechselnd gegen einander, um die Steifigkeit aus den Gliedern zu kriegen. Alexander hatte auf Befehl Knickeberg's erst die Pferde in den Stall bringen und alle erforderlichen Vorsichtsmaßregeln anwenden müssen, damit den

vom scharfen Lauf erhitzten Thieren kein Unfall zustoßen möge.

Als sich die Aeltern in gewohnter Bequemlichkeit um den Tisch gesetzt, die Mädchen ihre Gestricke und Nähtereien hervorgesucht und Gotthold einen kurzen Bericht über den Eindruck, welche die rauhe, winterliche Gebirgswelt auf ihn gemacht, abgestattet hatte, fragte Knickeberg die Mädchen, was es sonst Neues gäbe. Sie wußten nichts zu erzählen. „Nun," sagte der Gutsbesitzer, „so sperrt die Ohren recht weit auf, damit Ihr vernehmt, was ich erfahren habe!"

Die Mädchen sahen ihn mit großen Augen an, und was etwa die Ohren nicht ermöglichen mochten, das holten die hübschen Mündchen nach, die nicht nur halb, sondern fast ganz aufstanden, so daß die blendend weiß uniformirten Zahnregimenter unwillkürlich die schönste Musterung passiren konnten.

„Was Gutes?" fragte Elise. „Wenn's das ist, soll's uns sehr willkommen sein, eine schlechte oder unangenehme Nachricht aber mögen Sie heut lieber für sich behalten. Wir sind recht munter

und frohgestimmt und durchaus gar nicht ein Bis-
chen neugierig."

Bei dieser letzten Betheuerung stach sie sich die Tapisserienadel in den Finger, daß eine helle Blut-
perle nachquoll. „Ich kriege heute noch einen Kuß," sagte sie halblaut und schelmisch lächelnd zu Cölestine, indem sie das Blut auspreßte.

„Trefflich prophezeit!" rief Alexander, der eben hereingekommen war und die leise Bemerkung der Geliebten gehört hatte. Ehe sie es noch hindern konnte, hatte er sie umschlungen und mehr als einen Kuß auf die schwellenden Lippen gedrückt.

„Mach's nur gnädig," sagte Knickeberg, „sonst bildet sich das kluge Ding ein, sie sei die neue Velleda oder wie das verwunderliche Weibsbild hieß, von der wir letzthin in der alten Scharteke lasen, die Du dem Krämer aus den Zähnen oder Hän-
den gerissen hattest. Und überdies, mein Junge, ist es auch gar nicht anständig, junge Mädel, und hätten sie Lippen roth wie Kirschen und zum ab-
pflücken, vor ehrwürdigen Mannsleuten zu küssen. Sapperlot, dabei wär' ich auch noch, bin ich schon ein alter Knasterbart!"

„Das machst Du ganz recht, Väterchen," versetzte Elise ganz unbefangen, stand auf, um sich aus ihrem Nähkörbchen ein reines Taschentuch zu holen, fiel dann mit naivster Hingebung dem Gutsbesitzer um den Hals und gab ihm grade so viel Küsse wieder, als ihr Alexander geraubt. „Sind wir nun quitt?" sagte sie, mit ihren lustigen, seelenvollen Augen den alternden Mann in's Gesicht sehend. „Ich denke ja? Nicht wahr?"

Knickeberg lachte aus vollem Herzen über den muntern Schalk, die Mutter aber meinte, sie sei doch ein gar zu arger Ausbund, und wenn das ein anderes Mädchen thäte, so würde man's ihr übel auslegen! Elise machte einen höchst anmuthigen Knicks vor der Zurechtweisenden, indem sie sagte: „Verehrte Frau Adelheid und meine sehr liebe Pflegemutter, das kommt ganz d'rauf an, wie man's macht."

Alle mußten jetzt lachen, selbst Alexander, der anfangs ein sehr ärgerliches Gesicht gezogen hatte. „Setze Dich nur ruhig wieder hin," rief er der Ausgelassenen zu, „wir sind schon überzeugt, daß Du dem strengsten Karthäuser Deine Ueberzeugungen beibringen würdest."

„Das ist mir sehr lieb, zu hören, mein Herz," meinte Elise. „So darf ich nun doch hoffen, daß Du zu seiner Zeit ein musterhafter Ehemann werden wirst — ein wahres Wunder in unsern Tagen, wo die verheiratheten Männer, sobald der Hochzeittag vorüber ist, sogleich wieder genau, wie die Junggesellen leben, d. h. ihren Privatvergnügungen, wie früher, ungestört nachgehen wollen. — Aber wie steht's denn mit der Neuigkeit?"

„Nun," sagte Knickeberg, „wenn Du Deine liebenswürdigen Naseweisheiten wirst ausgekramt haben, kann's Sprechen wohl wieder an mich kommen."

„O wäre ich doch auf dem Schlitten gefahren und hätte mir ein rothes Nasenspitzchen geholt!" rief Elise aus. „'s ist ein Elend, wir armen Mädchen dürfen nicht einmal die allergewissesten Wahrheiten sagen, ohne gleich einen Klaps zu kriegen. — Ist's jetzt gefällig, Väterchen?"

„Aufgehorcht!" befahl der Gutsbesitzer.

Elise saß kerzengrade, Cölestine sah lauschend nach dem Vater, Pauline kniete vor Frau Adelheid auf einem Fußbänkchen und hielt auf den ausgebreiteten Armen Baumwolle zum abwickeln. Neu-

gierig wandte sie ihr feines Köpfchen mit den frommen Taubenaugen nach Knickeberg um.

„Gotthold hat seinen Prozeß auch in zweiter Instanz gewonnen," sagte der Gutsbesitzer so trocken, als handle es sich um eine Hand voll tauber Nüsse. „Heut früh ist die Nachricht in M* eingetroffen."

Wäre ein Meteorstein mitten in's Zimmer gefallen, das Erstaunen Aller hätte nicht größer, die Ueberraschung nicht allgemeiner sein können. Denn obwohl Knickeberg durch Theobald von dem wahrscheinlichen Ausgange der Klageangelegenheit längst unterrichtet war, so hatte er doch Niemand von seinen Hausgenossen, selbst nicht dem vorzugsweise betheiligten Gotthold auch nur ein Wort darüber gesagt, weil er fest überzeugt war, daß eine zu früh besprochene Angelegenheit, ein zu zeitig verrathener Plan gern in sein voriges Nichts sich auflöse, ein Glauben, den Theobald in schroffster Form von dem Vater geerbt hatte.

„Gott der Gerechtigkeit sei gepriesen!" rief Adelheid und faltete dankbar die Hände. Cölestine schlug nur den sprechenden Blick zum Himmel auf, dann ergriff sie Gottholds beide Hände und drückte ihn schwesterlich an die Brust. Pauline betete,

nur Elise fragte entschieden: „Und was geschieht mit Süßlich?"

„Davon ein ander Mal," versetzte Knickeberg. „Er ist aus der Residenz verschwunden, angeblich, um auf Reisen zu gehen, man hat aber vollen Grund zu glauben, daß er nicht gar fern, daß er sogar hier in der Nähe sein dürfte."

„Hier? Hier, wo man ihn haßt, wie den leibhaftigen Bösen?" rief die Mutter aus.

„So thöricht ist er nicht," sagte Elise.

„In solchen Fällen ist meist der Klügste am allerdümmsten," versetzte Knickeberg. „Ich habe Kerl's gekannt, denen es ein Kleines war, dem Papste zu beweisen, daß er ein Mops sei, und wenn's zum Treffen kam und sie selbst in's Pech geriethen, setzten sie sich freiwillig mitten hinein, als sei's ein Polsterstuhl. Das ist 'mal so wohlverdienter Sündensold. Der Teufel zahlt immer pünktlich, aber stets wie ein Teufel."

Alexander ging mit gekreuzten Armen unruhig im Zimmer auf und nieder. Jetzt trat er so vor den Gutsbesitzer. „Weißt Du etwas Genaueres über Ihn? — den Namen „Vater" vermied er

stets — Ich wünschte, daß Ihn hier kein Leid wiederfahre; er bleibt mir ja doch immer der, der er ist."

„Ich habe nur Vermuthungen, keine untrüglichen Nachrichten," versetzte Knickeberg, „allein die Wahrscheinlichkeit und sein eigenes Interesse bestätigen die Annahme. Uebrigens wird er sich schwerlich persönlich sehen lassen und wohl kaum längere Zeit an ein und demselben Orte verweilen."

Nach diesen Bemerkungen theilte er den versammelten Familiengliedern mit, was wir bereits wissen, die Vorschläge des heuchlerischen Advocaten, Süßlich's willfährige Annahme derselben und dessen später wirklich erfolgte Abreise. Daß ihn seitdem noch Niemand in der Gegend um M* gesehen hatte, durfte nicht auffallen. Es war natürlich, daß der von Gesetz und Gewissen gleich schwer verfolgte Mann die größte Vorsicht anwandte, um auf eine oder die andere Weise sich wenigstens eine erträgliche Zukunft zu sichern.

Tags darauf ging Knickeberg nach der Stadt, um über das Gehörte nähere Erkundigungen einzuziehen. Es fiel nichts vor während seiner Abwesenheit, nur eine bange Beklemmung herrschte in

dem sonst so muntern Familienkreise, die auch den Schelmereien Elise's nicht ganz weichen wollte. Als der Gutsbesitzer gegen Abend wieder zurückkam und vollkommene Bestätigung des bereits allgemein umlaufenden Gerüchtes mitbrachte, verbreitete sich allgemeine Heiterkeit. „Begierig bin ich nur," sagte Knickeberg, „wie diese Kunde auf die Arbeiter wirken wird! Es gehen wieder böse Dinge vor in Frankreich und England — Irland gar nicht zu gedenken, wo des Unkraut's Wurzeln ganz wo anders stecken — kommt das unter's Volk, und es ist nicht zu hindern, möcht' auch nicht, daß es zu hindern wäre; so wird sich da ein Brand vorbereiten, der den Fabrikherrn garstig um die Köpfe schwehlen dürfte. Der Gedanke wollte mir gar nicht aus dem Sinne, wie ich da von der Anhöhe die flammenden Rauchsäulen aufflackern sah. Kam mir vor, als schwebten feurige Drachen über der Thallehne, und das abgezirkelte Hämmern und Pochen klang mir, wie ein Perpendikel, der einer sündigen Zeit die letzten Stunden nachzählt. Letzthin hat es argen Lärm gegeben, hört' ich im Türken erzählen. Ein Fremder, weiß der Herr, wo er zu Hause sein mag, ist in die Hütten gekommen und

hat wundersame Reden geführt. Niemand will ihn gekannt, Keiner ihn je gesehen haben. So ist er auch wieder verschwunden, weiß Niemand wohin? Seitdem aber grollt's und kocht's in den Gemüthern. Die Arbeiter, sagt man, wollen nächstens eine große Versammlung halten, kann nur Keiner erfahren, wo und wann? Und was sie da beschließen, soll ihr Gesetz sein und die Herren sollen gezwungen werden, es so oder so zu unterschreiben."

Es klopfte laut an die Hausthür. „Pauline, sieh, wer's ist?" sagte Frau Adelheid, mit Zuschneiden eines Hauskleides beschäftigt.

„Morgen mach' ich mir in der Fabrik zu thun," fuhr Knickeberg fort. „Es läßt mir keine Ruhe, obwohl mich's ärgern kann. Unruhige Zeiten taugen nichts für einen Landwirth."

Pauline führte Stephan herein. Der alte Mann war ganz erfroren und über und über beschneit, denn es wehte wieder stark. Er sah erschrocken aus und schien sehr erschöpft. Auch setzte er sich mit einem stummen Gruße sogleich auf die Ofenbank, was er sonst ungeheißen nie zu thun pflegte, legte nach seiner Art die schwieligen Hände

auf den Knopf seines Stockes und schüttelte, den Blick auf die Ziegel geheftet, wiederholt das greise Haupt.

„Dir ist was zugestoßen, Stephan," redete ihn Cölestine an, indem sie ihm eine Tasse gewärmten Kaffee reichte. „Was gibt's wieder? Sprich!"

Stephan erhob seinen Blick zu dem Mädchen und nickte bejahend. Dann ergriff er mit einem kurzen „danke, danke" die dargereichte Tasse, ließ das Getränk in die Unterschaale fließen und hauchte mit aufgeblasenen Backen mehrmals darüber hin, ehe er es genoß.

„Wo kommst Du denn her so spät?" fragte ihn Knickeberg, legte die Hände auf den Rücken und stellte sich neben ihn an den Ofen. „Hat's Leichen gegeben in der Nähe?"

„Ja, lieber Herr Knickeberg," erwiederte der Todtengräber, „und 's wird bald noch viele, sehr viele geben. Die Grabsch'te*) haben schon drei Nächte geklungen, wie fernes Glockengeläut und die Leichenfrau hat im Traume viele Stück Seife be=

---

*) Spaten.

kommen. Es wird ein groß Sterben durch's Land gehen oder eine Noth und Drangsal über das Volk kommen von wegen des gottlosen Treibens der Reichen und Ungerechten. Gewißlich, das wird geschehen! Aber zuvor, denk' ich, wird mich der liebe Gott noch zu sich nehmen aus purer Barmherzigkeit!"

„Nun Du bist ja noch immer rüstig," versetzte der Gutsbesitzer, „Dich läßt er schon noch eine Weile laufen. Hast Du nichts gehört vom Prozeß?"

Stephan schüttelte abermals den Kopf. „Nein, nein, das nicht," sagte er, „aber ich — ich habe — Ihn gesehen!" Und der alte Mann sprang auf von der Bank und stand da in seiner altväterischen schwarzen Tracht wie ein Prophet.

„Wen?" klang es zugleich aus Aller Munde und der Todtengräber war im Augenblick von sämmtlichen Anwesenden umringt. Er ließ das Haupt matt auf die Brust sinken und machte eine abweisende Handbewegung. „Hu — mich friert's, denk' ich dran," fuhr er fort. „Sah gar entsetzlich aus, wie er die Hände rang und nach Hilfe schrie.

Ach, und wie schlotterten ihm die Gebeine, als er mich erkannte! Ja, ja, 's ist doch eine schöne Sache um ein gutes Gewissen!"

Alexander faßte jetzt die Hand des Alten und sagte ernst und fest: „Du meinst den Besitzer der Fabrik?"

„Herrn Süßlich, ja, den mein' ich."

Staunend irrten die Blicke Aller von Einem zum Andern. „Erzähle," sprach Alexander mit gepreßter Stimme. „Unser aller Schicksal kann davon abhängen."

Stephan setzte sich wieder. Frau Adelheid und die jungen Mädchen schoben Tisch und Stühle heran, um kein Wort von der Mittheilung des Todtengräbers zu verlieren, die Männer standen, Knickeberg, die Hände auf den Rücken, Alexander mit gekreuzten Armen, Gotthold, hinter Pauline's Sessel sich auf die Lehne stützend.

„Ich gab heut dem alten Sommer in J* das letzte Geleit," sprach Stephan. „Derselbige Mann war grundehrlich sein Lebtage, weshalb ihm der Herr auch einen wunderbar sanften Tod geschenkt. Der Schlag rührte ihn beim Abendsegen — tröst'

ihn Gott! Das Wehen und Quirgeln des Windes am Gebirge hatte mich doch aufgehalten, daß mir die Nacht über den Hals kam und ich mich ein Bissel verlief. So kam ich unterhalb des Teiches 'raus und mußte nun einen großen Umweg machen. Wie ich so geh' über den festgewehten Schnee und der Wind so erbärmlich im Schilfe pfeift, daß es fast graulich anzuhören war, ist mir's, als hört' ich's rufen durch die Nacht, wie eine Menschenstimme. Es klang aber wie der Ruf eines qualvoll Leidenden, nicht wie ein einfacher Hilferuf. Ich bleibe stehen, stemme den Stock in den Schnee und kehre mich, die Hand am Ohre, gegen den Luftzug. Da schreit's wieder, schreit, daß es mir durch Mark und Bein rieselt! Die Stimme kam nicht aus dem Schilfe, sie kam grade vom Teiche her, dessen beschneite Fläche mit den dunkeln Röhrigtinseln grad' vor mir lag. Ich halte beide Hände an den Mund und rufe, so laut ich kann, in das Windgestöhn hinein „Hollahoh!" Da antwort's, aber nur mit einem Schrei — es war ein Schrei der Verzweiflung, der Todesangst. Heiliger Gott, denk' ich, es muß Einer in einer Schneewehe versunken sein oder ein Bein gebrochen haben, also

daß er zu erfrieren befürchtet. Ich spreche nun ein Vaterunser und breche in Gottes Namen durch das wimmernde Schilf auf den schimmernden Teich. Zwischenbei ruf' ich in kurzen Pausen und die Antwort bleibt nicht aus. Nach einer guten Weile wird das Eis unter mir fasrig. Es ist eine Stelle, wo der Wind mit grausamer Heftigkeit aus der Gebirgsschlucht hervortobt und die Wasser immer bewegt. Das gibt nun keinen glatten, festen Frost, immer bloß schiefriges Eis. Es bricht und knackt auf jeden Schritt, aber noch trägt mich's — da seh' ich vor mir einen dunklen Fleck, der sich regt. Ich drauf zu, aber mit Vorsicht, denn hüben und drüben merk' ich offene Stellen. Es war ein Mann, versunken im brechenden Eise bis über die Hüften, der kraftlos arbeitete, um sich herauszuhelfen aus den eisigen Armen des Todes. Wohin er aber griff, da brach's und er sank immer tiefer. Zum Glück kannte ich die Stelle, denn sie ist nicht weit von der Hütte, wo Gotthold's selige Mutter in ihren letzten Tagen lebte. So springe ich nun auf ein Geröhrigttümpel, reiche dem Versunkenen meinen Stock und er krabbelt sich auch richtig daran heraus. Nun, 's war blos Christenpflicht,

weiter nichts, und nicht der Rede werth, aber der Mann dachte anders. Sinkt vor mir auf die Knie, küßt meine groben, runzlichen Hände, nennt mich seinen Gläubiger auf ewig und bittet mich, daß ich doch für ihn beten möge, denn mit mir müsse der Herr sein, und d'rauf bietet er mir einen großen, großen Geldbeutel an, ganz voll von flimmendern Goldstücken. Wie ich nun das sehe und die vielen confusen Reden des vom Frost Klappernden höre, fasse ich ihn genauer in's Auge, und — Gott sei meiner armen Seele gnädig — ich erkenne den leibhaftigen Herrn Süßlich in dem vor mir Liegenden! Ja er war's, nur älter geworden, und die Züge von Schreck und Todesangst verzerrt. Als ich aber seinen Namen nenne und zurückbebe und er mich auch erkennt, nun, da schoß er in die Höh, als wär' ihm der Teufel begegnet, stieß einen gellenden Schrei aus und floh in den Graus der Nacht hinein, wie ein Missethäter, den die Schergen verfolgen. Er war mir entschwunden, eh' ich mich vom Schreck erholen konnte, und weil mir's doch zu weit war auf einen Strich bis in's Dorf, da bin ich nun eben mit schwerem Herzen und stumpfen Beinen zu Ihnen gestolpert, Herr

Knickeberg, um Ihnen das sonderbare Begegniß mitzutheilen."

„Ist dem wirklich so, wie Du sagst," versetzte Knickeberg nach einer Pause, „und ich habe keine Ursache, an Deinen Worten zu zweifeln, so bereitet sich in unserer Nähe eine Katastrophe vor. Süßlich kann sich ohne bedeutende Absichten nicht in diese Gegend wagen, denn er setzt dadurch sein Leben ein. Das gegen ihn gefällte Urtheil gewährt ihm keine persönliche Sicherheit; es wird ihn greifen, wer ihn kennt und den Gerichten ausliefern. Indeß, bis wir nähere Nachrichten eingezogen haben, bleibe das Erlebte unser Geheimniß. Nicht wahr, ich darf auf Euch Alle zählen? Auch auf Dich, Elise?"

„Als ob ich meine Zunge nicht zähmen könnte! Vertraue mir, was Du willst, und es erfährt's Niemand, als mein Liebster."

Man brach jetzt das fernere Gespräch über diesen so folgenreichen Gegenstand ab, Stephan ward nicht allein zum Abendessen eingeladen, sondern auch aufgefordert, die stürmische Winternacht auf dem Gute zuzubringen. Obwohl der Alte nicht einwilligte, traf doch Cölestine sogleich still waltend die nöthigen Anstalten zu einem bequemen Nachtlager,

und so verging der Rest des Abends in ernster Stille. Denn Jeder suchte die eigene Aufregung den Uebrigen zu verbergen, während die Gedanken Aller auf die wahrscheinlichen oder möglichen Ereignisse der nächsten Zukunft gerichtet und mit diesen beschäftigt waren.

Zehntes Kapitel.

Das Wort des Dichters: „Es gibt im Menschenleben Augenblicke, wo man dem Weltgeist näher ist als sonst," läßt auch eine Anwendung im schlimmen Sinne zu, und dann werden solche Augenblicke der Weihe oder Voraussicht zu Augenblicken und Stunden der Versuchung. In ihnen scheint es, als kümmere sich Gott nicht um die Menschen, als sei die Weltregierung in die Hand eines bösen Dämon gegeben, der Alles zu zerstören und um so schneller und gründlicher zu zerstören sucht, je kürzere Zeit seine Herrschaft dauert.

In jener stillen Abendstunde, die wir im vorigen Kapitel schilderten, mußte ein so verhängnißvoller Augenblick für eine Menge anderer Menschen

eingetreten sein, denn nicht überall ging es so ruhig zu, wie im Hause des Gutsbesitzers, nicht Alle nahmen, was wir bereits angedeutet haben, mit so viel Ueberlegung hin, wie diese achtunggebietende, nur den Weg des strengsten Rechtes verfolgende Familie.

Bei einbrechender Nacht hatte sich der Horizont mehr und mehr mit dichtem Gewölk umzogen, das jetzt ein heftiger Wind, der aus den Schluchten des Gebirges hervorbrach, über die ganze Landschaft peitschte. Der Schnee fiel in undurchdringlichen Massen, der Wind steigerte sich zum heulenden Sturme und drohte jedem lebendigen Wesen, das Zufall oder Nothwendigkeit im Freien aufgehalten hatte, sicheren Untergang. In solchen grausenvollen Nächten, behauptet der Volksaberglaube, brüte die Bosheit sinnreiche Pläne des Verderbens aus. Man nennt sie Sabbatfeiern des Teufels, und wer möchte läugnen wollen, daß oft schwarze Verbrechen im Toben der aufgeregten Naturkräfte verübt worden sind! —

Um die Zeit, wo der fromme Stephan mit gläubigem Gebet auf das weiche Lager sank, das ihm die sorgende Cölestine bereitet hatte, wo er

unter dem leisen Summen eines Kirchenliedes die müden Augen schloß, und wo Alexander und Gotthold ein ernstes Gespräch über das, was bevorstehen dürfte, mit einander führten, schlug die geheimnißvolle waltende Nemesis unter dem Sausen der wirkenden Elementarkräfte die Fäden zu dem Gewebe zusammen, das über alle bekannte Personen unserer Geschichte bald Segen bald Fluch verhängen sollte.

Jenes unscheinbare Häuschen am Teiche, seit dem Tode der Wittwe Helfer von Niemand bewohnt, von den Fabrikarbeitern aber mit einer Art Ehrfurcht betrachtet, wie eine Kapelle, zu der von Zeit zu Zeit Einer oder der Andere wallfahrte, stand in dieser stürmischen Nacht nicht leer. Durch eine Spalte der geschlossenen Fensterladen fiel ein dünner Lichtstreif auf den Schnee, der wie ein Goldfaden im Finstern leuchtete. An der nämlichen Stelle, wo Gottholds Mutter ihren Geist aufgegeben hatte, kniete ein Mann auf der schmutzigen, ungefegten Diele, der beim Schein einer Blendlaterne Geld zählte. Die Kleider dieses Mannes waren unscheinbar und jetzt noch an vielen Stellen von angetrocknetem Schmutz besudelt und entstellt. Sein kurzes, graues, struppiges Haar hing ihm unge=

kämmt in die gefurchte Stirn, das Gesicht war eingefallen, fahl und leblos, der Blick aber von stechender Begehrlichkeit. Wenn die hellen Goldmünzen leisklingend seinen zitternden Fingern entglitten, belebten sich die kleinen grauen Augen und etwas, wie von Mitgefühl, von Freude zuckte über seine Gesichtszüge.

Es war der Banquier Süßlich. Nach dem Rathe des Advocaten verreisend, hatte er zuvor doch die Vorsicht gebraucht, einen großen Theil seines baaren Vermögens mit sich zu nehmen und auf seine unbeweglichen Güter große Summen zu erborgen. Dies konnte ihm nicht schwer fallen in einer Zeit, wo noch Niemand ahnte, welch Schicksal ihm bevorstand. Es war sein Wille gewesen, den Advocaten mit einer runden Summe abzufinden, dieser wußte aber so viele Ausflüchte zu machen, daß dem Wucherer mit der Geduld auch die Zeit ausging, und so verließ er die Residenz, ohne daß außer dem Advocaten irgend Jemand erfuhr, wohin er zu gehen entschlossen war. Selbst seiner Frau theilte er nichts Bestimmtes mit.

Süßlich's Plan ging dahin, in aller Eile zu retten, was möglich war. Es blieben ihm noch

vier Wochen Zeit und diese genügten, um, wohl benutzt, sich selbst und sein Vermögen zu sichern. Er wollte unter der Hand die Fabrik verkaufen, oder, sollte dies mißlingen, wenigstens die ihm zugehörigen Maschinen und Eisenhämmer. Der Oberaufseher über all' diese Bauten war ihm blind ergeben. Ihm vertraute er seinen Plan und drang nur auf größte Beschleunigung, jedoch in der entschiedensten Heimlichkeit. Er selbst begab sich in eine kleine Stadt des Gebirges, von der aus täglich Boten herüber und hinüber gingen. Was zu besorgen stand, erfolgte; der Oberaufseher konnte weder schnell noch so ganz im Geheim einen zahlungsfähigen Käufer für so große Besitzungen auffinden. Trotz der Behutsamkeit, womit verfahren worden war, kam die Angelegenheit doch zur Sprache. Umlaufende Gerüchte aus der Residenz erweckten Verdacht und Süßlich's Lage ward gefährlich. Allein Süßlich war nicht feig. Die Lust am Golde siegte über jegliche Gefahr. Er meldete dem Oberaufseher seine Ankunft und suchte nur um eine vollkommen ungestörte Wohnung nach. Das leer stehende Häuschen am Teich, nahe bei der Fabrik, eignete sich dazu am besten, und Süßlich bezog es

ohne Murren, als er in einer finstern Winternacht ankam.

Der Oberaufseher konnte den Gebieter nur des Nachts sprechen. In diesen Unterredungen verhehlte er ihm aber keineswegs die Stimmung der Arbeiter in der Fabrik, wie in den Eisenwerken, ja er beschwor ihn, die Zeit seines Verweilens möglichst abzukürzen und seine Anwesenheit ja geheim zu halten. Süßlich hörte ruhig zu, erkundigte sich mit gewohntem Scharfblick nach dem Bestand der Sachen und erklärte dann kurz, er wolle der Last überhoben sein und um jeden Preis das Besitzthum veräußern. Er beabsichtige in's Ausland zu gehen, sagte, er und bot schließlich sogar dem Oberaufseher die Eisenwerke für einen überraschend billigen Preis an. Dieser stutzte, wagte aber doch nicht auf das Anerbieten einzugehen, da er bereits von dem wahrscheinlichen Verlust des Prozesses Kunde erhalten hatte. Man verhandelte herüber hinüber, ohne ein erwünschtes Ende zu erreichen, und weil Süßlich, dem ein Schreiben von seinem Sachwalter zugegangen war, das ihm die sofortige Ankunft des betrügerischen Mannes und dessen Wunsch, jetzt mit Geld oder Gütern abzurechnen, ankündigte, einen

Entschluß fassen mußte, so wollte er in den Abendstunden einen Gang nach der Fabrik wagen. Wie trübselig dieser für ihn ausfiel, da er aus Furcht, Jemand zu begegnen, den unbetretenen Weg über den Teich einschlug, haben wir gesehen. Das Zusammentreffen mit Stephan, seinem alten Feinde, dessen Eid ihn gestürzt, ihn notorisch zum Verbrecher gestempelt, hatte ihm zugleich die furchtbare Gefahr gezeigt, in die er sich begeben. Er mußte jetzt enden, das gebot ihm die Selbsterhaltung, und er beschloß dies zu thun, sobald sein Advocat angekommen sein und er mit diesem abgerechnet haben würde.

In seiner Seelenangst, ohne Freund, ohne Rathgeber, überall von Feinden umgeben, der Rache aller derer ausgesetzt, die er in einer langen Reihe von Jahren gekränkt, verkürzt, gemartert hatte, gab es für ihn nur einen Trost, vor dem die finstern Gestalten entflohen, die seit einiger Zeit seine Schritte bewachten, sein Lager umstanden. Dieser Trost war sein Gold, sein schönes, klingendes Gold! Und darum kniete er auf die schmutzige Diele, über der noch der letzte Seufzer der Sterbenden schwebte, die er ins Elend gebracht hatte, und belegte sie mit den flimmernden Münzen. Dann breitete er die Hände

schirmend darüber und lachte, zählte und zählte die Stücken, bis die Augen ermüdeten und er schlaftrunken in den kalten Schooß seines Gottes sank, um eine kurze Zeit von ihm, von seinen blinkenden Augen zu träumen! Jagten ihm aber Schreck und Furcht und wilde phantastische Gebilde wieder auf, so begann er das entsetzliche Spiel von Neuem — das Spiel eines schon auf Erden Verdammten. —

Auf der entgegengesetzten Seite des Teiches, hinter der Fabrik, mithin am äußersten Ende der Schlucht, an dessen Abhange die Eisenwerke lagen, hatte ehedem eine Mühle gestanden, deren Räderwerk der schnelle Bach in Bewegung gesetzt. Diese Mühle war vor einigen Jahren abgebrannt, und weil während des Neubaues der Besitzer gestorben und die auf dem Grundstück haftenden Schulden so bedeutend waren, daß seine Erben bei Fortsetzung des Baues keinen Gewinn sehen mochten, so hatten sie den Bau liegen lassen und sowohl das halbruinirte Grundstück, wie auch die Mühlengerechtigkeit an den Meistbietenden verkauft. So war es in Süßlich's Hände übergegangen. Weil nun diesem an der Mühle wenig lag, so ließ er sie zwar unter Dach und Fach bringen, benutzte aber das nunmehr

sehr geräumige Local zu einem Werkhause, wozu es sich gar wohl eignete. Hier waren alle Untensilien für die verschiedenen Maschinen in großer Ordnung aufgeschichtet, so daß man von der Menge eiserner Walzen, Räder, Bügel, Stangen und Kämme überrascht ward. Daneben standen Werkstätten, Dreh= und Hobelmaschinen, Riesenzangen, um dicke Eisenplatten damit zu schneiden und andere künstliche Geräthe, wie sie ein großer Gewerbsbetrieb nöthig macht. Eine wohleingerichtete Dampfmaschine setzte natürlich auch diese Werke in ebenmäßige Bewegung.

Gleich nach dem Feierabend traten die Arbeiter aus den Hohöfen und Hammerwerken in dieses Local. Jeder wählte sich beliebig einen Platz auf irgend einer der jetzt feiernden Maschinen, aber Niemand sprach. Kaum, daß man sich durch einen Wink der Augen grüßte. Es brannte kein Licht, keine Lampe in dem weiten Raume, der mit seinen zahllosen drohenden Rädern, den gewaltigen Seilen und Schwunghebeln dem Arsenal der Hölle glich, wenn die noch lohende Gluth des Steinkohlenfeuers, das im Ofen unter dem Dampfkessel schwehlte, seinen brandrothen Schein düster in den Raum und auf die trotzigen Gesichter der muskulösen Gestalten

warf, die in dürftiger Kleidung, mancher die nackten rothen Füße in plumpe Holzschuhen verbergend, wie ein rachebrütendes Heer ihres Obersten harrten.

Es verstrich eine geraume Zeit, immer von Neuem öffnete und schloß sich die Thür und mehrte die Zahl der Versammelten. Draußen tobte der Schneesturm und heulte teuflisch klingende Lieder in dem hohen Schlot der Dampfmaschine. Manchmal knackte hie und dort ein Rad um einen Zahn weiter, oder ein Hebel sank ächzend, als strecke er im Traume die müden Glieder aus. Noch immer wuchs die Zahl der Anwesenden, schon füllte sich der Raum bedenklich, das anfängliche Schweigen ging in ein dumpfes Gemurmel über. Da ward von einem Eintretenden die Thür mit dem schweren Eisenriegel verschlossen. Elastische Schritte bewegten sich nach dem Ofen, man hörte das Zischen und Sprudeln einer vom Schnee befeuchteten Fackel, man sah das knisternde Aufspringen der ausglühenden Kohlen. Nun durchflog eine plötzliche Helligkeit den menschenüberfüllten Raum. Der zuletzt Eingetretene hielt eine rothflammende Fackel in seiner nervigen Faust hoch empor und übersah mit raschem Blick die Gruppen, die hier und dort, fern

und nah, einige in grellem Feuerschein, andere in dunklem Dämmer, sich gebildet hatten. Der Mann war ein Arbeiter, wie Alle, die hier zusammenkamen, seine Gestalt überstieg nicht die gewöhnliche Mannesgröße, schien aber mehr physische Kraft und Charakterstärke auszudrücken. Seine Kleidung bestand aus einem ärmlichen kurzen Tuchrocke, über den er einen schadhaften Schafpelz geworfen hatte; eine Pelzmütze, wie sie die Landleute zu tragen pflegen, bedeckte Kopf und Stirn bis dicht an die starken, schwarzen Augenbrauen, hohe Stiefeln, deren sich Jäger und Fischer bedienen, reichten ihm bis zur Hälfte der Lenden. In dem starken, verwilderten, von der immerwährenden Hitze etwas verbrannten Backenbarte hing gefrorener Schnee. Es war derselbe Mann, der Alexandern bei seiner Rückkehr in die Heimath so kurzen und derben Bescheid gegeben hatte.

„Fehlt Niemand?" fragte er jetzt mit vernehmbarer Stimme, die Fackel von einer Seite auf die andere schwingend. Ein Gemurmel, wie Grollen fernen Donners, lief durch den Raum. „Unser Freund," fuhr der Geselle fort, „kommt später, sollte er aber auch ganz ausbleiben, so braucht Euch

das nicht zu wundern. Er hat viel zu thun und kann möglicherweise aufgehalten werden."

Auch diese Eröffnung ward blos durch ein wiederholtes Gemurmel beantwortet.

„Ich habe Euch heut zusammenrufen lassen," nahm der Sprecher abermals das Wort, indem er die Fackel hinter sich zwischen eine eiserne Zange einklammerte, „weil ich Euch eine wichtige Nachricht mitzutheilen habe. Ihr Alle wißt, wem wir dienen und wer uns drückt. Ihr verbrennt Euch Hände und Füße, Arme und Beine, Eure Augen verlieren Glanz und Licht, ehe Ihr vierzig Jahr alt werdet, einem Betrüger zu Liebe, der sein Gold dem Staate als Sand in die Augen gestreut hat. Diese Bestie geht dem Gericht entgegen. Aber sie ist entflohen und man muß sie erst wieder einfangen. Wollt Ihr dazu Eure Hände leihen?"

Ein einziges lautes, lang gezogenes Ja tönte wie die Antwort eines furchtbaren Schicksals aus dem Munde Aller.

„Gut!" fuhr der Redner fort. „Das wird aber Mühe machen, denn der Teufel weiß, wo die Creatur jetzt sitzt. Und wir müssen klug sein,

wollen wir ihn unvermuthet haschen! Die Gerechtigkeit will ihn auch haben, sie hat ihm Pranger und zehn Jahr Zuchthaus zugedacht. Ha, ha, ha, ha! müßte sich gut ausnehmen, der gelbe Goldwurm, hoch vor allem Volk am blanken Kettel, und dürfte nicht muckſen und müßte sich in's Gesicht speien lassen! Aber der falsche Racker soll nicht an den Pranger der Gerichte, wir, wir wollen ihn an unsern Pranger stellen!"

„Hei hussah!" schrieen ein paar der Wildesten. „Bindet ihn auf den Eisenhammer und schmiedet mit ihm ein paar frische Schienen, damit die giftige Kröte fühlt, wie's einem Menschen zu Muthe ist, wenn er für Andere um ein paar dürftige Groschen Eisen zu Gold hämmern soll!"

„Erst müssen wir ihn haben," sagte gelassen der Redner, „und er wird und soll in unsere Hände fallen, wenn wir Einer für Alle, Alle für Einen stehen. Hört mich, meine Brüder!

„Hört, hört ihn! Hört den starken Jordan!" riefen viele Stimmen, worauf es sogleich wieder ruhig ward. Man hörte nur das Brüllen des Sturmes, der auf dem Firsten peitschte und im hohen Schornstein heulte und toste.

„Der Prozeß ist beendigt,“ sagte der mit dem Namen Jordan Gerufene. „Süßlich hat ihn verloren, Gotthold Helfer ist fortan unser rechtschaffener, gesetzlicher Gebieter. Seid Ihr's zufrieden, daß wir den Factoren und Aufsehern Morgen bekannt machen, wie wir fortan keine Hand mehr für Süßlich rühren und so man nicht auf uns achtet, aus den Werken gehen wollen? Wer mir beistimmt, erhebe seine rechte Hand!

Im Augenblick richteten sich mehr als hundert kräftige Arme wie drohende Ausrufungszeichen empor. Keiner der Versammelten zögerte, dem Vorschlage ihres Anführers beizupflichten.

„Drüben in England,“ fuhr der Arbeiter fort, „machen sie's auch so und kommen damit zu ihrem Recht. Dort sind Leute aus dem Volke, arme, dürftige Leute, die aber eben so viel Verstand haben, wie die reichen Prasser, zusammengetreten und haben sich das Wort gegeben, die Knechtschaft abzuschaffen, so von den faulen Reichen über die fleissigen Armen ausgeübt wird. Im Guten versuchen sie's anfangs, denn Ordnung soll bleiben in der Welt, das ist Gottes Wille; so es aber nicht verfängt, so schlagen sie drein mit Fäusten

und kehren das Oberste zu unterst. Seid Ihr's zufrieden, daß wir in dem Puncte den Engländern folgen? Die Mordkerle sind praktische, verdammt pfiffige Kröten."

„Grade wie die Engländer wollen wir's machen," riefen mehrere Stimmen, Andere bedachten sich und murmelten blos, noch Andere schwiegen ganz.

„Ihr seid nicht einig," sagte der Redner, die Versammlung überblickend. „Hat Einer 'was zu sagen, der stehe auf und spreche. Es gilt Einer so viel wie der Andere!"

Da erhob sich von dem eisernen Hebel einer Metallhobelmaschine ein langer, hagerer Mann, dessen ganze Haltung verrieth, daß er an der unheilbaren Krankheit der Schwindsucht leide. Es war einer aus der Spinnfabrik, Einer von denen, die täglich zwölf Stunden ununterbrochen arbeiten und den öligen Staub der hunderttausend Spindeln einschlucken mußten, welche ohne Ruh' und Rast die rohe Schaafwolle verarbeiteten. „Wollen wir's den Engländern nachthun," sagte er, so müssen wir die Dampfmaschinen zerschlagen, die Marterhäuser dem Boden gleich machen. Daheim liegen meine beiden

Buben, gesunde Jungen noch vor einem Jahre, und jetzt fehlt dem Einen die Hand, dem Andern der Fuß. Die rollende Maschine hat sie ihnen weggequetscht. Sie sind Krüppel für ihr ganzes Leben und sitzen nun Tag und Nacht am Boden, um sich durch mühsames Flechten von Strohmatten ein paar Pfennige zu verdienen. Denn Herr Süßlich hat ihnen keinen Groschen Jahrgeld bewilligt. Das wäre ihre Schuld, meinte er, Krüppel könne weder er, noch die Welt brauchen. Sie thäten am gescheidtesten, wenn sie stürben."

Ein sehr heftiger Husten unterbrach die heisere Stimme des Aufgeregten. „Keine Gewaltthat!" mahnten Mehrere. „Laßt 's uns in Güte versuchen!" riefen Andere bedächtig dazwischen. Der erwählte Sprecher nahm abermals das Wort:

„Man soll von uns nicht sagen, daß wir Aufruhr und Empörung anzetteln, nein, wir wollen blos das Gesetz, aber das ganze, und irre ich mich nicht, so ist das ein christlicher Wille, den der Herr selber geboten hat. Es streitet gegen unser Gewissen, einem Schurken dienstpflichtig zu sein und dabei doch zu verhungern. Fragt sich, was die Obrigkeit gebieten wird! Darauf kommt's an, das

wird unser Handeln bestimmen. Ihren Beschluß müssen und wollen wir abwarten. Ist er gerecht, d. h. hebt er die Mißbräuche auf, schafft er das todte Maschinenwesen ab, das uns brodlos macht, so bleiben wir stille, friedliche Menschen, wenn aber nicht —"

„Dann Brand, Mord und Tod!" brausten hundert wüthende Stimmen durch einander, während alle Arbeiter aufsprangen, von den Rädern und Kolben herabstürzten und sich mit wüthenden Gebehrden und rollenden Augen in dem düstern Raume zusammendrängten.

„Halt!" rief ihnen der Sprecher zu. „Noch sind wir nicht zu Ende! Süßlich ist in der Gegend, er verkehrt mit dem Oberaufseher. Ihr Alle seid von Stund' an verpflichtet, auf alle Gänge dieses Mannes zu achten und den Schlupfwinkel des von uns Verfehmten ausfindig zu machen. Nur daß ihm Keiner allein ein Haar krümme! Die Gesammtheit unserer Verbrüderung soll über ihn zu Gericht sitzen."

Durch das Brausen des Sturmes ward jetzt deutlich ein Klopfen an der Thür vernehmbar. Der Redner gebot Ruhe und ergriff die Fackel. Mit ihr

durchschritt er die Gruppe der Arbeiter und ging nach der verriegelten Pforte. Das Klopfen wiederholte sich. „Begehrt ein Wanderer Einlaß?" fragte Jordan.

„Joseph!" antwortete eine klare, herzige Stimme.

„Es ist unser Freund aus Süden," sagte der Redner, „zieht Euch ruhig zurück, er bringt uns Kunde."

Der Riegel klirrte und unter einer Wolke flimmernden Schnee's trat ein hochgewachsener, stämmiger Mann in der heitern, kleidsamen Tracht der Tyroler ein. Der dunkle Spitzhut mit dem breiten Bande und dem Gemsbarte stand ihm gar trefflich zu dem frischen, kecken Gesicht. Er trug, wie seine übrigen hausirenden Landsleute einen Packen Teppiche, den er jetzt mit kräftigem Ruck von sich warf.

„Das is a sakrisch Wetter drauß', Brüderle," sagte er halb bös, halb lachend. „Hätt' mich der Wind bald umg'worfen droben auf'n Hübel, hab' mi stemme müsse, wie a Gaisbock auf der Alm, wenn's a Hupferl tanzt mit sei' G'vatter. — Aber sagt, Brüderle, wie geht's? Is 'was 'raus kumme bei Euer' G'schnatter? Wollt Ihr'm den Garaus

mache, 's sakrische G'nick breche, he? Könnt's immer 'raus sage, i bin a ehrlicher Bub, bei mei heilige Namensvetter! Wißt ja, für wen ich's thu' und weshalb i komme bin die lange sakrische Meile doher aus Welschland."

„Mach's kurz, Joseph," sagte Jordan, dem die Redseligkeit des Tyrolers nicht unbekannt zu sein schien. „Was hast Du für Nachrichten?"

„Nachrichte! Was Nachrichte! Hab' i 'was And'res g'hört, als was d' Leut' sage? Und d' Leut' lüge, wie d' Nachtigalle, die halt auch immer singe von süßer Lieb und Seligkeit, und habe doch nit 's Waizekörnle zu picke. 's is a wüste Welt, Kinder, bei mei' Schutzpatron im große Padua!"

„Du hast also den Stadtrichter nicht gesprochen?" fragte Jordan ungeduldig und pflanzte die Fackel wieder an den vorigen Ort.

„Und wie hab' i den Mann g'sproche!" rief Joseph aus und machte laut jodelnd einen Freudensprung. „Drei schöne Teppiche hat er mir abg'kauft und zwei seid'ne Tüchle das frische Töchterle — maladetto de Dio, das is a Sonntagsspeis' für a kühne Bub! Hat Auge g'habt, wie 'n Reh und zarte, feine Händ' und Füß' wie 'ne Gems' und so

runde, küßliche Lippen, wie 'n aufbrechende Alpenrose! — Hab' i a prächtig Handel g'macht und derbei 'was verlaute hörn von a Steckbrief, den man a große, reiche Mann nachg'schickt hat aus pure Liebe für sei' viel' Gold! Hab' i mi g'freut wie a Zaunkönig über die liebe Obrigkeit zu all' ihre Unterthane."

„Wen verfolgt man durch Steckbriefe?" fragte Jordan, während die Arbeiter murmelnd den Kreis abermals dichter schlossen.

„Seid Ihr g'scheidt? Denkt Ihr denn, ein Mann des G'richts sagt's einem stockfremde Mensche so grad' 'raus? Das müßt' halt a sakrisch dummer Teufel sein! I bin schon zufriede g'west, als i g'hört hab', daß die G'rechtigkeit auf'n Vogelfang ausgehn soll. Ei, wenn's Rebhühner sind, da kann's 'nen gewaltigen Zug thun. Aber 's wird halt wohl a Brate sein soll'n in des Stockmeisters Küche."

Obwohl Jordan noch verschiedene Fragen an den wortreichen Tyroler richtete, eine bestimmte Antwort konnte er dem lustigen Berichterstatter nicht entlocken. Indeß war auch das Gehörte hinreichend, um die versammelten Arbeiter in eine er=

höhte Spannung zu versetzen und sie in den bereits gefaßten Beschlüssen noch mehr zu bestärken. Ueber die Hauptsachen einig, wählte man nur noch eine Deputation, die am nächsten Morgen dem Oberaufseher den Beschluß aller Arbeiter verkündigen und ihm sagen sollte, wie sie unter den obwaltenden Umständen den Banquier Süßlich nicht mehr als ihren Herrn anerkennen wollten.

Hierauf warf Jordan die Fackel in die verglimmenden Kohlen, entriegelte die Thür und ließ die Versammelten immer paarweise und in Zwischenräumen in die stürmische Nacht hinaus. Der herabfallende Schneemantel nahm Alle in seinen bergenden Schutz. Man sah die Fortwandelnden kaum als schwarze Puncte in der Ferne verschwinden. Zuletzt verließen Jordan und der Tyroler das Werkhaus und gingen selbander nach dem Waldsaume, in dessen Schutze die Hütte des Arbeiters lag. Die Nacht war rabenfinster, nur die erleuchteten Fensterreihen der Fabrik schimmerten als blasse, helle Streifen durch den fallenden Schnee.

Die Ankunft Joseph's oder Giuseppe's di Milano, wie er sich sonst nannte, bedarf einer Erklärung. Man wird sich erinnern, wie Alexander

und Joseph einander beim Scheiden das Versprechen abnahmen, daß Jeder dem Andern eine wesentliche Verbesserung seiner Umstände sogleich melden wollte. Alexander hatte nun Heimath, Freunde, ein junges Mädchen, das er liebte, ja in einem gewissen Sinne sogar einen Vater an Knickeberg gefunden. So hielt er es für seine Pflicht, den fernen Freund möglichst bald davon in Kenntniß zu setzen, wobei er es ihm frei stellte, ob und wann er zu ihm kommen wolle und könne. Joseph zauderte keine Stunde. Lustig und abenteuersüchtig, wie er war, setzte er sich auf die Post und fuhr ununterbrochen bis in die Nähe des Gebirges. Hier zog er es aber vor, wieder als Handelsmann aufzutreten, da ihm dies die schönste Gelegenheit gab, die Stimmung des Volkes gegen einzelne Personen sowohl, wie gegen Staat und Regierung kennen zu lernen. Seine Harmlosigkeit erregte nirgends Verdacht, Niemand hatte ein Arg gegen den lustigen Tyroler, und so dauerte es nicht lange und Joseph sah sich im Besitz aller den Prozeß Süßlich's begleitenden Umstände. Man wies ihn an die Arbeiter in den Eisenwerken. Hier lernte er Jordan kennen, entdeckte diesem sein Freundschaftsbündniß mit Alexan-

der und forderte ihn bald scherzhaft bald im Ernst auf, etwas für die gedrückten Arbeiter zu thun. Auf diese Weise erhielt die lang gährende Erbitterung der armen Bedrängten eine bestimmte Richtung. Es traten erst Einige, dann Mehrere zusammen, bis sich Alle zu einem festen Bunde vereinigten, dessen Vorstand der kecke Jordan ward. Bei diesem nahm auch Joseph seinen Wohnsitz, denn da er in seinem tändelnden Leichtsinn vergessen hatte, Alexanders Brief zu beantworten, so wollte er dem geliebten Freunde nicht früher vor die Augen treten, als bis er auch wirklich etwas für ihn oder doch in seinem Sinne gethan haben würde. Und er wußte durch fortwährendes vorsichtiges Erkundigen, daß Alexandern nichts mehr erfreuen würde, als eine Verbesserung des so trübseligen, beklagenswerthen Looses der Arbeiter. Dieser Zweck ward ihm von jetzt an unbeschadet seines lustigsprudelnden Humors zum Lebenszweck. Ihn zu verwirklichen las er alle Zeitungen, die er nur bekommen konnte, machte sich mit den Zwecken der Chartisten in England bekannt und suchte auch Jordan ein Verständniß der Grundsätze beizubringen, die jene radicalsten Radicalen leiteten. Dadurch glaubte er einen Widerha-

ken in die Gemüther der leicht wandelbaren und durch den Druck schon erlahmten Arbeiter zu werfen, der ihnen Halt bei dem beabsichtigten Unternehmen geben sollte. Es war dabei keineswegs seine Absicht, die Gemüther leidenschaftlich aufzuregen oder gar zu offenem Aufstande zu reizen, nur das Selbstgefühl der Menschenwürde wollte er wecken und sie zu dem Bewußtsein hinleiten, daß auch der Arme in der bittersten Noth nie der kriechende Knecht des gebietenden, so gern der Herzlosigkeit Raum gebenden Reichen werden dürfe. Welche Folgen seine wohl gemeinten Bestrebungen hatten, werden uns die nächsten Ereignisse lehren.

Eilftes Kapitel.

Wie Freunde und Liebende oft durch ein einziges unzeitiges Wort für immer aus. einander gerissen werden können, wenn bereits eine unsichtbare Zwietracht, die ich eine seelische nennen möchte, in ihnen Platz ergriffen hat, so genügt auch ein bloßer Blick vollkommen, um tief innerlich, ihrem Wesen, Denken und Meinen nach Einige für das ganze Leben zu verbinden. So wenigstens läßt sich nur das hingebende Verhältniß erklären, das seit dem Weihnachtstage zwischen Aurora und Theobald ganz von selbst entstanden war. Aurora hatte bisher der Neigungen, an denen auch ihr Herz, mehr vielleicht noch die allen Frauen eigenthümliche Eitelkeit betheiligt gewesen sein mochte, mehrere, aber noch nie

eine wahrhafte, Alles umschließende Liebe gekannt. Da lernte sie Theobald kennen, den äußerlich, mithin in den Augen der Welt gänzlich unbedeutenden Menschen. Was sie von ihm gehört, hatte sie häufig aufgeregt, doch nie eigentlich verletzt, denn sie stimmte mehrentheils mit den Ansichten des jungen Mannes überein, und wenn sie zuweilen lebhaft widersprach, so geschah dies nicht aus Bedürfniß, sondern um sich gegen Consequenzen zu schützen, die bei einem auch nur stillschweigenden Zugeben unbarmherzig über sie hereinbrachen. Allein so künstliche Mittel retten nur zeitweise und können am wenigsten einer erwachenden Leidenschaft das Herz ausreißen. Grade die starre Weltansicht Theobalds, der immer nur unumwunden aussprach, was dem Weibe kaum zu fühlen erlaubt ist, nahm sie für ihn ein, und ihr letztes längeres Beisammensein, des Freundes rücksichtslose Aeußerungen, sein unauslöschlicher Haß gegen die sanctionirte sentimentale Gewöhnlichkeit, die aller Spießbürgersinn so rührend Dank zu nennen pflegt, während es doch nur auf den Mutterhänden koketter Beschränktheit gehätscheltes Egoismus ist, hatte über ihr Schicksal, mithin über die dunkle Zukunft ihres Herzen entschieden.

Aurora liebte Theobald, den armen, unbegüterten, offenen, stolzen Theobald, der äußern Rang verhöhnte, wenn er nicht von geistiger Größe getragen wurde. Sollen wir fragen, ob Theobald auch Aurora liebte? Worte zärtlicher Theilnahme hatten sie oft, Worte der ausgesprochenen Liebe noch nie mit einander gewechselt.

Nun rückte ein Zeitpunct heran, wo ein offenes Geständniß Lebensbedingung ward. Theobald mußte in Folge der uns bekannten Ereignisse die Residenz auf längere Zeit verlassen. Momente des Scheidens zwischen zwei Liebenden sind Prüfsteine der Innerlichkeit ihrer Neigung. Das bloße theilnehmende Interesse weiß die Zunge zu fesseln, die wahre Liebe aber sprengt alle Bande, nur das Herz will sprechen und gebieten, indem es sich willig gefangen gibt.

Im Verlauf eines Monates war Aurora über den fernern Fortgang des verwickelten Rechtshandels nichts verborgen geblieben. Theils setzte sie Theobald selbst, theils ihr Sachwalter, dessen unbegrenztes Vertauen sie besaß, davon in Kenntniß. Sie wußte, daß Süßlich von zwei Instanzen verurtheilt worden war, daß die dritte ihn nicht freisprechen

könne und die Gnade des Fürsten in dem vorliegenden Falle wohl kaum zu hoffen sein dürfte. Die Entfernung des Banquiers, die zu heimlich erfolgt war, um unglossirt zu bleiben, ward in allen Zirkeln der Gesellschaft gedeutelt und besprochen. Niemand kannte seinen Aufenthaltsort, es hieß nur, er sei in dringenden Geschäften auf unbestimmte Zeit abwesend.

Nun liefen Briefe an Theobald ein voll des sonderbarsten Inhaltes. Sie enthielten, was uns schon bekannt ist, und verlangten entschieden, Theobald solle die Seinigen nach so langer Zeit besuchen. Dieser Ruf kam unserm Freunde sehr zur Unzeit; denn hatte sich in Folge des Gerichtsspruches sein persönliches Verhältniß zum Staate durchaus günstig gestaltet, war diesem nicht ein geringer Theil des Erfolges beizumessen, den sein erstes rücksichtsloses Product gehabt; so mußte es ihm erwünscht sein, die Zeit des Triumphes zu benutzen und wo möglich auch materiellen Nutzen daraus zu ziehen. Dies war nicht unwahrscheinlich, denn Theobald war durch den Prozeß und was sich sonst Unangenehmes für ihn daran knüpfte, unwillkürlich bekannt, gesucht, ein sogenannter Löwe des Tages ge-

worden. Auf solche Personen speculirt die Zeit, und wenn auch Theobald kein Anhänger dieser Speculationswuth war, so wollte er sie doch auch nicht gradezu mit der Faust in's Auge schlagen. Aurora's Belehrungen und liebevolle Zurechtweisungen hatten in dieser Beziehung gute Früchte getragen.

Mehr noch als diese äußern Vortheile, fesselte ihn die edle Persönlichkeit seiner Freundin an die Residenz. Es war ihm jetzt, wo er sich ganz gegen sie ausgesprochen, eben weil er ein tiefes und dauerndes Verständniß bei ihr voraussetzen durfte, nichts mehr fremd, nichts mehr anstößig an ihr. Von dem gewöhnlichen, bloß zerstreuenden Gesellschaftsleben hielt sie sich fern; alle Verehrer und Anbeter, die sie sonst umschmeichelt, waren aus eigenem Antriebe weggeblieben. Selbst der schöne Guido hatte seine Huldigungen auf eine ihrer Nichten übertragen und sich vor einigen Wochen mit Selma verlobt. Nur der Graf Olbers hielt getreulich aus. Es schien ihm feig und unehrenhaft, einem Andern, und wär' es der Beste gewesen, das Feld zu räumen. Er war zu sehr Weltmann, um nicht mit Geschick zu manöveriren, und da er früh genug ein-

sah, daß Aurora dem jungen Gelehrten einen entschiedenen Vorzug vor allen Uebrigen einräumte, so beschloß er, mit dem Begünstigten Waffenstillstand zu schließen. Seitdem nun kam und ging Graf Olbers, wie ein Arzt, der sich nach dem Befinden der gnädigen Frau erkundigte. Theobald ließ sich nicht stören, er blieb jederzeit, eingedenk des Grundsatzes: Wer im Besitz ist, ist im Recht! —

Er sah nicht recht ein, weshalb er so viele im Hause seines Vaters Versammelte noch um eine Person vermehren sollte. Denn die vermuthete Anwesenheit des Verurtheilten konnte für ihn kein triftiger Grund zu einer so weiten Reise mitten im Winter sein. Auch vermied er mit Vorbedacht ein Zusammentreffen mit Elise. Konnte er dieses Verhältniß in seinem Herzen auch für gänzlich abgethan betrachten, ein gewisses Mißbehagen blieb doch immer zurück. Personen, die sich einmal, wenn auch nur in Folge von Täuschungen und Gefühlslügen geliebt haben, werden einander bei jeder Begegnung, und erfolge sie erst nach langen, langen Jahren, mit einer Befangenheit oder einer so schroffen Kälte gegenüber stehen, daß ein erträgliches Bei-

einandersein unmöglich denkbar ist. Dieser fortge- setzten Pein wollte er entgehen, da er dabei nichts herauskommen sah, und er alle Folter, die weder dem Gefühle, noch dem Gedanken etwas einbrachte, eben so sehr haßte, wie jene zahllosen Freundschaften, die in der verfliegenden Seligkeit eines Rausches oder aus verwandtschaftlicher Convenienz geschlossen wer- den. Theobald hätte auch jedenfalls abgeschrieben, wäre nicht unter den vielen Briefen ein kurzes Schreiben von Cölestine gewesen, das ihn tief er- schütterte und den Wunsch, das treue Mädchen wieder einmal zu sprechen, jeder andern Rücksicht vorgehen ließ. Die Schwester schrieb:

„Mein herzlich geliebter Bruder.

Es ist Alles anders gekommen, als wie ich dachte. Wohin ich sehe, da lichten sich die Blicke, nur über meine eigenen Augen ziehen fortwährend Thränenwolken, die aus dem Her- zen aufsteigen. Weißt Du, mein guter Bruder, der Sumpf im Felsenthale unterhalb der Mühle, wo wir oft an stillen Sommerabenden dem Spiel der Irrwische zusahen, der trug zuweilen eine dicke blaue Nebelschicht, so daß er recht unheim-

lich aussah. Grade so kommt mir jetzt mein Herz vor. Das hat auch keinen Grund und Boden mehr, und drüber liegt's schwer, wie schleifender Nebel, und Irrlichter zucken auch darin auf und ab, wie über dem Sumpfe. Das ist wohl recht traurig für mich, denn es macht mich alt vor der Zeit, daß Du mich kaum mehr erkennen wirst. Aber komme nur ja! Da hab' ich doch wieder ein Auge, in dem ich noch Trost suchen kann, oder vielleicht wirkt's wie warmer Sonnenschein und hellt die trübe, traurige Nacht auf, die in mir steht. Ich glaube nicht, daß es in der ägyptischen Finsterniß finsterer auf der Welt gewesen ist, wie jetzunder hier in meiner Brust. — Und auch mit den Gedanken will's nicht recht fort. Wenn Einem nichts freut, da lahmt's eben überall. Habe ich mir doch schon gewünscht, daß ich der guten Mutter ihre Mietzekatze sein möchte! Ein recht dummer Wunsch, ich weiß — aber die schnurrt und spinnt den ganzen Tag und blinzelt die Sonne an. — So ein Thier hat kein Leid, aber wir Menschen und wir armen Mädchen zumal, die wir nicht einmal laut aufschreien dürfen, sondern nur hübsch

still sitzen und die Hände an die Brust drücken müssen, wenn's Herz vor Leid zerspringen will. O ich hätte Dir viel, sehr viel zu sagen, aber das kann ich nicht auf's Papier kriegen, wie ich möchte. Da fehlt mir das Geschick dazu, denn ich bin kein Schriftsteller. Wenn Du aber kommst — und Du kommst, da kenne ich Dich — dann sollst Du's hören! Dann will ich mein Herz vor Dir aufschließen in stiller Nacht, damit Du siehst, ob noch ein Fünkchen Licht herausschlägt! — Aber damit werde ich Dich recht betrüben, mit dem Briefe, mein' ich. Wär's nur nicht geschrieben! Es hat mir doch etwas Erleichterung verschafft, denn glaube mir, manchmal leide ich sehr! — — — Sonst geht's recht lustig her, wir tanzen und singen, obwohl meine Seele dabei weint, daß mich's zuweilen wundert, wie's die Andern nicht ordentlich hören! — Eins weiß ich und das sag' ich blos Dir, weil ich glaube, daß Du eine Ausnahme machst: sind die Männer hübsch oder liebenswürdig oder klug, so taugen sie alle nichts, nur die Dummen sind gut, nur taugen sie auch wieder nicht! Und ich wollte wirklich, es gäbe gar keine nicht! Aber

das bleibt unter uns! Auf baldiges, frohes Wiedersehen hofft und freut sich

Deine einsame, betrübte Schwester
Cölestine."

Theobald brauchte kein Prophet zu sein, um den Ursprung des schwesterlichen Leidens zu errathen, nur blieb es ihm unklar, welcher Mann einen so tiefen Eindruck auf sie gemacht, wer sie durch Treubruch so bitter getäuscht, so unheilbar verletzt haben mochte. Schon um dies zu erfahren, war er entschlossen, den mehrfachen Aufforderungen zu entsprechen. Er ordnete in möglichster Eile seine Angelegenheiten, was bald geschehen war und ging dann zu Aurora, um von ihr zu hören, wann er noch einmal vor seiner Abreise, in gewohnter trauter Weise mit ihr verkehren könne.

Obwohl die Baronesse um den Entschluß Theobalds bereits wußte, erbleichte sie doch und ließ schweigend den schönen Kopf mit dem glänzenden Haar in die Hand sinken. Sie schlug ein Gespräch an, aber es wollten sich weder Worte, noch Gedanken finden. Sie stand auf und ließ die zarten Finger über das Fortepiano gleiten; sie legte dem Freunde neu angekommene Gemälde und

Skizzen vor, Bücher mit prachtvollen englischen Stahlstichen, wobei der Text die Stümperei eines Schulknabens zu sein schien. Solche Gegenstände veranlaßten sonst immer zu den pikantesten Einfällen, aber heut ward Alles still besehen und achtlos bei Seite gelegt. Theobald wiederholte nach einiger Zeit seine Frage.

„Ja so!" erwiederte Aurora. „Daran hätte ich gar nicht mehr gedacht!" Im Gegentheil, sie hatte gar nichts anderes, als nur an die Abreise gedacht.

„Ich werde wahrscheinlich übermorgen reisen müssen," sagte Theobald.

„Schon? Darf ich Sie Morgen Abend bei mir zu sehen hoffen?"

Diese Frage war so tonlos salonmäßig, daß Theobald wahrhaft darüber erschrack. Es fiel ihm nichts ein als Erwiederung, er stotterte ein trockenes „Zu Befehl, gnädige Frau," und verließ das Zimmer.

„Gott, er liebt mich!" stammelte, lispelte, betete Aurora und faltete die Hände über ihrem wogenden Busen. Dann warf sie sich auf die

Chaise longue und weinte die süßesten Thränen, die ihre schönen Augen noch je vergossen hatten. —

Theobald waffnete sich mit aller Kälte, die ihm zu Gebote stand, um sich selbst vor einer Uebereilung zu schützen. Er hatte lange gekämpft, und hätte er der Stimme des Herzens folgen wollen, so würde er Aurora zu Füßen gesunken sein und sie um ihre Hand gefleht haben. Aber wie konnte ihm dazu Muth und Kraft kommen, ihm, der nichts besaß, als ein Talent, das noch lange nicht die Feuerprobe bestanden! Neben ihm die hohe, reiche, unabhängige Frau, die es ihm durch einen einzigen Blick fühlen lassen konnte, daß sie ihn emporgehoben — nein, diese Vorstellung siegte über seine Neigung! Er wollte reisen und Abschied nehmen, Abschied auf ewig.

Aurora war nicht allein. Graf Olbers saß neben ihr und unterhielt die junge Wittwe mit allerhand Stadtneuigkeiten, die sie gutwillig anhörte. Dieser Besuch, der Theobald zu einer andern Zeit sehr störend gewesen sein würde, erfreute ihn heut. Er gewann Zeit, sich zusammen zu fassen und die Rolle, die er zu spielen gedachte, sich vollkommen einzuüben. Der Graf war freundlicher gegen ihn,

als gewöhnlich. Er hatte Nachricht von seiner baldigen Abreise erhalten, die ihm wieder freieren Spielraum bei der Baronesse verhieß.

„Das ist recht," sagte er zu unserm Freunde, „daß sie keck, wie ein Mann, alles Hemmende zerbrechen und sich auf eigene Kraft in der Welt versuchen. Sie haben's schon in Ihrer Schrift bewiesen. Aber lassen Sie sich eins rathen, junger Freund! Schreiben Sie in Zukunft feiner, anmuthiger, für die vornehme Welt! Man lies't doch solche Bücher gern den Damen in einem Salon, am Theetisch, bei zwei, drei Butterbroden vor, aber wie darf man das unternehmen bei Ihrem Schriftchen? Bei Ausdrücken, wie Sie sich erlauben? Und was für Personen führen Sie ein! Alles ordinäres Volk, gar keine Noblesse! Wissen Sie, Lieber, Ihnen fehlt nichts, als Etiquette beim Schreiben. Eignen Sie sich diese an, dies duftende Parfum vornehmen Lebens und Sie werden horrendes Glück machen. Um Gottes Willen aber verschonen Sie ein gebildetes Publikum mit aller Volksmisère!"

„Sehr verbunden, Herr Graf," erwiederte Theobald lächelnd. „Haben Sie Recht, und ich zweifle nicht daran, so werde ich wohl auf den

Beifall vornehmer Zirkel für alle meine etwa noch zu erwartenden Schriften verzichten müssen. Da ich das Mark, nicht die Schale liebe, oder jenem vor dieser den Vorzug gebe, wird es mir kaum möglich sein, Ihren Wünschen zu entsprechen."

„Aber das ist ja ein horreur!"

„Wie so? Können Sie mir nachweisen, daß meine dem Volke entnommenen Personen keine Menschen, keine Charaktere sind? Daß sie ohne Herz, ohne Seele, ohne Leben, ohne Gedanken herumlaufen? Oder glauben Sie wirklich, das Alles sei ein privilegirtes Besitzthum bevorzugter Stände?"

„Mein Gott," sagte Graf Olbers, „wer spricht denn davon! Ich rede ja nur vom Amusement! Und das werden Sie mir hoffentlich zugeben, daß jeder Autor das Amusement des Lesers vorzugsweise im Auge behalten muß."

„Ich will dem nicht widersprechen, obschon ich es sollte, nur darf er nicht auf Kosten der Wahrheit das liebe, indifferente Publikum mit Albernheiten amusiren."

„Sind Schilderungen aus dem Salonleben, aus der feinen Gesellschaft Albernheiten?"

„Mit Ihrer Erlaubniß, Herr Graf, in der Regel sind es Betisen oder die schönstens ausgeschmückten Lügen.“

„Nun bitt' ich Sie,“ wandte sich der Graf an Aurora, „haben Sie in Ihrem Leben noch je ein solches Urtheil gehört? Darf man sich da wundern, wenn die Literatur plebej wird? Es ist doch wahr, in guter Gesellschaft befindet man sich blos dann, wenn man Darstellungen aus der vornehmen Welt, Romane der geistreichen Gräfin Ida oder französische Bücher liest. Diese Autoren besitzen doch Lebensart.“

„Seien wir gerecht, lieber Graf,“ fiel jetzt Aurora ein, und schnitt damit eine heftige Antwort Theobalds ab. „Fühlen wir uns durch solche Darstellungen aus dem Volke anfangs unserm Behagen entrissen, so liegt dies wohl vornehmlich an unserm Mangel an Verständniß. Es ist nicht so leicht, die tiefere Seite des Volkslebens aufzufassen und sich anzueignen. Dazu gehört eine langjährige und gründliche Bekanntschaft mit demselben. Und in diesem Punkte, glaube ich, ist die Mehrzahl aller Vornehmen gar zu aristokratisch exclussiv gesinnt.“

„Es ist mir nichts Neues, Sie, meine Gnädigste, den Schild für meinen trotzigen Freund erheben zu sehen, allein das versichere ich Sie: in meinem Leben werde ich mein Zimmer durch den Dunst, der Bücher solcher Art begleitet, nicht verpesten lassen.“

„Wollten Sie wohl die Güte haben,“ fiel Theobald ein, „genau Ihre so eben gebrauchten Worte zu beachten?“

„Nun was?“

„Sie würden alsdann Gelegenheit haben, zu bemerken, daß sie in einer Schrift aus dem Volke und über das Volk vorzugsweise anwendbar sein dürften. In Wahrheit, Herr Graf, ich hoffe, daß ich Ihnen noch als Volksschriftsteller freundschaftlichst die Hand drücken werde.“

Ueber diese Antwort ärgerte sich Graf Olbers dergestalt, daß er aufstand und sich empfahl. Aurora war sehr erfreut darüber und hatte dies kein Hehl. Sie schien überhaupt in einem Meer verschwiegener Wonne zu plätschern und wußte durch die Anmuth und Liebenswürdigkeit, die Ihrem Wesen einen so hohen Zauber verlieh, auch in Theobald dieselbe glückliche Stimmung zu erwecken.

Unbefangen sprach sie von seiner Abreise, von seinen Angehörigen. „Sie werden den Winter jedenfalls in Ihrer Heimath vollends zubringen,“ sagte sie. „Vergessen Sie dann nicht Ihre Freunde in der Residenz! Sie sehen, es ist gefährlich, mich in so vornehmer Gesellschaft ganz allein zu lassen! Es fehlt nun das Gegengewicht, ich werde am Ende selbst vollkommen social, was Sie stören könnte. Eben deshalb bitte ich um eine freimüthige Correspondenz. Zum Frühjahre dann, sollten Sie noch nicht wieder zurückgehrt sein, komme ich nach, bringe einige Wochen auf Ihres Vaters Gute zu und bespreche mit Ihnen eine größere Reise. Ja ich hoffe, daß wir uns dann nie mehr trennen.“

Sie ergriff die Hand Theobalds und sah ihm innig, warm in's Auge.

„Aurora!“

„Theobald!“

Da waren alle künstlichen Schranken übersprungen! Beide sanken einander an die Brust und als sie sich wieder und wieder in die freudestrahlenden Augen sahen, da hatten ihre Lippen bereits das verhängnißvolle, ewige bindende Wort der Liebe gesprochen.

„Zum Andenken an diesen seligen Augenblick,“ sagte Aurora, im hinreißenden ersten Glanz einer gewissen, edlen Liebe wie verklärt den Freund anschauend und schob einen Goldreif an seinen Finger. „Gold bindet, sagt der Volksglaube, und wer sich selbst den Ring abstreift, um einen Andern damit zu beschenken, der überträgt diesem sein eigenes Glück.“

Theobald duldete Alles. Er war von der Plötzlichkeit dieser Erklärung überrascht, ja betäubt. Was er längst heimlich gewünscht, das war ihm jetzt ohne Bitte als reife Frucht in den Schooß gefallen. Sein Herz jauchzte auf, aber seine Seele schwindelte. Gedanken und Bedenken, die ihn tausendmal gepeinigt hatten, wachten wieder auf, sein alter geistiger Stolz richtete sich hoch empor und trat finster, wie ein böser Geist, zwischen ihn und die Geliebte.

„O Gott,“ rief er aus und umschloß Aurora, als fürchte er ihren Verlust, „wir müssen uns dennoch trennen, wir können einander nicht gehören!“

„Nicht gehören?“ lächelte die schöne Frau. „In dem Falle, daß Eins von uns im Augenblick

dem Tode anheimfällt, dürftest Du wahr gesprochen haben, „sonst aber —"

Theobald entwand sich mit einigem Ungestüm den Armen der Geliebten. „Nie, nie!" rief er aus und preßte die Hände an seine Stirn. „Wie soll ich vor Dir stehen, wie muß ich Dir erscheinen? Der mittellose Bürgerliche der begüterten Baronin aus altem Adelsgeschlecht!"

„Du böser Guter!" versetzte Aurora und suchte mit ihrer feinen Hand die Runzeln auf der Stirn des Geliebten zu glätten. „Ist es das, was Dich ängstigt? Es ist nicht recht von Dir! Du weißt, wie ich über Standesverschiedenheit denke, Du kennst mich hinlänglich, um getrost behaupten zu können, daß mir die gewöhnlichen Vorurtheile des Adels fremd geblieben sind. Was ich ehre, was ich schätze, was ich liebe, an Dir liebe — ist's denn etwas Anderes, als Dein Herz, Deinen Geist, Deine Ueberzeugungen? Ich liebe nicht Theobald, den armen Bürgerlichen, ich liebe Theobald, den geistig Reichen."

„Und ich?" sagte Theobald. „Meinst Du, ich könnte vergessen, daß der Mann dem gelieb-

testen Weibe gegenüber vollkommen unabhängig dastehen muß?“

„Bist Du's etwa nicht?“

„Ich bin arm! O Fluch der Armuth, Fluch, der auf dieser Welt lastet, der selbst die einigsten Seelen hohnlachend wieder auseinander reißen kann! Fluch, daß es wahr, gräßlich wahr ist: Gold ist Alles, Geist ist nichts!“

Aurora erschrak vor Theobalds Heftigkeit. Sie wartete, bis er etwas ruhiger geworden war, dann sprach sie: „Geliebter, Du hast Dich mir immer frei gezeigt von jeglichem der Alltäglichkeit anklebenden Vorurtheil, sollte ich mich heut zum ersten Male in Dir täuschen? Sollte Dein falsch verstandener Mannesstolz uns Beiden zum bösen Verhängniß werden? Frage ich denn nach Reichthum? Frage ich nach Deinem Titel? Ich will Dich, nur Dich, weil ich Dich liebe! Was geht das die blöde Welt an, und was kannst Du dagegen haben, wenn ich Dich zum wohlhabenden Manne machen, wenn ich den Geist in einen kleinen, zierlichen goldenen Rahmen fassen will? Oder fürchtest Du, ich könnte in irgend einer bösen Stunde einmal niedrig genug denken, um Dich Deine Armuth fühlen zu lassen?

Ist es dies, ja, Theobald, dann laß uns scheiden! Dann beruhte unser Bund auf einer Täuschung und Täuschungen rächen sich früher oder später eben so wie alle andern Vergehungen."

„Aurora, Du marterst mich!" sagte Theobald, die Hand der Baronesse krampfhaft drückend. „Es ist nicht das, es ist meine eigene Unwürdigkeit!"

„Als ich Dich kennen lernte," fuhr Aurora mit bewegter Stimme fort, „da lechztest Du nach Bildung. In diesem Wunsche erkannte ich den wahrhaft Strebenden. Das Reich, das Du mit Deinem Geiste zu beherrschen wünschtest, stand klar vor meinem Blick. Ich liebte Dich schon damals, liebte Dich so innig, wie jetzt — was sollte ich es noch läugnen — aber ich beschloß Dich zu prüfen. Würdiger hat Niemand die Prüfung bestanden, und darum jauchzt mein Herz auf in seliger Wonne, weil Dir jetzt die Liebe auch die Mittel darbieten kann zu einer geistigen Ausbildung, wie sie Dein Wunsch gewesen ist von Jugend auf. Stoß' jetzt diese Hand zurück, wenn Du kannst, tritt das Herz mit Füßen, das sich an das Deinige

schmiegt, wenn Du Muth und Kraft dazu hast! Ich bin's zufrieden, ich will nicht zucken, nicht seufzen, nicht klagen. Ich dulde es mit Freude, denn es kommt ja von dem geliebten Manne!"

Sie warf sich an Theobalds Brust und weinte leise und lange. Als sie sich wieder aufrichtete, ruhte das Auge des Geliebten mild lächelnd auf ihr. — „Du bist mein Stern, Du sollst nicht über mir verlöschen, wie ein Meteor. Unter Deinem Glanz will ich sterbend die Augen schließen. Denke an Deine Schwester, die Dich eine Ausnahme von den gewöhnlichen Männern nennt. Das liebe Mädchen hat recht trotz ihrer Unbekanntschaft mit der Welt."

Theobald erwiederte kein Wort, er sah der Sprechenden nur unverwandt in's Auge, in's sanft geröthete Antlitz, um das die glänzenden Locken, wie ein dunkler Rahmen um ein schönes Gemälde, fielen. Nach langem, langem Zaudern berührte er ihre klare Stirn mit dem Munde. „Auf Wiedersehen!" rief er freudig aus. „Du bist mein, Aurora, Du sollst die Morgenröthe meiner Zukunft sein!"

Aurora streckte die Hände nach ihm aus, aber er war verschwunden wie ein Schatten. Seine Worte klangen nur fort in ihrer Seele, wie ein schönes Lied, das man nach einmaligem Hören nie mehr vergessen kann.

Zwölftes Kapitel.

So besucht, wie in den ersten acht Tagen des Februar 18**3 war der Türke lange Zeit nicht gewesen. Herr Habegeld freute sich zwar darüber, insofern es ihm Geld einbrachte, weil es doch aber auch mit ungewohnter Unruhe verknüpft war, hätte er es lieber gesehen, die redseligen Gäste wären anderswo zusammen gekommen. Denn red- ja schreiselig im wahrsten Sinne des Wortes mußte man diese Versammlung nennen. Und wäre der Gegenstand ihrer Gespräche nur noch ein gesetzlich erlaubter gewesen! Aber behüte! Es handelte sich um verbotene Zusammenkünfte, die da und dort gehalten worden sein sollten, wenn schon Niemand mit Bestimmtheit einen Ort angeben konnte. Dann

hieß es wieder, mitten im Lande, unweit der Hauptstadt, sei ein Aufruhr ausgebrochen, das hungernde Volk habe alle Dampfmaschinen zerschlagen, kurz es sei hergegangen, wie Anno 1830 in Leipzig und Braunschweig und in noch hundert andern Städten. Diese Zeit müsse wieder kommen, vermaßen sich die hitzigsten Schreier, dann würde erst Respect in die Regierungen fahren und die Reichen würden wieder demüthig werden! Man solle nur an England denken und an Lyon vor so und so viel Jahren! Das hätte damals schon gezogen, das würde bei einer Wiederholung abermals gar heilsam sein!

Es waren freilich die unschuldigsten Leute von der Welt, die so schrieen und predigten, aber das Aergerniß blieb zuletzt doch nicht aus. Herr Habegeld ging langsamen Schrittes im Gastzimmer auf- und nieder, und nahm vor Aerger und Erstaunen die Cigarre so oft zwischen die Finger, daß sie ihm wiederholt ausging und seine ganze Zeitrechnung einen Stoß bekam. Das vermehrte noch seine üble Laune. Er rückte sein Mützchen, schüttelte den Kopf, trank einen Schluck nach dem andern aus dem versteckten Glase im Schranke, daß sein ohnehin immer geröthetes Gesicht noch röther ward.

Dann trat er wieder horchend an den Tisch, wo es so überlaut zuging, willens, die abscheulichen Räsonneurs zur Ruhe zu verweisen. Und doch traute er sich wieder nicht, denn er besorgte, die übrigen Gäste möchten es ihm übel nehmen und wohl gar wegbleiben. Das wollte er nicht riskiren, denn der Schaden wäre gar zu fühlbar gewesen und auf ihm allein haften geblieben. Indeß, wenn eine Furcht die andere treibt, so obsiegt immer die stärkere über die schwächere. Habegeld aber hatte noch eine größere Angst, als den Verlust der Gäste. Nach mehrmaligem vergeblichen Ansetzen warf er sich endlich doch in die Brust, lüftete mit der freundlichsten Miene, die ihm zu Gebote stand, sein Käppchen und sagte:

„Meine Herren, ich wollte Sie, wenn Sie's erlauben, nur bitten, ein ganz klein wenig leiser zu sprechen. Die Polizei möcht' 'was davon erschnappen und so ich diese in meine Schenkstube kriegte, wär' mir's eine Schande, blos, weil sie bei mir noch niemals eingesprochen ist. Bitte tausendmal um Enschuldigung!"

Einem so höflich ausgesprochenen Wunsche suchten die Gäste so weit als thunlich nachzukom-

men. Es dauerte aber nur eine kleine Weile, dann wuchsen die Stimmen wieder und das Geschrei ward ärger denn vorher. Habegeld hatte vielen Verdruß. Die fünfte Cigarre mußte er unausgeraucht in den Ofen werfen, weil sie über die festgesetzte Zeit brannte und er sich die Nacht durch eine Aufhebung der alt gewohnten Ordnung nicht verderben mochte.

Anlaß zu diesen heftigen Debatten hatte das energische Auftreten der gesammten Arbeiter in der großen Spinnfabrik und den zahlreichen Eisenhütten gegeben. Volle sechs Tage hatte Keiner eine Hand gerührt, kein Schornstein hatte geraucht, keine Spindel sich gedreht. Wie die Spule mit dem Faden darauf angehalten worden war, so stand sie sechs lange Tage. Aber die Arbeiter waren vorsichtig gewesen. Sie liefen nicht etwa in die Branntweinhäuser und berauschten sich, oder schimpften und drohten, wie es ungebildetes Volk bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich zu thun pflegt, nein, sie blieben ruhig in ihren Hütten und stellten nur Wachen aus, die sie regelmäßig ablösten, damit keine fremden Kräfte an die verlassenen Werkstätten gerufen werden könnten. Ein überraschender Geist

der Umsicht und Ordnung herrschte unter den Leuten. Auch klagte Keiner, Alle aber sahen trotzig und verwegen drein und ließen es darauf ankommen. Sie verlangten nichts Unbilliges, nur wissen wollten sie, für wen sie arbeiten sollten, ob für den jungen Gotthold Helfer oder für die Obrigkeit — denn zur Bereicherung eines Verbrechers wollte Niemand einen Finger krümmen.

Die Factoren und Secretäre waren in Todesangst. Sie konnten keinen Bescheid geben, und weil doch über Kurz oder Lang aus diesen ersten Zeichen eines fortwuchernden aufrührerischen Sinnes ein offener Aufstand sich entwickeln konnte, so entschied nach längerer Berathung die Behörde: daß die Arbeiter ruhig in ihre Werkstätten zurückgehen, ihren Lohn aber von der Obrigkeit empfangen sollten. Sie betrachte sich einstweilen als Verwalter der gegenwärtig noch Süßlich zugehörigen Besitzungen.

Auf solchem Bescheid beruhigten sich die Arbeiter und nahmen ihre verschiedenen Beschäftigungen wieder auf. — Es war schwer zu rathen. Von Süßlich wußte Niemand etwas. Er ward aller Orten gesucht, nirgends fand sich eine Spur

von ihm. Es war Befehl gegeben, ihn, sobald er ergriffen worden sei, sogleich nach der Hauptstadt zu transportiren. Dort sollte ihm das Urtheil publicirt und alsdann weiter verfahren werden.

Nicht geringer war die Aufregung in Knickebergs Behausung. Gotthold konnte die Erbschaft nicht antreten, bis von der höchsten Behörde deshalb Befehle einliefen, und doch verlangten die hitzigsten Arbeiter, daß er handelnd auftrete, daß er einen Beschluß fasse. Sie lagen ihm an, er solle nur sogleich die verhaßten Dampfmaschinen abschaffen, um die Gemüther zu besänftigen. Spinnen wollten gern Alle, auch an den Maschinen, man sollte sie aber, wie bei Lebzeiten Helfers, wieder durch Menschen in Bewegung setzen lassen. Das sei damals gegangen, das werde auch jetzt wieder gehen! Die Dampfmaschinen aber seien eine Erfindung des Teufels!

Knickeberg gab anfangs viele gute Worte, zuletzt aber ward er seiner Natur nach grob und hätte damit das Uebel beinahe noch verschlimmert. Dem vereinten Zureden Alexanders und Cölestinens gelang es, wenigstens für den Augenblick, eine Art schwüler Ruhe herzustellen, während der befangene

Gotthold mit seinem Adoptivater Knickeberg auf dem Rathhause in M* durch Fragen und Verhandlungen fast zu Tode geplagt wurde. Der Gutsbesitzer verwünschte hunderttausendmal seine Verbindung mit Süßlich und that sich des Abends, wenn er abgehetzt nach Hause kam, eine rechte Güte in ununterbrochenem Räsonniren. Pastor Pfnorr hatte an solchen Abenden viel von ihm zu ertragen, und doch ließ ihn die Neugier nicht daheim. Er mußte wissen, wie die Sachen gingen, und deshalb kam er immer wieder, so ununterbrochen der Gutsbesitzer auch auf Gott, Welt und Menschheit loszog. Wußte er doch von früherher, daß es so bös bei dem in Harnisch gejagten Manne nicht gemeint sei.

„Und der Schlingel kommt auch nicht," sprach er an einem der letzten Abende, nachdem die Fabrik wieder arbeitete. „Hab's ihm geschrieben Wort für Wort, daß seine Gegenwart nöthig ist, aber der denkt immer, der Himmel ist ein Pfeffersack, der nicht leer wird bis zum jüngsten Tage! — Weiß, wo der Hund begraben liegt: der Theobald fürchtet sich böser Liebe, und 's könnte wohl sein, daß mein Gesicht nicht grade aussähe, wie ein Osterlamm mit Rosinen in Maul und Ohren!

Kurz, Herr Pastor, ich sage Ihnen, es gibt nur Aerger in der Welt, über der Welt und unter der Welt! Und soll mich's Wunder nehmen, ob nicht der da über uns auch sein Stückchen Galle zu verzehren hat."

„Hm, hm, hm!" brummte Pforr. „Eile mit Weile, wissen Sie, Bester? Es kann vor Nacht leicht anders werden!"

„Redensarten!" sagte Knickeberg. „Anders? O ja, aber nicht besser. Oder finden Sie, daß es schon besser geworden? Ich nicht, und habe doch schon meine sechzig auf dem Rücken."

Elise kam mit einem Teller schöner Aepfel. Sie präsentirte sie mit einem Knicks dem Pastor und fragte den Zulangenden, ob sie ihm einen oder ein paar Borsdorfer schälen solle?

Pfnorr streichelte dem Mädchen die Backen. „Wird mir noch einmal so gut schmecken, die Himmelsgabe." Er glotzte Elise an, daß diese erröthend die Augen nieder schlug.

„Väterchen, Du ißt doch auch einen, nicht wahr? Sie sind ganz wunderfrisch, eben aus dem Keller."

„Meinetwegen gib mir einen Kriebsch," sagte Knickeberg verdrossen, langte aber gleich zwei Stück aus der Schüssel und aß sie mit Stumpf und Stiel.

„Geschält schmecken sie besser," meinte Elise, indem sie dem Pastor die sauber zerlegten Stückchen präsentirte.

„Stadtmoden!" brummte Knickeberg, spuckte die Kerne in einen Winkel und griff von neuem in die Schüssel.

„Hat noch nichts verlautet über den verbrecherischen Mann?" fragte Pfnorr. „Ist doch äußerst sonderbar, wie der Mensch sich ändern und auf die schlechte Seite schlagen kann! Ich hab's immer gesagt, wissen Sie, Bester? Geiz ist die Wurzel alles Uebels und Geldgier führt in's Verderben. Ja, ja, Geld, Geld! Das böse, böse Geld!"

„Was da!" fuhr der Gutsbesitzer auf, daß Pfnorr erschrack. „Lassen Sie mir's Geld ungeschoren! Geld macht keine Seele unglücklich, im Gegentheil! Wo's fehlt, da hält der Teufel oder einer seiner Schleppenträger auch alle Tage Christmesse, und wer's hat, der darf's nur ordentlich anwenden, so bringt's Segen, viel Segen! Geld ist

eine wahre Gottesgabe, deß sein Sie versichert! Hätten wir's nicht und müßten uns noch immer mit Tauschen behelfen, da würden Sie verflucht schlecht wegkommen. Denn das nehmen Sie mir nicht übel, eine Predigt, eine Trauung, die mag allenfalls Jeder gern einmal hören, aber damit bezahlen läßt sich doch wahrhaftig keine vernünftige Kreatur!"

„Wären Sie nur nicht so hitzig, mein Werthester, so ließe sich ein tiefes Wort darüber sprechen!" sagte Pfnorr.

„Nun, gedulden Sie sich nur," flüsterte ihm Elise zu, „wir machen doch einmal einen solchen Tauschhandel, und dabei denk' ich sehr viel, nämlich einen ganzen, fertigen, frischen, jungen, schönen Mann zu profitiren!"

Pfnorr fiel über diesen lustigen Einfall des Mädchens in ein so gewaltiges Lachen, daß Knickeberg trotz seiner üblen Laune über den Lachenden lachen mußte, was ihm wieder etwas Gewalt über sich selbst gab. Er nahm Platz am Tische, auch Frau Adelheid, Pauline und die immer sehr ernsthafte Cölestine fanden sich ein. Alexander und Gotthold waren noch ausgegangen, um Erkundigun-

gen einzuziehen. Denn es liefen so viele Gerüchte um, daß immer eins mit dem andern verwechselt wurde, und man nicht mehr wußte, wem man trauen sollte. Sie waren zu Stephan gegangen und hatten sich mit diesem längere Zeit unterhalten. Erst spät brachen sie auf und eilten schnellen Schrittes über den knirschenden Schnee der Heimath zu. Auf der Höhe, von der aus sie die weiter links gerückte Kirche mit dem Friedhofe, unten im Grunde die Fabrik und grad' vor sich die zerstreuten Meierhöfe des Dorfes liegen sahen, bemerkten sie ein Licht, das vom Teiche her immer an den Lehnen hin nach dem Dorfe lief.

„Der muß es eilig haben," sagte Gotthold. „Wir gehen doch wahrhaftig auch nicht langsam, aber der rennt ja."

Inzwischen kamen sie in die Niederung. Das Licht näherte sich, sie erkannten einen langen Mann in warmem Winterpelz und gleicher Mütze, der eine Laterne trug, und bald im Schritt bald in weiten Sätzen vor sich hinsprang.

„Heda, Freund!" rief ihn Alexander an, „wohin so spät und in solcher Eile?"

Der mit der Laterne blieb stehen. Er war gelaufen, daß es ihm an Athem gebrach. „Sie sind Herr Alexander," sagte er, „ich kenne Ihre Stimme. Gott, das thut mir wahrhaftig leid um meine Botschaft! Denken Sie, Er ist entdeckt!"

„Wer!" riefen die Freunde zu gleicher Zeit.

„Wer sonst, als Er, den sie suchen, von dem in diesen letzten Tagen allein die Rede war."

Alexander's Stimme zitterte. „Wo ist er?" fragte er hastig.

„Das weiß ich nicht, aber er war drunten im Häuschen am Teich! Da hat ihn der Tyroler belauscht durch den Fensterladen. Ein Lichtstrahl brachte ihn auf die Spur. Wie sie ihn aber aufheben wollten, war er schon fort. Jetzt sind sie nach Licht gegangen, um die Fußstapfen zu verfolgen. Es wird schwer halten, daß er entkommt."

Alexander wandte sich um nach der Fabrik. Die Gegend hatte sich bereits belebt. Von den Eisenhütten her bewegten sich langsam viele Lichter über die beschneite Fläche. Es sah aus, als ob unsichtbare Geister einen Leichenzug hielten.

„Wo wolltest Du hin?“ fragte Gotthold den Mann.

„Auf's Gut zu Herrn Knickeberg. Er bat mich, sobald etwas entdeckt würde oder sonst 'was geschehe, ihm schleunigst Nachricht zu geben.“

„So begleite uns,“ sagte Alexander fest. „Unter Mehrern läßt sich so etwas besser besprechen. Uebrigens wünschte ich sehr, daß man Ihn hier nicht zur Haft brächte. Die Gemüther sind zu heftig erbittert, und wer mag das Volk bändigen, wenn es in Wuth geräth!“

In Begleitung des Vorleuchtenden erreichten Sie in Kurzem das Gehöft, wo sie die übrigen Familienglieder nebst Pfnorr, Alle in leidlich guter Stimmung, beim Abendessen trafen.

Wir überlassen den Gutsbesitzer und seine Familie sich selbst und eilen der Gegend zu, die nunmehr der Hauptschauplatz des Nächstfolgenden sein wird. Ehe wir aber dies erzählen können, müssen wir nochmals einen Blick in die jüngste Vergangenheit werfen.

Wir wissen, daß Süßlich in tiefster Zurückgezogenheit die Hütte der verstorbenen Wittwe Helfer bewohnte. Es war dies der sicherste Zufluchtsort,

da, wie bekannt, die Arbeiter eine Art religiöser Verehrung diesem unscheinbaren Häuschen weihten. So drohend nun auch die Verhältnisse sich gestalteten, Süßlich harrte muthig aus und hoffte von einem Tage zum andern auf die Ankunft seines Sachwalters. Daß sich dieser gesichert und ihn überlistet hatte, wußte der Betrüger nicht. Die Scene im Weinkeller war seinem Gedächtniß vollkommen entschwunden. Inzwischen machinirte der Schlaue gegen seinen vormaligen Klienten, um sich selbst der Strafe zu entziehen. Auf seine Veranlassung ward Süßlich criminalistisch verfolgt, und seinen Feinden die Gegend angedeutet, nach der er sich gerettet. Zu gleicher Zeit legte er Beschlag auf die Eisenwerke und sendete die nöthigen Documente an die betreffenden Behörden.

Von alle dem wußte, ja ahnte Süßlich nichts. Wenige Stunden vor seiner Entdeckung erhielt er durch den vertrauten Oberaufseher der Fabrik die Kunde von seinem gänzlichen Ruin. Die Verzweiflung gab ihm Kraft, er brach nicht zusammen, er lechzte nach Rache! Noch besaß er eine sehr bedeutende Summe baaren Geldes, sowohl in klingender Münze, wie in Papieren. Anweisungen,

die er außerdem noch bei sich trug, konnten ihm vorerst freilich von keinem Nutzen sein, da er sie, ohne sich zu gefährden, nicht umsetzen durfte. Er raffte nun unverweilt das Geld zusammen und schaffte es in seine ehemalige Wohnung nach der Fabrik. Dies geschah in der Dunkelheit des Abends durch den Oberaufseher. Das mehrmalige Gehen und Kommen des nichts weniger als beliebten Mannes hatte Verdacht erregt, der noch gesteigert wurde, als man bemerkte, daß er sich einschloß und später im Finstern wieder fortschlich. Joseph erhielt Auftrag, die Schritte des Mannes zu beobachten. Der Tyroler sah ihn nach dem Teiche fortschleichen, hinter der einsamen Hütte verschwinden. Der schadhafte Fensterladen verrieth das Uebrige, und jedenfalls würde der Verfolgte seinen Feinden sogleich in die Hände gefallen sein, hätte Joseph seine Gefühle beherrschen können. Statt dessen fing er nach Tyroler Art an zu jodeln und zu juchein, stürzte in eiligen Sprüngen nach den Eisenhütten und rief die dortigen Arbeiter auf. In der Zwischenzeit entkam Süßlich, die Herbeieilenden fanden nur das leere Nest.

Allein er konnte nicht weit, er konnte nicht

einmal im strengen Sinne entsprungen sein, und so ward denn auf der Stelle beschlossen, die Nachforschungen bis zum Erfolge fortzusetzen. Es unterlag kaum einem Zweifel, daß Süßlich noch innerhalb der Umgrenzungen der Fabrik und der Hütten sich aufhielt. Der Baulichkeiten gab es eine sehr große Anzahl, viele waren äußerst weitläufig und eigneten sich vorzugsweise zu einem Versteck. Ueber diese hinaus konnte ein einzelner Mann ungesehen nicht leicht entschlüpfen, da theils die Beschaffenheit des Erdreichs Schwierigkeiten darbot, theils die zusammengeleiteten Gewässer, die wie ein hochbüschiger Wallgraben sowohl die Hütten als auch die Fabrik umschlossen, ein schnelles Ueberspringen fast unmöglich machten. Auf der entgegengesetzten Seite aber strömte der starke Bergfluß in seinem felsigen und tiefen Bett und erschwerte eine schnelle Flucht.

Dies hatten die Arbeiter schon früher wohl erwogen und gänzlicher Sicherheit wegen noch Aufseher an solche Puncte beordert, die ein Entkommen einigermaßen begünstigten. In großem Halbkreise näherten sich die Suchenden jetzt dem Häuschen am Teich, in Entfernungen, die grade hinreichten, um sich zurufen und die glänzende Schneefläche

deutlich übersehen zu können. Es mußte sich an den Fußstapfen ausweisen, in welcher Richtung der Flüchtling entwichen war. Sie zeigten von und nach der Fabrik, und obwohl mehrere zu erkennen waren, so stießen doch die Arbeiter einen lauten Freudenschrei aus, der in der stillen Winternacht weithin gehört ward und die Suchenden einer Bande indianischer Wilden nicht eben unähnlich machte. Schneller, aber immer vorsichtig gingen sie diesen verrätherischen Zeichen bis in den Hof der Fabrik nach. Hier verlor man die bis dahin unzweideutigen Spuren, denn das Gehen und Kommen vieler, ja hunderter von Menschen, hatte den Schnee beinahe ganz fest getreten. Es war nichts mehr zu erkennen, der Flüchtling konnte in jedem Gebäude sich verborgen, er konnte auch an deren Rückseite nach den Werken hin sich gerettet haben.

Man hielt eine kurze Berathung, während welcher der bereits weit gezogene Kreis der Wachen noch verdichtet und verengert wurde. Entsprungen war seither Niemand, der Verhaßte mußte mithin in den Fabrikgebäuden irgendwo ein heimliches Unterkommen gefunden haben.

Alle Erwartung erregt und reizt auf. Die Arbeiter, ohnehin seit mehrern Tagen im Zustande einer ununterbrochenen Spannung, waren durch das bisherige fruchtlose Nachspüren bereits in einer Stimmung, die sich nur mit jener vergleichen läßt, welche einem sich vorbereitenden Rausche vorangeht. Sie scherzten und lachten zwar, aber ihr Blut wallte fieberhaft. Die Ruhe, die Besonnenheit des Geistes war einer sinnlichen Gier gewichen, die, obwohl jetzt noch schweigend, doch entschieden das begehrte Opfer verlangte. Die scharfe Kälte der Nacht nöthigte zu künstlichen Erwärmungsmitteln, und es währte nicht lange, so ging die Branntweinflasche von Hand zu Hand.

Die ungeheuren, thurmhohen Fabrikgebäude waren hell erleuchtet, aus den weißen Schornsteinen wallte kerzengrade der dicke, schmutzig schwarze Steinkohlendampf in die stille Luft empor und breitete sich langsam wie ein großer vom Zenith herabhängender Trauerflor über alle Gebäude aus. Die Maschinen aber surrten nicht, denn alle oder doch die meisten Arbeiter hatten ihre Posten verlassen und das Werk inzwischen eingehangen. Die trei-

bende Kraft allein brodelte und stieß gegen ihre unzerbrechlichen eisernen Bande.

Die exaltirte Menge schrie verworren nach dem Oberaufseher, der erst nach wiederholtem Begehren und ausgestoßenen Drohungen erschien. Er ward umringt, der Verrätherei beschuldigt, von Einzelnen sogar unsanft gestoßen, von Allen heftig nach Süßlich gefragt. Zitternd und todtenblaß betheuerte er, von dem Gesuchten weder etwas zu wissen, noch weniger ihn selbst gesehen zu haben.

„Führe uns in's Wohnhaus," schrie Einer aus dem Haufen, „und wehe Dir, wenn Du gelogen hast! Marsch vorwärts oder wir wollen Dir Fersengeld geben, Daß Du Dein Lebelang keinen Schuster mehr brauchst!"

Der Oberaufseher durfte nicht widersprechen, er ließ es stillschweigend zu, daß ein Trupp der Versammelten mit ihm zugleich in die Wohnung der Factoren brach. Das Durchsuchungsrecht, welches sich diese Menschen anmaßten, ward gründlich geübt und es ging dabei nicht ohne einige Gewaltthat und lose Streiche brutalen Uebermuthes ab.

Bis in die Kellergewölbe durchstöberten die Arbeiter jeden Winkel, ohne eine Spur von dem Entflohenen zu entdecken. Aus Aerger und Wuth darüber bemächtigten sie sich einer bedeutenden Quantität des hier aufgestapelten Weinvorrathes, schleppten ihn in den Hofraum, zündeten einige Feuer an und begannen nun unter dem Wetterdach eines Schuppens, den man als Wagenremise benutzte, tüchtig zu zechen.

Jordan wollte sich zwar diesem Unwesen widersetzen, allein er sah bald ein, daß es leichter sei, eine Masse Unzufriedener zu Gewaltschritten aufzureizen, als sie bei nur einigermaßen erlangter Freiheit zu leiten und zu zügeln. Er mußte schon zufrieden sein, als die besser Gesinnten ihm gehorchten und bereitwillig waren, auch die noch übrigen Gebäude einer strengen Durchsuchung zu unterwerfen. Den Oberaufseher, eben so die Factoren, hatte man im gewöhnlichen Wohnhause eingeschlossen, damit sie nicht entkommen und etwa Hilfe von Außen herbeirufen möchten. Seine Bemühungen hatten jedoch in den übrigen Baulichkeiten keinen bessern Erfolg. Süßlich blieb verschwunden, ungeachtet die Arbeiter alle Geschosse selbst der eigentlichen Fabrik durchkrochen

waren, obwohl der Verschwundene hier am wenigsten ein Versteck gefunden haben konnte, da einzelne Arbeiter, namentlich Weiber und Kinder, sich noch in den Arbeitssälen aufhielten. Erst tief in der Nacht verließen auch diese die dunstigen Räume, da alle Ordnung aufgelöst schien und die Lampen nach und nach zu verlöschen begannen. Nur die Heizer, denen die Speisung der Oefen oblag, blieben ihrer Pflicht treu. Sie ließen die Gluth in den Oefen nicht erlöschten, sie versahen die Kessel mit Wasser, obwohl die Maschinen still standen. Aus den Sicherheitsventilen raste der weiße verbrennende Gischt, wie der wüthend gewordene Geist der geheimnißvollen Elementarkraft.

Müde des fruchtlosen Suchens stand man endlich davon ab. Die Mehrzahl verließ den Hof, um nach Hause zu gehen, die Besonnensten blieben, fest entschlossen, die Fabrik und was in ihr vorgehen dürfte, zu beobachten. Die Zechenden waren zum Theil eingeschlafen, zum Theil sangen oder brüllten sie vielmehr wüste Lieder und stießen unter rohem Gelächter die schauderhaftesten Drohungen aus. Es waren grade die Gedrücktesten, die im

nüchternen Zustande aller Qual und Verfolgung des unbarmherzigen Lebens am meisten Ausgesetzten. Sie fühlten sich glücklich, diesen Jammer, wenn auch nur auf kurze Stunden, zu vergessen. Und wie möchte dies schneller, wie gründlicher geschehen können, als durch das süß betäubende Mittel des Trunkes! Man haßt, man verachtet den Trunkenbold, und doch wäre es menschlicher, zuvor der Quelle nachzuspüren, aus der sein Laster entspringt. Es ist so leicht, mit moralischem Naserümpfen zu verdammen, daß die umsichtige Welt dies eigentlich nur dem bornirten Philister gestatten sollte. —

Jordan und der größte Theil derer, die sich mit ihm verbündet, zog in stiller Ordnung nach den Hütten, durchschritt die jetzt ebenfalls feiernden Hammerwerke und betrat mit den Seinen das Werkhaus, dessen Inneres wir bereits kennen. Hier blieb er die ganze Nacht bis zur ersten Morgendämmerung. Wir fragen nicht, was die Arbeiter während dieser Zeit beschlossen, da uns die fortlaufenden Ereignisse bald genug davon in Kenntniß setzen werden. —

Das eigentliche Fabrikgebäude bestand aus vier

übereinander ruhenden Gestocken von lauter Fachwerk, nur die weiße Tünche gab ihm von Außen und namentlich von Weitem ein stattliches Ansehen. Es war in zwei Hälften getheilt, zwischen diesen befand sich das Treppenhaus und die nöthigen Verbindungsgänge der einzelnen Säle. Ein kleiner Thurm erhob sich über dem Dache. In den Sälen waren die Spinnmaschinen, bald in größerer, bald in geringerer Anzahl aufgestellt. Das Erdgeschoß enthielt Vorrathsgewölbe für rohe Wolle, einige Wohnzimmer für Unterbeamte und die Einheizungen. An dieses Gebäude, in solcher Ausdehnung bekanntlich erst von Süßlich hergestellt, lehnte sich nach der Gebirgsseite noch ein besonderes, kleineres, das eigentliche Maschinenhaus. Dies war stets verschlossen und nur dem Maschinenmeister zugänglich, der allein den Schlüssel dazu besaß. Es hatte zwei Eingänge, einen aus dem Erdgeschoß, einen zweiten, völlig verborgenen im ersten Gestock. Diesen kannte Niemand, er war das Geheimniß Süßlichs, der absichtlich über den Maschinen noch ein festes Gewölbe hatte anbringen lassen, in dem er vor seiner Uebersiedelung nach der Residenz sowohl Documente als baares Geld aufzube-

wahren pflegte. Später war dieser unbekannte Raum gar nicht benutzt worden. Er stand leer, war aber so gebaut, daß er im Winter mittelst Luftheizung eben so wie das ganze Gebäude erwärmt ward und im Nothfalle eine Wohnung abgeben konnte.

Im Augenblick der dringendsten Gefahr erinnerte sich Süßlich dieses verborgenen Gewölbes. Er beschwor seinen Vertrauten, ihn nur heiler Haut in das Fabrikgebäude zu schaffen und vertauschte, um wenigstens nicht sogleich erkannt zu werden, mit dem Oberaufseher den Mantel. Im Schatten der Nacht schlüpfte er glücklich in die noch belebte Fabrik, deren Arbeiter von seiner Anwesenheit noch keine Kunde hatten. Wie ein Schatten verschwand er dem langsam folgenden Aufseher, der sich selbst darüber wunderte und ihn schon verloren gab. Süßlich aber hatte durch einen nur ihm bekannten Druck die unsichtbar in's Wandgetäfel eingefugte Thür geöffnet und war auf schmaler, zwischen den Wänden, dicht am Schlot hinlaufender Stiege in das gesichertste Asyl hinaufgestiegen, das es für ihn geben konnte. Erst hier befand er sich wohl, hier

rieb er sich vor Freuden die Hände und verlachte die nutzlosen Versuche seiner Verfolger. Er hoffte, daß früh genug Hilfe eintreffen werde, die sich der Aufrührer bemächtigen würde, und dann mußte er Zeit zur Flucht gewinnen.

Von diesem Versteck aus hörte er das Gebrüll der empörten Arbeiter, sehen konnte er nichts, da die ganze Breitseite des Gebäudes zwischen ihm und dem Hofe lag. Aus den schmalen Fenstern dicht am Dach bemerkte er nur zuweilen den dunklen Körper eines hin- und her wandelnden Menschen. Es waren die rund um die Fabrik aufgestellten Wachtposten.

Als es nach und nach ruhiger ward, erwachten in Süßlichs Brust die alten Leidenschaften, die er sein ganzes Leben lang gehegt und gepflegt hatte. Sein Geld befand sich in den Händen des Oberaufsehers, nur eine geringe Summe in Gold trug er sich bei sich. Mit dieser konnte er aber kaum einen Monat sein Leben fristen. Er sann vergeblich darüber nach, wie er dem Vertrauten einen Wink geben, wie er sich ihm entdecken, sein Eigenthum, jetzt sein ganzes Vermögen, von ihm zurück-

fordern solle. Der Hunger fing an, ihn zu plagen, aber er fühlte ihn nicht, er dürstete nur nach dem verlorenen Golde. Seine Finger krümmten sich darnach, sie machten unwillkürlich die Bewegung des Zählens und die Zunge lallte mechanisch mit. Aber der Klang des Goldes, das Antwortgeben der metallischen Seele blieb aus. Süßlich lief auf und ab in dem niedrigen Gemache. Er mußte sich bücken, daß ihn die Glieder schmerzten, aber er hatte keine Empfindung mehr. Sein Geist hing nur an dem Golde, in dessen Glanz er die Hände eines Andern räuberisch wühlen sah. Er würde geschrieen, vor Jammer über den möglichen Verlust seines Eigenthums gewüthet haben, hätte er im höchsten Schmerz nicht der Lage gedacht, in der er sich befand. Und ward er ergriffen, was konnte ihm dann all' sein Gold nützen! Schande, Entehrung, Hohn und Spott, wo nicht Mißhandlung, war sein unausbleibliches Loos! —

Er setzte sich an die Backsteindiele, zog die Beine an sich und schlang um beide Kniee die festverflochtenen Hände. Seine Augen starrten rathlos in die Finsterniß hinein. Durch die engen

Fensterchen leuchtete kein Stern, die Nacht war trüb und still. Richtete er den Kopf auf, so sah er den Qualm der Schornsteine, wie er schauerlich, gleich einem ungeheuren Reptil, über die weiße Schneefläche fortkroch. Weiterhin glimmten Lichter, von denen einige still brannten, andere von Ort zu Ort schwankten. Es waren die Lichter aus den Hütten, deren Bewohner in dieser Nacht nicht schließen. So verging dem Verlassenen eine bange Viertelstunde nach der andern. Er hörte mit innerlichem Grauen die Schläge der gellenden Fabrikglocke. Manchmal kam es ihm vor, als rege sich unter ihm die Maschine, dann fuhr er zusammen und lauschte mit angehaltenem Athem. Ein Verurtheilter, der zum Tode geführt werden soll, kann keine größere Seelenpein empfinden, als der unglückliche Wucherer in dieser todtenstillen Nacht.

Endlich schlug es Mitternacht, erst auf dem Thurm der Fabrik, dann auf der hochgelegenen Kirche drüben im Dorfe. Selbst das Nachdröhnen der Seigerschellen in M* konnte man durch die klare, stille Nachtluft hören. Süßlich raffte sich auf und tastete mit den Händen nach der schmalen

Thür des niedrigen Gewölbes. Seit Tagen nicht mehr zu Ruhe gekommen, von Furcht und Hoffnung bewegt, mit abenteuerlichen Plänen beschäftigt, war sein Geist bis zur Krankhaftigkeit angegriffen. Dem Manne des eiskalten Verstandes hatte seine Phantasie nie etwas zu schaffen gemacht. Er kannte dies Vermögen des Menschen nicht, er verlachte ihre Vorspiegelungen, wie er die Schöpfungen derselben gering achtete. Jetzt aber kam es über ihn, wie eine lähmende Gewalt. Während er die enge Stiege mit schlürfendem Fuß hinabstieg, gaukelten farbige Bilder vor seinem überwachten Auge, erst dunkel und trüb, dnnn deutlich, von einem magischen Schein umflossen, der von ihm selbst, von seinem Blick auszugehen schien. Sie nahmen menschliche Gestalten an und neckten und höhnten ihn mit Begebenheiten, die längst vergangen waren, die er selbst vergessen hatte, von Andern vergessen meinte. Als er die geheime Thür aufdrückte, die ihn in das todtenstille Fabrikgebäude führte, sah er den Sarg vor sich auf- und niederschweben, in dem der verstorbene Helfer schon längst unter der Erde faulte. Er wendete sich mit vorgehaltenen Händen ab und richtete die rollenden Augen durch

das hohe Fenster nach den schwarzgrau aufsteigenden Gebirgen — da kniete mitten auf dem Felde, von bleichem Mondlicht umflirrt, die Gestalt von Gotthold's Mutter und rang die Hände und sah ihn mit demselben verzweiflungsvollen und so verächtlichen Blicke an, wie damals, als er das untergeschobene Testament eröffnen ließ. Und dort, da, links, rechts, von allen Seiten bäumte Alexanders, seinen eignen zürnenden Sohnes Gestalt in Riesengröße empor und wollte auf ihn einstürzen! —

Süßlich blieb wie angewurzelt an der geöffneten Thür stehen. Er röchelte, daß man es durch die Wände hätte hören können, wenn Menschen in der Fabrik gewesen wären; er hätte vielleicht aufgeschrieen vor Angst und um nur Luft zu schöpfen, aber er konnte nicht. Die Kehle war ihm wie zugeschnürt. So stand er lange, bis er seiner Sinne wieder mächtig ward und die Bilder, der Spuk seines bösen Gewissens verschwanden. Er sprach sich Muth zu, indem er ein mattes Lächeln erzwang und alle Einbildungen als Dummheiten weg vernünftelte. „Wenn ich nur mein Gold hätte!“ rief er sich zu, drückte die Thür leise in's Schloß

und schlich wie ein Dieb auf dem Vorsaale fort bis an die nächste Saalthür. Da blieb er wieder stehen und legte sein Ohr an's Schloß. Er zitterte, er wußte selbst nicht, ob vor Furcht, vor Kälte oder vor Hunger. Es war still in dem weiten Raume und er wagte, die Thür zu öffnen.

Noch brannten ein paar Lampen, die ihre bläulich rothen Flammenzungen aus dem öligen, angerauchten Glase manchmal wie durstig hervorstreckten. Dann liefen lange, grelle Schatten über die weißen Wände, die wunderliche, abschreckende Figuren bildeten. Es waren die verschobenen Abbilder der Hebel und Räder, der Walzen und Kämme, die jetzt regungslos ihre blanken Glieder in die unheimlichen, trüben Räume emporstreckten.

Süßlich war lange Zeit nicht mehr unter diesen Maschinen umhergewandelt, er ließ seine Blicke über sie hingleiten mit einem Abscheu, als befände er sich mitten unter einem Todtenacker. „Das war Alles mein," sprach er für sich, „Alles! Diese Räder und Spindeln drehten sich für mich, rollten und standen auf mein Gebot! Sie haben zahllose Millionen Fäden gesponnen und nun stehen sie!

Was ist aus diesen Fäden geworden? Ha — ein Netz, das mich gefangen hält, dem ich nicht mehr entrinnen kann! O, Fluch, tausendjähriger Fluch dem Eisen, das mich verführt — nur das Gold, das Gold sei gesegnet! Ach, hätte ich nur mein Gold!"

Er schritt langsam an den Reihen der Spindeln entlang. Manchmal griff seine Hand in die herabhangenden Fäden, dann klirrten ein paar Spulen und es klang, als zürnten sie ob der Störung. Der einsame, unglückliche Mann war schrecklich anzusehen unter diesem Räderwerk. Sonst sein Gebieter, ward er jetzt von ihm beherrscht. Er wagte kaum die Hand auszustrecken, um das Werk nicht in eine secundenlange Bewegung zu setzen, und dennoch mußte er sich anhalten, denn die Knie brachen ihm ein, der Körper war erschöpft von langem Fasten. Nun stieß er mit den rutschenden Füßen an die Walzen, die über den Fußboden liefen, und klirrend rollte ein Wagen mit hundert und mehr Spindeln gegen ihn an. Er wankte herüber hinüber, er schlug mit den bebenden Armen gegen wagerecht ausgestreckte Stangen und Hebebalken, daß sie lebendig wurden, sich senkten und einige

Räder in surrenden Schwung brachten. Dennoch ließ der Mann nicht ab von seinem Streben. Er wand sich mühselig, geschlagen und gestoßen durch die Maschinen hindurch bis an eins der Fenster, das nach dem Hofraume hinaussah, denn der Besitz seines Goldes überwog bei ihm doch noch die Furcht vor Entdeckung!

Da stand er nun, kalt und fiebernd und doch in Schweiß gebadet, und schnappte nach Luft, die ihm kühl durch den Fensterspalt anhauchte. Neben dem Schuppen glimmten noch die Kohlen von den angezündeten Feuern, Trunkene lagen daneben, mit schmutzigen Matratzen zugedeckt, die sie aus den Ställen geholt hatten. Einige schnarchten, Andere lachten im Schlafe und röchelten lustige Liederweisen. Nur Einer wachte noch. Er lehnte an einer Pfoste und stierte mit weitaufgerissenen Augen in den trüben Winterhimmel hinein. Man sah es ihm an, daß er seiner Sinne nicht mächtig war, obwohl er die Weinflasche in seiner Hand oft zum Munde führte, dabei aber immer die Hälfte des Getränkes verschüttete. Darüber lachte er dann mit sonderbar hohlem Kehllaut, schüttelte den schwä-

chen Kopf und meinte, es sei doch wunderlich, daß es bei solcher Kälte noch naß nieder ginge. Die Nüchternen schritten auf und ab und unterhielten sich mit einander. Der Thorweg war geschlossen und von Innen und Außen mit Arbeitern besetzt.

Schief über lag das Wohnhaus, wo Süßlich früher gehaust, wo er den Plan zu seinem Glück, den Grundstein zu seinem jetzigen Unglück gelegt hatte. In einzelnen Fenstern flackerte matter Lichtschimmer, dahin richtete Süßlich seine Blicke, dort vermuthete er sein Gold. Er hob wimmernd die dürren Arme empor und klammerte sich fest an die Fensterwirbel, um sich nur aufrecht erhalten zu können. Es war ihm schon ein Trost, den Ort im Auge zu behalten, wo er seine irdischen Schätze verborgen glaubte. Alles andere, selbst das Leben, war ihm in diesem Augenblicke gleichgiltig.

So stand er unbeweglich, wie eine Bildsäule, bis im Osten der erste falbe Dämmerschein des Tages aufzuckte. Die Wachen schritten lebhafter auf und ab, auch die wüsten Gesellen, von der schärfern Morgenluft geschüttelt, begannen sich zu

regen. Er fühlte, daß Entfernung nothwendig, daß sie unerläßlich sei. Auch fielen ihm die Augen vor Mattigkeit zu und in Beinen und Armen wühlte ein schneidender Schmerz. Er bückte sich und schlich eben so leise, als er gekommen war, wieder zurück in sein unbekanntes Asyl.

Dreizehntes Kapitel.

Mit Anbruch des Tages verließen die Arbeiter das Werkhaus. Auf den Gesichtern Aller lag eine trotzige Entschlossenheit, die keiner Ueberredung weichen zu wollen schien. Während Einige die Runde bei den ausgestellten Wachen machten, traten Andere in die Eisenhämmer und Hohöfen und kamen nach einiger Zeit, belastet mit gewichtigen Stangen und Haken, wieder zurück, die sie an ihre Gefährten vertheilten. Vergewissert, daß im Laufe der Nacht kein Mensch die Fabrikgebäude noch irgend ein anderes im Umkreis der Hütten und Werke gelegenes Haus verlassen hatte, brachen sie truppweise nach der Spinnfabrik auf.

Es galt eine nochmalige Durchsuchung der Baulichkeiten oder, falls diese nicht zum Ziele führen sollte, eine förmliche Belagerung. Es war nun einmal fest beschlossen, den Mann, der sie Jahrelang mit despotischer Willkür geknechtet hatte, in ihre Hände zu bekommen, ihn fühlen zu lassen, was es heiße, mit freien Menschen ein grausames Spiel zu treiben. Zwar lag es nicht in ihrem Sinne, den verbrecherischen Mann zu mißhandeln, aber ihn zu foltern bis zum äußersten Gipfel der Todesangst, das wollten sie. Ob dies gesetzlich erlaubt oder ein verbrecherischer Eingriff in die bürgerliche Ordnung des Staatslebens sei, galt den Rachedurstigen gleich viel.

Die Ereignisse der vergangenen Nacht waren indeß in die nächste Umgegend verlautet. Es kamen Menschen von verschiedenen Orten herbei, um zu sehen, was es gäbe? Die Meisten wagten sich nicht in die unmittelbare Nähe der Arbeiter, Einige aber suchten die Erbitterten noch mehr zu reizen und brachten auch in der That durch die erlogne Nachricht, daß Bewaffnete unterwegs seien, um die Aufrührer zu zerstreuen, eine gefährliche Aufregung unter diesen hervor. Dennoch blieb Alles noch er=

träglich ruhig. Es geschahen keine offenen Gewaltthaten, ausgenommen, daß man die Möbeln im Hause der Beamten zerschlug und durch's Fenster auf den Hof warf. Die Flasche kreis'te wieder und inflammirte die unruhigen Köpfe bedeutend. Die Exaltirtesten banden eine abgerissene Gardine um einen Pfahl, schrieben mit Kohle das Wort „Freiheit" darauf, rammten sie in den Boden ein und tanzten darum, während sie sich durch Absingen von Volksweisen mehr und mehr in eine wuthähnliche Stimmung zu versetzen suchten. Auch Redner fehlten nicht. Was sie sprachen, war zwar nicht sehr zusammenhängend, aber es erfüllte doch seinen Zweck — es regte auf, es erbitterte, und der wildeste Beifall entging ihnen nicht.

Noch wäre vielleicht größeres Unheil verhütet worden, wenn gegen Mittag nicht mehrere Weiber zu den jetzt bereits im Zustande halber Trunkenheit sich befindlichen Männern mit Geschrei und Geheul gekommen wären. Sie gingen zerlumpt, die nackten Füße steckten in zerrissenen Lederschuhen und Noth und Kummer sahen aus ihren hagern, eingefallenen Gesichtern. Mehrere trugen kleine Kinder, die kaum nothdürftig bekleidet waren und von dem

harten Frost ganz blau aussahen. Schreiend zeig-
ten sie den versammelten Männern die wimmern-
den Kleinen, die eben so vor Kälte, wie vor Hun-
ger zitterten und jammerten. In der That war
der Zustand dieser Armen beklagenswerth im höch-
sten Grade. Seit mehr als acht Tagen hatten ihre
Männer in Folge der eingestellten Arbeit keinen
Lohn bekommen, nun war abermals durch die Ent-
deckung Süßlich's die Arbeit unterbrochen worden.
Niemand war da, der zur Ordnung sah, die Obrig-
keit, auf deren Geheiß die Arbeiter wieder eingetre-
ten waren, machte nicht Anstalt zum Zahlen. Daß
man aussprengte, sie beabsichtige die Festnehmung
aller Arbeiter, um des Zahlens überhaupt überhoben
zu werden, lag so nahe und ganz im Sinn dieser
Menschen, daß es mit voller Ueberzeugung ausge-
sprochen würde.

Ein allgemeines Geschrei nach Brod, nach
Löhnung erhob sich. Der Oberaufseher, bis dahin
gefangen gehalten, ward herbeigeschleppt und auf
der Stelle Zahlung von ihm verlangt. Dieser wei-
gerte sich und behauptete, kein Geld zu haben.
Die Arbeiter lachten, brachen abermals in die schon
halb demolirte Wohnung und durchstöberten jetzt

auch die bisher noch unangetastet gelassenen Pulte dieses Beamteten. Jordan entdeckte in einem derselben ein schweres Portefeuille. Es ward geöffnet und die blanken Goldstücke rollten ihm in die Hände. Unter lautem Freudengeschrei brachte man den kostbaren Fund auf den Hofraum und warf das Gold ungezählt einander zu. Männer und Weiber schienen durch den ungewohnten Anblick so vielen Geldes völlig berauscht, ihrer Sinne kaum mehr mächtig zu sein. Viele vergaßen, was sie hieher getrieben, und machten Anstalt, den Ort zu verlassen. Da hörte man, wie aus hoher Luft herab eine kreischende, gellende Stimme, die wiederholt: „Mein Gold! Nehmt das Leben, nur laßt mir mein Gold!“ ausrief.

Erst nach mehrmaligem Ertönen derselben Worte gewahrten Einige einen Mann im zweiten Gestock des Fabrikgebäudes, der verzweiflungsvoll bald die Hände rang, bald sich die Haare raufte. Zugleich sprang Joseph unter die jubelnden Gruppen und rief ihnen in seiner lustigen Weise zu: „Brüderle, wollt Ihr a Goldfinke sehe? Guck, dort pfeift er sein G'sangl, aber er hat's Jodeln halt nit g'lernt. Gelt, das is unser Zeisig? Na, Brü-

derle, woll'n wir'n heut d' Schwungfedern aus-rupfe?"

Das Brausen eines Orkans im Forste war nicht lauter, nicht betäubender, als das Wuth- und Freudengeschrei, das sich jetzt unter den Arbeitern erhob. Ihre Anzahl mochte leicht fünf- bis sechshundert betragen, ohne die Weiber und Kinder, die jüngst dazu gekommen waren. Bei dem Anblick ihres ehemaligen Gebieters kam ein Geist dämonischer Wuth über Alle. Man sah nur ihn, man wollte nur ihn haben. Alles Uebrige war gleichgiltig oder blieb doch jetzt gänzlich unbeachtet. Niemand hörte mehr auf den Andern, es tobte und ras'te Jeder für sich, Alle aber vereinigten sich in dem Einen Ziele, nach dem riesigen Fabrikgebäude hinzustürzen.

Es war kein Gehen, kein Laufen, es war ein Rollen und Wogen, als ob empörte Meereswellen gegen ein Felsenriff brandeten. Das Fabrikgebäude war in einem Augenblick von dem wüthenden Arbeiterschwarm umlagert, deren sich so viele nach der Eingangsthür drängten, daß sie sich gegenseitig hinderten und nun mit Gewalt zu erzwingen suchten, was einige Geduld schneller und ohne Störung ge-

than hätte. Es kam zu so heftigen Thätlichkeiten, daß Blut floß und einige mit zerbrochenen Armen nicht fortgeschafft, sondern als untauglich bei Seite geworfen worden. Dieser Aufenthalt verschaffte dem Verfolgten Zeit, um wieder in sein Versteck zurück zu kehren. Er war nirgends zu sehen, als die Ersten durch Thüren und Fenster in den Saal brachen — denn auch der Feuerleitern hatte man sich bemächtigt, um von allen Seiten auf einmal in das Gebäude einzudringen.

Wir müssen nochmals darauf zurückkommen, daß während der ganzen vergangenen Nacht und in den darauf folgenden Stunden des neuen Tages die Heizer ohne Unterbrechung die Dampfmaschinen gespeist hatten. Es war dies Vorschrift und ward es ihnen nicht ausdrücklich untersagt, so glaubten sie die bestehende Ordnung befolgen zu müssen. Es hatte daher auch von Ferne den Anschein, als sei die Fabrik in voller Thätigkeit, was viel dazu beitrug, daß die Aufrührer in ihrem Vorhaben nicht gestört wurden. Denn die Meisten glaubten dem umlaufenden Gerücht nicht, wenn sie den schwarzen Dampfwimpel über das Thal nach den Bergen hinflattern sahen.

Bis zu dem Augenblicke, wo die Schaar der Arbeiter mit ungebändigter Zerstörungswuth in die Fabrik einbrach, hatten die Heizer im Erdgeschoß ihre Pflicht gethan, jetzt aber vertrieb auch sie das unbeschreibliche Getöse, das sich über ihnen erhob. Sie verließen ihre gluterfüllten Räume und mischten sich unter die Uebrigen, die jetzt theils aus Uebermuth, theils aus Wuth über das abermalige Entschlüpfen des Verfolgten die Spinnmaschinen lustig zu zerschlagen begannen. Die einmal aufgelöste Ordnung konnte jetzt keine Macht der Erde mehr binden. Die Zerstörung ging ihren Gang fort und schon nach Verlauf einiger Stunden lagen nicht allein die meisten Maschinen in Trümmern, auch die Zwischen- und Seitenwände, die Fenster und Thüren, die verbindenden Heizungsröhren waren zerschlagen, und heiße Gluth brodelte den sinnlosen Zerstörern entgegen. In allen Gestocken ward dieses Werk der Zerstörung mit gleicher Ausdauer, mit gleicher Wuth getrieben. Mancher verunglückte dabei, ohne daß die Andern darauf achteten.

Bei dieser planlos begonnenen und doch gründlich ausgeführten Zerstörung entdeckte man auch die geheime Thür und Treppe in dem Maschinenhause.

War man nun aber zu sehr blos von dem Gedanken des Vernichtenwollens erfüllt oder glaubte man nicht, daß die sichtbar werdende Stiege zu irgend einem bewohnbaren Raume führen könne; genug, Keiner kam auf den Gedanken, die schmale Treppe zu erklimmen und zu untersuchen, wohin sie eigentlich geleite.

Staub und Qualm umhüllte die Arbeitenden, deren Kräfte sich verdreifacht zu haben schienen. Vom Zerstören, von Trunk und Wuth erhitzt, fühlten sie nicht, daß eine erstickende Atmosphäre sich in den halb zerstörten Sälen verbreitete. Aus dem Maschinenhaus, dessen Wände man ebenfalls zugleich mit einem Theil des Schornsteins eingeschlagen hatte, hauchte glühende Luft, quoll schwarzer, erstickender Rauch. Die Maschine gerieth in Bewegung, da man aus Unkenntniß oder Uebermuth die Hemmung weggenommen haben mochte. Schneller als gewöhnlich hoben und senkten sich die glänzenden Eisenarme, denn das belebte Ungeheuer war sich allein überlassen. Sie tobte, als habe sie die Raserei der Zerstörer angesteckt. Die durchbrochenen Wände zitterten, und wo noch ein Rad, ein Kamm, ein Bügel, ein Gestänge mit ihr in Verbindung

stand, da haspelte und rasselte, schnarrte und keuchte es gespenstisch fort und drohte jedem Nahenden Tod und Verderben.

Aus dem untern Geschoß und vom Hofraume her schrieen verworrene Stimmen: Feuer! Die in der Fabrik mit dem Werk der Zerstörung Beschäftigten wiederholten den Ruf, meinend, man begehre das Gebäude in Brand zu stecken, was den Meisten ganz in der Ordnung zu sein schien, da es ihrer Stimmung vollkommen entsprach. Diese wurden alsbald furchtbar enttäuscht. Einige Unvorsichtige hatten in ihrer Zertrümmerungswuth auch nicht den Feuerherd schonen wollen. Die Gluth rollte ihnen entgegen wie ein Lavastrom, ergriff die zunächst liegenden brennbaren Stoffe und verbreitete sich mit furchtbarer Schnelligkeit durch mehrere Räume. Bald stand das halbe untere Geschoß in hellen Flammen, die vom Luftzuge genährt, an dem Fachwerke hinaufliefen, und bald da, bald dort durch ein Fenster, eine Wandöffnung in das Innere des Gebäudes schlugen und die öligen Wollbündel ergriffen, die nun wie Schwärmer durch die Säle flogen, durch die Fenster flatterten, und wo sie hinfielen, unabwendbar zündeten.

Das Freudengejauchz ging jetzt in wahrhaftes Entsetzen über. Mehr als vierhundert Arbeiter waren in dem von unten auf brennenden Gebäude, dessen hellrothe Lohen mit grauenvoller Schnelligkeit alles Brennbare ergriffen. In der Wuth der Zerstörung hatten Viele selbst die Treppen durchgeschlagen. An diesen leckte bereits von unten auf das gierige Element. Nur in der Höhe, auf dem Dache schien Rettung, unten gähnte ein glühender Höllenrachen. Dennoch wagten Viele einen Ausgang durch die Flammen und Manchen rettete die unerhörte Keckheit. Andere verließen auf angeworfenen Leitern das auflodernde Gebäude oder ließen sich an dem bereits glimmenden Gebälk herab. Mancher wagte sogar einen kühnen Sprung, wobei die Glücklichsten der tiefe, in hohen Wehen um die Fabrik gethürmte Schnee begünstigte. Viele aber trugen schreckliche Brandwunden davon, Mehrere wurden unerbittlich ein Opfer des entfesselten Elementes. —

Die Fabrik war in der Dämmerung in Brand gerathen, mit Eintritt der Nacht stand sie schon in vollen Flammen. — Der Gutsbesitzer Knickeberg, den wir im Kreise seiner Famile am Vorabende

dieser Begebenheiten in dem Augenblicke verließen, wo ihm die Meldung von der Wiederentdeckung Süßlichs gemacht wurde, fand sich veranlaßt, in Begleitung der beiden Jünglinge einen Gang auf's Feld zu machen, um zu sehen und zu hören, ob es wohl gerathen sein dürfte, sich den Suchenden beizugesellen. Da sich aber nur zuweilen ein dumpfes Getöse hören ließ, die Fenster der Fabrik aber fortleuchteten, auch sonst, wie es schien, in nichts eine Veränderung eintrat, so hielt er es nicht für nöthig, sich in eine Angelegenheit zu mischen, die ihn eigentlich nichts anging. Er war Ursache, daß auch Alexander wieder umkehrte, obwohl dieser eine heftige Unruhe nicht verbergen konnte. Pfnorr lobte den Entschluß des Gutsbesitzers und unterließ nicht ein Langes und Breites in seiner lehrreichen Manier über die Pflichten eines deutschen Haus- und Familienvaters zu sprechen, wobei er mehrere große Krüge Bier und verschiedene Pfeifen verarbeitete. Selbst am andern Morgen hatte Niemand auf dem Gute eine Ahnung von der wahren Lage der Dinge, und weil Knickeberg grade wichtige wirthschaftliche Geschäfte im Hause festhielten, wobei ihm die beiden jungen Leute an die Hand gehen mußten, so waren

genauere Nachrichten nicht zu erlangen. Ueberhaupt schien es, als wünsche der Gutsbesitzer Alexandern ganz fern von all den Umtrieben zu halten, die in aller Munde waren. Sein unverdorbenes, natürliches Gefühl sagte ihm, daß das Zusammentreffen eines Sohnes mit einem Vater, der in die Schlingen der Justiz gerathen war, ein unpassendes, heftig erschütterndes sein müsse.

So verging denn der Tag ungestört. Niemand brachte Kunde, man sah und hörte nichts. Die Aufregung war daher um so größer, als Cölestine plötzlich athemlos in's Zimmer stürzte und mit schreckenbleichem Gesicht verkündigte, daß die Fabrik oder die Eisenhütten in Flammen stehen müßten, denn der Himmel sei ganz mattroth gefärbt und dunkle Rauchwolken wälzten sich über die Höhen herauf! Jetzt war kein Halten mehr. Alles brach auf, auch die Frauen. Knickeberg, bei solchen Gelegenheiten niemals als unthätig, langte die Feuereimer vom Haken und nöthigte sowohl Alexandern als Gotthold einen derselben auf. Ein alter Rock, wie er für Expeditionen dieser Art immer bereit hing, ward angezogen, der schlechteste Hut ebenfalls hervorgesucht und nun hieß es: „Mit Gott vor-

wärts, Kinder, damit wir retten können, was zu retten ist!"

Die Männer liefen rasch voraus, Frau Adelheid mit den Mädchen wollte nur bis auf die hohe Straße gehen, die sich an den Hügeln hinzog, und von dort aus den Heerd des Feuers überblicken. Knickeberg fiel es nicht ein, daß der Brand in Folge der Arbeiterunruhen ausgebrochen sein könnte, er glaubte noch an ein zufälliges Unglück. Daß die Fabrik wirklich in Flammen stehe, blieb nicht lange zweifelhaft. Der Wind, der Nachmittags aufgesprungen war, jagte die hellen Flammen weit in's Feld hinein und bedrohte alle tiefer liegenden Gebäude, namentlich die Eisenwerke. Außer dem eigentlichen Fabrikgebäude waren auch bereits die Nebenwohnungen von den Flammen ergriffen, als Knickeberg mit seinen jungen Begleitern in der Nähe des Brandes ankam.

Hier drängte sich eine bedeutende Menschenmenge in unaussprechlicher Bestürzung durch einander. Der ganze eine Flügel der Spinnfabrik und das Hauptmittelgebäude, wo die Dampfmaschinen standen, brannte von unten bis oben wie ein Kartenhaus. Der Anblick war grandios-bezaubernd, denn

da beinahe alles Holzwerk auf einmal entzündet ward, so standen noch alle vier Stockwerke prasselnd übereinander, ohne zu wanken oder zu stürzen. Jeder staunte, Niemand dachte an ein Löschen der Gluth, Alles schrie nur wirr und wüst durch einander und rief da und dort Herbeieilende zur Rettung noch in dem brennenden Gebäude eingeschlossener Menschen auf. Die Verwüstung, die sich im Hofraume zeigte, die noch im Winde flatternde Freiheitsfahne, das Umherrennen einiger vom Feuer schwer Verletzten, die vor Schmerz jammerten und um Hilfe schrieen: dies Alles und der Mangel an wirklichem Willen, das noch Unversehrte möglichst zu erhalten, verriethen jetzt dem Gutsbesitzer schaudernd, was in den letzten Stunden hier vorgegangen war.

Nach einiger Zeit, während Knickeberg mit Hilfe einiger Gleichgesinnter den Bedrängten auf alle erdenkliche Weise beisprang und dadurch Mehrere einem sichern Tode entriß, brachen einzelne Balken zusammen, das Sparrwerk prasselte nieder, das ganze brennende Gebäude schwankte, als bebe die Erde unter ihm. Alles floh und sammelte sich

wieder in einiger Entfernung, mit stieren Augen den Fortschritt der Flammen verfolgend. Die anfangs am zügellosesten gewesen, waren jetzt still und in sich gekehrt oder schlichen verbrannt, verstümmelt von dannen. An denjenigen, dessen Verfolgung die Veranlassung zu diesem Unheil, zu dieser Zerstörung war, dachte jetzt Niemand mehr, nicht einmal seinen Namen hörte man nennen.

Es war mittlerweile völlig Nacht geworden und die Feuersbrunst beleuchtete die beschneite Landschaft stundenweit. Von heftigem Winde angefacht, waren die Feuerbrände nach allen Seiten hin verstreut worden. Es brannten nicht allein alle zur Fabrik gehörigen Gebäude, auch ein paar Hohöfen im Grunde hatten Feuer gefangen, und die zusammenlaufende Menge, die jetzt auch mit Löschmaterial herbeikam, theilte sich und sprang sogar zur größern Hälfte dahin, wo Hilfe noch von Erfolg sein konnte. Erde und Himmel schienen in Purpur gehüllt und ein vom Winde weit fortgetragener Feuerregen besäte den flimmernden Schnee mit glühenden Flocken.

Um diese Zeit rollte ein Postwagen auf der Straße daher nach M*. Die Pferde, vor der

grauenvollen Gluth scheuend, wollten dem Postillon kaum gehorchen. Die Passagiere wurden unruhig und befahlen, angezogen und gefesselt von der wahrhaft prachtvollen Feuersbrunst, anzuhalten. Man stieg aus und überließ Wagen und Pferde der alleinigen Sorge ihres Lenkers. Dies geschah unweit der Stelle, wo die Frauen, in ihre Mäntel gehüllt, noch an der Straße dem Umsichgreifen der Flammen zusahen. Der laute Ausruf eines Passagieres: „Hilf Gott, das ist ja die Fabrik!" lenkte plötzlich die Aufmerksamkeit Aller von dem Feuer auf den Fremden. Cölestine's Herz schlug vor Freude, sie breitete die Arme aus, sie rief: „Theobald! Mein guter, bester Bruder!" und warf sich bald lachend, bald weinend in die Arme des Heimkehrenden. Auch die Mutter hatte schon die Stimme des lang vermißten Sohnes erkannt. Sie schlang mit mütterlicher Zärtlichkeit die Arme um Theobald's Nacken, und Mutter und Schwester wetteiferten, wer von beiden dem Geliebten die herzlichsten Worte der Freude, die trautesten Begrüßungen zurufen sollte. — Theobald suchte sich mit Mühe diesen sich immer wiederholenden Umarmungen zu

entziehen. Er fragte nach dem Vater, nach den Freunden, mit einiger Befangenheit nach Süßlich!

„Wo dieser ist, mag Gott wissen!“ sagte Frau Adelheid, „der Vater aber und die Andern sind beim Feuer. Es ist ein recht großes Unglück für den guten Gotthold!“

Theobald zeigte Lust, ebenfalls nach dem Schauplatz der Verheerung aufzubrechen, Mutter und Schwester hielten ihn aber zurück, da er ja doch nichts helfen könne, und vermochten ihn auch nach einigem Sträuben, daß er sie nach dem Gute begleitete. In diesem Augenblick rollte es, wie ein dumpfer Donnerschlag durch die Luft, eine breite, von Millionen flimmender Sterne getragene Feuersäule stieg in den gerötheten Nachthimmel empor, dann überwallte ein blutiger Dunst die Brandstätte und hüllte Alles in einen undurchdringlichen röthlichbraunen Qualm.

Wir versetzen uns an den Ort der Zerstörung. Die Fabrik war eben in sich selbst zusammengestürzt und hatte die nächsten Wände, die nur aus Fachwerk oder Backsteinen bestanden, mit sich gerissen. Von dem mittlern Theil des Gebäudes war nichts

übrig geblieben, als zwei Wände des Maschinenhauses, dessen Bedachung jetzt eben Flammen fing. Die Dampfmaschinen selbst, zum Theil mit rothglühenden Hebeln, arbeiteten noch, wie leuchtende Riesen. Ein furchtbarer Schrei dröhnte durch die kurze todtenstille Pause, die unmittelbar dem Einsturze folgte, und in der man nur das Geprassel der Flammen, das Knattern und Nachschurren rollender Backsteine und das hohle, stockende Keuchen der Maschinen hörte. Aller Blicke flogen nach der Gegend hin, aus dem der entsetzliche Schrei erschollen war. Da stand ein Mann, mit fliegendem grauen Haar dicht über den wirbelnden Feuerarmen der Maschine, die ihm wie zum Hohne die goldrothen Hände in jeder Secunde hinaufreichte und sie nun wieder mit zischendem Gelächter hinabsinken ließ.

„Süßlich! Süßlich!" schrieen tausend Stimmen auf einmal und Entsetzen trieb Manchem das Haar zu Berge.

„Seht den Wucherer über dem Rachen der Hölle!" meinten die Hartherzigsten, ja ein armes, halbnacktes Weib, dessen Mann in den Flammen

umgekommen war, erhob kreischend ihren sechsjährigen Knaben und zeigte ihm den Verzweifelnden, indem sie sprach: „Sieh hin, armer, verlassener Wurm! Dort oben steht der Mann, der uns drei Jahre lang eben so am Abgrunde stehen ließ und unser Flehen nur verlachte!"

Knickeberg brach die Hände bei diesem Anblick. Er begriff jetzt den innern Zusammenhang des ganzen tragischen Ereignisses, aber er wußte, so besonnen er sonst war, in diesem furchtbaren Augenblick keinen Rath, keine Hilfe.

Süßlich erhob nur von Zeit zu Zeit flehend die Hände, sein Geschrei konnte man nicht hören, denn es riefen tausend Stimmen durcheinander, diese Rettungsvorschläge machend, jene den Verlorenen noch mit Flüchen und Verwünschungen überschüttend. Schneller als die Uebrigen, war Alexander entschlossen. Es war sein Vater, der dort oben auf der schwanken Mauer, auf dem schmalen, kaum einige Fuß breiten Rande dem martervollsten Tode entgegensah. Da sanken alle Rücksichten, da war Alles vergeben und vergessen! Nur das Herz des Kindes sprach und seiner Stimme gab Alexander

allein Gehör. Mit Alles übertönendem Ruf schrie er nach einer Leiter und brach sich Bahn durch die scheu zurückweichende Menschenmenge. In wenigen Secunden schon stand er dicht unter der Mauer, aber die Gluth trieb ihn sogleich wieder zurück. Er winkte, er rief dem Vater, er nannte sich selbst beim Namen und verhieß ihm Rettung. Süßlich vernahm die Worte, er sah den Sohn. Man hörte, daß der Verzweifelte im matten Aufblitzen des nahen Hoffnungsschimmers in ein lautes Lachen ausbrach. Dann stürzte er auf die Knie, dann rang er die Hände und nun betete er, während die noch immer arbeitende Maschine ihn fast streifte. Es war ein entsetzlicher Augenblick!

Jetzt arbeiteten sich ein paar starke Männer mit einer langen Leiter durch die Menschenmenge. Einer derselben war ein Tyroler, der andere Jordan, der Eisenhüttenarbeiter. Alexander erkannte beide. „Joseph!“ rief er aus, dem Tyroler die Hände entgegenstreckend, „Du bist's? Du bist überall, wo Noth und Tod den Menschen begegnen, wie ein rettender Engel!“

„Daß Dich die Kränk't!“ sagte Joseph.

„Grüß Di Gott, Brüderle, aber 's is a sakrischer Spaziergang da 'nauf. Weißt 'was, laß mi 'nan laufe, i bin's Klettern g'wohnt von mei Heimd her."

Alexander schüttelte lächelnd sein schwarzlockiges Haupt. Er ergriff nebst den Andern die Leiter, um sie durch glühendes Gebälk an die Mauer zu tragen. Dies war aber kein leichtes Unternehmen, denn der Wind trieb ihnen den glühenden Rauch entgegen und erschwerte das Auflaufen der Rettungsleiter. Endlich war man dem Ziele nahe, nur noch wenige Schritte und der Unglückliche konnte gerettet werden!

Süßlich hatte sich wieder erhoben, er schwankte, schwindelnd vor Gluth und Angst. Die Leiter stürzte an die schwache Mauer — sie war zu kurz!

„Vater, Vater!" rief Alexander in Todesangst. „Halte Dich aufrecht, ich werde Dich herabtragen!"

Er lief die Leiter hinan, wie ein Eichhorn, an übersprühenden Flammen sich die Haare versengend, allein sein Bemühen sollte fruchtlos bleiben.

Süßlich hatte die Worte des Sohnes entweder nicht gehört oder wollte nicht länger zaudern. Er versuchte die Leiter mit den Füßen zu erreichen, verlor dabei das Gleichgewicht und stürzte seitwärts grade den Hebeln der Dampfmaschinen in die Arme! — Kein Schrei ward gehört, obwohl eine Todtenstille unter den bebenden Zuschauern herrschte. Man sah nur im ersten kreisenden Umschwunge einen dunkeln Körper sich um die glühenden Eisenstäbe biegen und dann als formlose Masse in die flammende Umgebung stürzen. Wenige Minuten später stand die Maschine von selbst still. Es war, als habe sie ihre Bestimmung erfüllt! Das Feuer wüthete aber noch lange fort und verzehrte die sämmtlichen Gebäude, bis nur ein Haufen rauchender Trümmer noch übrig war. —

Alexander sank convulsivisch zuckend in Josephs treue Bruderarme.

„Hilf Gott! Hilf Gott!“ sagte der gutherzige Mensch, indem er eine Thräne zwischen den Wimpern zerdrückte. „Der Arme, und mag er der größt’ Sünder g’wese sei, der hat a gar zu heiß’ Todesbettl g’funde. Gott gebe ihm ein fröhlich’s Derwachen!“

Mit Jordan vereint, dessen eiserne Züge seine Gefühle nicht verriethen, brachte er den ohnmächtigen Alexander zu Knickeberg zurück, der sich mit Gotthold auf einen Schneehaufen gesetzt hatte und die bittersten Thränen vergoß. —

Vierzehntes Kapitel.

Es vergingen Tage, ehe man das Feuer ganz bewältigen konnte. Ein allgemeines Entsetzen war über die Leute gekommen, die Schuldigen bangten vor einer Untersuchung, die Furchtsamen besorgten eine Wiederholung, denn im Umkreise weniger Stunden gab es noch mehrere Fabriken, deren Besitzer sammt und sonders nicht grade sehr beliebt waren. Der Vorwurf des Eigennutzes, der Habsucht, der Hartherzigkeit lastete auch auf ihnen.

Indeß geschah nichts, was Bedenken erwecken konnte. Der in den nächsten Tagen nach dem Brande etwas steigende Arbeitslohn gab sogar eine Gewähr für die Fortdauer der Ruhe, die bis jetzt blos eine schwüle, drohende Stille gewesen war.

Man schöpfte neue Hoffnungen, man blickte mit einiger Zuversicht in die Zukunft. —

Für unsere Freunde waren dies traurige, schwere, schmerzvolle Tage. Alexander erwachte nur aus seiner Ohnmacht, um in ein heftiges Fieber zu fallen, das tagelang sein Leben bedrohte. Gotthold und Joseph, der als ein alter Bekannter auf dem Gute aufgenommen ward, pflegten den Freund mit treuer Sorgfalt, und Elise wich Tag und Nacht kaum von dem Lager des Kranken. Vater Knickeberg fand nirgends Ruhe. Das Haus war ihm zu eng, jede Arbeit eine Qual. Er ging vom Keller auf den Boden, vom Boden in die Scheuern, aus den Scheuern auf's Feld; er versuchte alle möglichen Arbeiten, selbst solche, mit denen er sich sonst niemals befaßt hatte. Selbst zum Dreschflegel griff er und hieb unter seinen Knechten mit solcher Gewalt auf die Garben, daß er an einem Tage drei dieser Instrumente zu Grunde richtete.

„Ich muß mir's Blut durcheinander schütteln," gab er seiner Frau zur Antwort, die über dies sonderbare Betragen in ernsthafte Sorgen gerieth. „Die gottverlassene Brandnacht hat alle Säfte theils verdorrt, theils verfroren, und das halte aus,

wer kann! Aus den Gliedern und Lungen muß ich's kriegen und soll ich zur Abwechselung ein paar Dutzend Mal vom Heuboden springen."

„Du bist wohl nicht klug!" versetzte Frau Adelheid und glaubte wirklich, es rappele mit ihrem Manne. „Daß Du den Hals brächest! Wir haben wohl noch nicht genug Unglück erlebt?"

„Denkst Du, ich werde auf's blanke Tenne 'runter hopsen? Daß ich ein Esel wäre! Erst laß ich zehn Zentner Futter unterbreiten; darauf plautzt sich's ganz prächtig. In meiner Jugend hab' ich das hundert Mal gemacht zum puren Vergnügen. Und 's ist mir immer sehr gut bekommen; ich kriegte einen Appetit, wie ein Haifisch. Hätte es dazumal noch Jonasse zu verschlingen gegeben, ich glaube, ich hätte mich über den Kerl hergemacht, ganzbeinig wäre er aber nicht in mich gekommen."

Frau Adelheid mußte lachen und freute sich, daß sich der Humor bei Knickeberg wieder meldete. Es war dies das sicherste Zeichen seiner sich auffraffenden kräftigen Natur. „Ich muß mich auslaufen," sagte er, nahm Hut und Stock und pfiff Nero, der frei im Hofe herumlief und die Sper=

linge jagte. „Laß dem armen Alexander nichts abgehen und sieh zu, daß der Junge richtig einnimmt! Der närrische Joseph will's nicht zugeben, weil er selbst eine Natur hat, wie ein polnischer Ochse. In dem Puncte komme ich nicht mit ihm zusammen, so gut ich ihn sonst leiden mag. Und die Elise jagst Du mir heut' in's Bett! Das Mädel macht sich auch noch krank und ehe ich eine Hand umdrehe, ist mein Haus ein Spital geworden. Behüte mich Gott vor solchem Unglück! Kurz und gut, das Mädel geht in's Nest und schläft, schläft volle vierundzwanzig Stunden ohne aufzuwachen oder ich bin im Stande und prügele sie. Sie soll partout schlafen, ich will's! Und sie hat mir's auch versprochen, denn 's ist eine herzensgute Seele. — Was fahnzen *) denn die Beiden mit einander 'rum? Ich meine Bruder und Schwester — Vorhin sah ich sie mitten durch den tiefsten Schnee Arm in Arm waten, als ob's Zucker wär'. Ich glaube am Ende, die fangen nachträglich noch einmal an, blau zu leben!"

„Laß sie! Sie sprechen sich aus."

---

*) Mit lebhaften Bewegungen auf- und abgehen.

„Nun eine Weile sollen sie's treiben dürfen, aber lange halte ich's nicht mehr aus. Was in meinem Hause lebt, soll sich rühren oder will's faullenzen, sich auf den Rücken legen und krank sein! Adieu! Die Knechte sollen heut Wicken dreschen. Wenn der Brauer von Sonnenthal kommt und nach dem Weizen fragt, so sag' ihm, daß er ihn haben könne, aber unter fünf Thaler preussisch Courant keinen Pfennig den Scheffel! Mit seinen beschnittenen Holländern soll er mir vom Halse bleiben! Gegen die Dunkelei komme ich wieder."

Knickeberg lief den ersten besten Feldweg hinaus von dem bellenden Nero freudig umsprungen. Er wußte selbst nicht, wohin ihn der Wege führen werde. Das überließ er dem Zufall, der ja in recht zweifelhaften Fällen immer der zuverlässigste, brauchbarste Rathgeber ist. —

Theobald saß seiner Schwester gegenüber am Nähtischchen. Die Mutter las Kaffeebohnen und summte dazu, wie sie gern that, ein Liedchen. Cölestine nähte eifrig und sprach noch eifriger, während Theobald sehr aufmerksam zuhörte und die Wachsleinewand des Tischchens mit einer Scheere zerstach. Er hatte die wenigen Tage seiner Anwe-

senheit dazu verwandt, der Schwester das Hauptsächlichste aus seinem Leben, das sie noch nicht kannte, mitzutheilen. Jetzt verlangte er von Cölestine ein gegenseitiges Vertrauen und berief sich auf ihren letzten Brief. Sie stand nicht an, seiner Forderung zu gnügen, und so erfuhr der still lauschende Bruder, was wir aus den mitgetheilten Tagebuchblättern des eigenthümlichen Mädchens bereits wissen. Während dieser Mittheilung, die so gedämpft und leise gemacht wurde, daß die Mutter kaum ein Geflüster vernahm, liefen dem betrübten Mädchen die hellen Schmerzenszähren über die eingefallenen schmalen Wangen und um den Mund setzte sich ein bitterer Zug tiefen Wehes fest. Sie mußte oft das leinene Tüchlein zur Hand nehmen, um die Arbeit nicht mit den ergiebig rieselnden Thränen zu beflecken.

„Da hast Du nun ein ungefähres Bild meines Lebens," schloß sie ihre Mittheilung. „Es ist eben kein Zuckerlecken gewesen, wohl aber recht viel Wermuth. Und ich habe das Alles so allein mit mir herumtragen müssen, Tag und Nacht, und dabei die viele Arbeit! Wie schwer ist mir das geworden! Wie habe ich dann spät Nachts, wenn ich doch nicht einschlafen konnte vor Kummer und

Müdigkeit, oft stundenlang am Kammerfenster gestanden und die Sterne angesehen, die immer gleich ruhig ihre Bahnen dahinwandeln! Manchmal fand ich Trost darin, denn ich kam auf himmlische Gedanken, manchmal aber drückte mich's auch noch mehr nieder, wenn ich Vergleichungen anstellte, und dann hüllte ich mich in die Kissen und weinte mich aus, bis ich doch endlich drüber einschlummerte. Und so ging's alle Tage! Was habe ich da an Dich gedacht, lieber Bruder! Aber Du warst so weit und was mich immer beunruhigte, das war die vornehme Bekanntschaft. Ich weiß nicht, wie's kommt, aber mir ist's immer, als könnten die Vornehmen nicht so fühlen, wie wir von geringerm Stande. Ich denke immer, sie schämen sich vor ihrer eigenen Vornehmheit, und wenn sie doch eine Freude oder ein rechtes Leid haben, so ist's immer nur eine vornehme Freude und ein vornehmes Leid, und das kann nicht sein, wie bei uns. Es mag wohl recht viel Kunst dabei sein und viel Schönes."

Cölestine trocknete sich wieder die Thränen ab und sah fragend nach dem gegen ihr über sitzenden Bruder. Theobald begegnete ihrem Blicke. „Es

gibt viele Vornehme, die dem von Dir entworfenen Bilde gleichen, doch sind sie nicht grade häufiger, als die unter den niedrigen Ständen so weit verbreitete Gefühllosigkeit und Brutalität des Gemüthes. Auch muß man unterscheiden zwischen innerer Herzenskälte und dem feinen Tact, die mächtigsten Gefühle, die stürmischsten Leidenschaften unter der fest gehaltenen Form zu verbergen."

„Wie ist Aurora?" fragte Cölestine. „Kann man Zutrauen zu ihr fassen?"

„Vor der Welt ist sie stets ruhig und gehalten, und doch gibt es vielleicht nur wenige Frauen, überhaupt nur wenige Menschen, die so tief fühlen, so gewaltig erschüttert werden können."

„Ob sie mir gut sein würde?"

„Sie ist es schon von Herzen."

Cölestine schüttelte den Kopf und sah ungläubig durch's Fenster, dessen Eisblumen an der Februarsonne zerschmolzen. „Von weitem, in solcher Entfernung kann das täuschen! Ich werde zu schlicht, zu unbeholfen, wohl auch zu ungebildet sein. Was kann ein einfaches Landmädchen mit einer hochgeborenen Baronesse viel anfangen? Ach und

das quält mich und verbittert mir oft grade die schönsten Stunden, denn Du liebst sie ja doch!"

„Du weißt es," sagte Theobald, „und ich brauche mich dessen nicht zu schämen. Es ist ein Bund der Seelen, nicht der Convenienz. Wir verstehen einander immer, auch da, wo wir anders, verschieden fühlen und denken. Es ist der hohe Vorzug solcher aus geistiger Gemeinschaft hervorgegangener Liebe, daß selbst Mißstimmungen nie in Heftigkeit ausarten können."

„Und liebt sie Dich wirklich? So recht innig und ganz, wie ein Weib den Mann lieben soll? Sagen kann ich das freilich nicht, aber ich weiß doch, wie es sein muß. Es ist dabei gar kein Hinterhalt mehr im Herzen. Der geliebte Mann lebt da überall, in jedem Pulsschlag, in jedem Gedanken! Es ist Alles sein eigen, wir haben nichts mehr, wir sind nichts mehr ohne ihn! Freilich sind das auch nur Worte, wie anders soll ich aber Gefühle schildern? O Gott, für die Liebe müßte die Liebe selbst eine Sprache erfinden, und ich denke, es hat sie Jeder, der recht liebt. Gebe ihm der Himmel dann nur eine glückliche Liebe!"

Theobald betrachtete die Schwester mit Bewunderung. Ihre vorstehenden, großen Augen glänzten wie begeistert, die schön gewölbten dunklen Augenbrauen zuckten wie bejahend zu ihren Worten und um den Mund spielte ein sanftes Lächeln, während doch Thränenperlen an ihren Wimpern hingen.

„Du hast Aurora's Liebe geschildert," sprach Theobald nach einer Weile und reichte der Schwester über den Tisch die Hand. „Beruhige Dich, Cölestine, auch Du wirst sie lieben lernen, wie eine Schwester, sobald Ihr Euch erst kennt. Denke nur immer daran, daß sie mich glücklich gemacht hat!"

Cölestine drückte die Hand des Bruders und nickte ihm beistimmend. Die Mutter stand auf und strich die rohen Kaffeebohnen mit der Hand in die Schüssel. „Bist Du fertig," fragte sie die Tochter „so will ich Feuer anzünden lassen."

„Wie Du willst," erwiederte Cölestine, „ich kann zu jeder Zeit."

Frau Adelheid ging in die Küche, wo Joseph mit Holzspalten beschäftigt war. „Es ist genug,"

sagte Adelheid. „Wenn's der Vater sähe, würde er zanken."

„Herr Knickeberg zanken?" erwiederte der Tyroler und schlug das Beil mit der Schärfe in den Hauklotz. „B'hüt' Gott! I wollt' ihn 's Zankhörnel schon zuhalte, daß er auflache müßt' vor Lust. 's Geht wahrlich nix über die rechte Herzensfreudigkeit, Frauchen, das können S' glauben! Aber wissen S' 'was Neues? So a gut Kaffee, wie bei Ihne, hab' i nit mehr g'trunke, seit i über d' Alpenberge g'laufe bin. 's Is wahr, capo di Bacco!"

Theobald begleitete die Schwester, um das Gespräch bei der häuslichen Beschäftigung fortführen zu können. Joseph ging jodelnd ab und zu, holte Futter für's Vieh aus der Scheuer, schnitt Hexel, glühte Drath, um Frau Adelheid, die ihn darum gebeten hatte, neue Töpfe zu binden. Denn der stets fröhliche Mann war fast zu Allem zu gebrauchen und schämte sich auch keiner Arbeit. Wo Cölestine war, da machte er sich gern etwas zu schaffen. Das stille, ernste, arbeitsame und geschickte Mädchen schien ihm zu gefallen, und es freute ihn,

wenn sein Lied ein Lächeln auf ihre bleichen Wangen rief.

„Du sprachst letzthin von einer Reise, die Du unternehmen wolltest," sagte Cölestine, die Kaffeetrommel über dem flackernden Feuer drehend, „wohin gedenkst Du denn? Geh' nur nicht gar zu weit, sonst wird meine Angst noch größer."

„Läge nur die Kunst nicht unter einem so fernen Himmelsstriche," erwiederte Theobald, „so würde ich Deinen Wunsch sehr gern beachten. Aber Italien ist weit und doch, wer mag als Künstler, als Componist, als Dichter leben, ohne dies Land gesehen zu haben! Wie ich als Knabe Wünsche hegte, die auch in unerreichbaren Regionen ihrer Erfüllung entgegenharrten, so geht es mir nun beim Eintritt in's Mannesalter. Möglich, daß ich noch lange vergeblich Auge und Seele wie ein Fernrohr nach dem Süden richte, ohne jene Welt kennen zu lernen, meine Ahnung sagt mir doch, daß die Zeit der Erfüllung einmal kommen wird."

Cölestine seufzte. „Darin seid ihr Männer doch glücklicher als wir," gab sie zur Antwort. „Selbst, wenn ihr sehr sehr lange warten müßt, wenn euch alle Mittel fehlen, es kommt doch eine

Zeit, wo Ihr durchsetzen könnt, was euer ganzes Wesen erfüllt. Aber wir! Lieber Gott, wir setzen nicht einmal eine Heirath durch. — Da bleibst Du wohl sehr lange weg, lieber Bruder?"

„Ein paar Jahre, aber darum ängstige Dich vor der Hand nicht. Noch bin ich bei Dir, bin an die Scholle gebunden und werde wohl manchen Kampf zu bestehen haben, ehe ich sagen kann: jetzt bin ich endlich ein freier Mann."

„Gefällt es Dir denn auch bei uns, in dieser gewöhnlichen, anspruchlosen Alltäglichkeit? Es fehlt hier doch Alles, was für Dich Interesse haben kann."

„Außer Dir und den Aeltern, und den köstlichen Erinnerungen aus unsern Jugendspielen. Der muß eine finstere Seele besitzen, dem es am älterlichen Heerde, und wäre er noch so elend und dürftig, nicht wie Wonnegefühl überlief. Die Welt der Gesellschaft bedarf ich wohl, aber ich liebe sie nicht. Hier, hier ist die Quelle meiner Freuden! Hier träumte ich von hohem, ungewöhnlichem Glück, hier, denk' ich, soll es mir noch, wie eine Fee, in die Arme sinken!"

„Das höre ich gern," erwiederte Cölestine, „denn es gibt mir die Gewißheit, daß Du ganz, wie Du sonst warst, geblieben bist — ein Bischen curios, ein Bischen aparte, ein Bischen ein Träumer und ein Bischen ein Narr. Das war mein Bruder Theobald!" Sie lachte laut und fiel dem gleichfalls lachenden Bruder um den Hals.

„Nun sage mir, wie verträgst Du Dich mit Elise?" fragte unser Freund. Cölestine fixirte ihn. „Besser, als ich je geglaubt hätte. Du weißt, ich bin in manchen Dingen schroff und eigensinnig, aber Elise gegenüber merke ich das gar nicht. Sie ist so nachgiebig und geschmeidig, daß ich selbst durch sie gewinne. Und arbeiten kann sie, Herr Du mein Gott! Da schäme ich mich beinahe!"

„Ja, arbeiten kann sie," sagte Theobald, „nur schade, daß sie für sonst wenig Sinn hat."

„Da thust Du ihr ganz Unrecht und der pure Verdruß spricht aus Dir!" eiferte Cölestine und schwenkte die rauchende Trommel ein paarmal in der Luft auf und ab. „Was ich ihr sage, das versucht sie und meistentheils gelingt es ihr auch. Sie tanzt wie ein Elfe, lacht wie ein Kobold, stickt wie eine Königin und liest und schwatzt wie

ein Professor. Das magst Du glauben. Und höre, den Vater laß das nicht hören! Der ist Dir wie vergafft in Elise und tritt ihr in allen Dingen die Brücke. Aber freilich, daß sie Dir nicht gefällt, ist begreiflich, das geht mit gewesenen Liebesleuten gewöhnlich so."

Theobald mußte diese schwesterliche Strafpredigt geduldig anhören und er ließ sie ohne Murren über sich ergehen. „Sie mag sich geändert haben," sagte er hingeworfen. „Schmerz und Leiden zeitigen den Menschen, wie Früchte, die ein Wurm annagt, auch früher, als unangetastete, reif werden. Doch sprich, wie kommt es, daß ich von unsern guten Pastoren nichts gehört habe? Daß sich keiner von ihnen hat sehen lassen?"

„Nur Geduld," fiel Cölestine ein. „Ich glaube, der Vater macht heut die Runde bei ihnen, denn wenn er rappelköpfisch ist, wie jetzt, und er nicht weiß, ob der Himmel mit Baßgeigen oder mit Posaunen ausgeschlagen ist, da geht er gern auf die Pfarreien. Unsere alten guten Freunde, die inzwischen noch etwas wunderlicher geworden sind, haben eine ausgezeichnete Gabe, Vaters prächtige Grobheiten selig ruhig in die Tasche zu stecken.

Gib acht, er kommt auf den Abend ganz munter zurück, der Schreck ist aus den Gliedern und die Welt wieder in Schick gebracht. Ich wollte nur, daß der Brauer käme und den Waizen gegen baare Silbermünze kaufte."

„Wer geht denn jetzt handeln?" fragte Theobald lächelnd.

„Ich!" sagte Cölestine mit komischer Grandezza. „Ich sage Dir, Bruder, Du würdest Dich wundern über meine Courage. Ein Mundwerk hab' ich dabei, als hätt' ich Lehre genommen bei einem Juden oder Ungar."

„Die Tyroler mußt' halt nit vergesse," fiel Joseph ein, der schon ein Weilchen an der Thür lehnend dem Geschwisterpaar zugehört hatte. 's Geht kei Handelsmann über a sakrisch Tyrolerbub!" Jodelnd drehte er sich um, schwenkte seinen Spitzhut, sprang tanzend von einem Beine auf's andere und fuhr fort Hexel zu schneiden.

„Das ist der erste ganz glückliche Mensch, den ich gesehen habe," sagte Cölestine. „Ich möchte doch wissen, ob die Heiterkeit der Seele mit dem wärmer werdenden Sonnenschein zunimmt, oder

ob's ausgesprochener Volkscharakter aller Alpenbewohner ist?"

Theobald blieb der Schwester die Antwort auf diese Frage schuldig, denn hinter ihm stand eine Figur, die ihm fast ganz entschwunden war, doch genau so, wie er sie vor zehn und mehr Jahren schon gesehen hatte, nämlich Stephan, der Todtengräber. Der alte, sehr greise Mann lehnte etwas vorgebeugt auf seinem Stocke. Nachdem er längere Zeit den männlicher gewordenen Theobald betrachtet und dieser ihm zum Gruße die Hand gereicht hatte, nahm er den dreieckigen Hut ab und sprach: „Gott zum Gruß, mein lieber junger Herr! Es ist eine rechte Freude für meine alten Augen, daß mich's Gott noch erleben und Sie wieder sehen läßt! Gehen wunderbare Dinge vor in der Welt und schreckliche Verbrechen geschehen — nun Sie haben's ja mit angesehen — aber wahr ist's, die Natur hat für jedes Gift ein Gegengift, für jede Wunde ein Kraut und für jedes Leid eine wahrhaftige Freude! Daß ich Sie hier sehe, hier neben der frommen, mildthätigen Jungfer Schwester, ja wahrhaftig, das macht mich um zehn Jahre jünger, und das will was sagen in meinem Alter!"

Stephan setzte sich auf ein Bänkchen hinter dem Heerde. „Ja, warum ich komme!“ fuhr er fort. „Hätt' ich's doch bald vergessen. Es ist nun so in der Welt, je länger die Jahre, je kürzer die Gedanken! Ist der Herr Vater nicht zugegen? Nicht? Schade, schade — aber Sie können's auch ausrichten. Ich wollte nämlich nur vermelden, daß sie heut beim Aufräumen des Schuttes die Gebeine des Verunglückten gefunden haben. Sie sind reputirlich bei Seite geschafft worden und die Obrigkeit hat nichts dawider, daß sie unter einem stillen Gebet christlich beigesetzt werden. Wir sind ja allzumal Sünder! Derowegen möge Herr Knickeberg bestimmen, wo und wann dies geschehen soll? Meinen Gedanken nach warten wir die Genesung des jungen Herrn ab, der ja wohl schon in der Besserung befindlich ist?“

Cölestine bestätigte dies, Theobald fragte den Alten nach Diesem und Jenem und Stephan erzählte bereitwillig, was er wußte und konnte. Auch Joseph, der inzwischen mit dem Umbrathen der von Frau Adelheid in recht ansehnlicher Zahl herbeigeholten Töpfe beschäftigt war, mischte sich in das

Gespräch und brachte Theobald durch seine Bemerkungen mehrmals zum Lachen.

Schwere Tritte auf dem Hofpflaster und das laute Gebell des Kettenhundes unterbrachen das Gespräch. Die Thür knarrte und ein breitschultriger, stämmiger Mann trat in's Haus. Er trug eine kurze Pelzjacke, eine niedrige Pelzmütze mit Ohrlappen, die heruntergeschlagen, unter dem Kinn aber nicht zusammengebunden waren, schwarze, kurze Lederhosen und rindslederne Stiefeln, die besonders durch die unverhältnißmäßige Größe der Füße auffielen. Noch ist zu bemerken, daß er die dicken wollenen Strümpfe, deren ursprünglich weiße Farbe einen Schreck bekommen zu haben schien und jetzt stark in's Graue schimmerte, über die Knie heraufgezogen und über den Hosen festgebunden hatte. Unter der Pelzmütze sah auf der Stirn und im Nacken der fingerbreite Streif einer gestrickten weißen Nachtmütze hervor. Die Hände staken in sogenannten Pföckelhandschuhen, eine dicke Peitsche mit biegsamem Lederstiel schlang sich um die linke Schulter und war über der rechten Hüfte an einem blanken Messingknopf mit dem Ende festgeknüpft. Es war der Brauer aus Sonnenthal.

„Heda!“ schrie er mit überlauter Stimme in die Küche hinein und pflanzte sich breitbeinig dergestalt auf die Schwelle, daß diese dadurch förmlich blockirt ward. „Da bin ich und will sehn, ob der Aufschutt wie die Probe aussieht. Euch Volk ist heut zu Tage nicht viel zu trauen! Letzthin ging mir's so — hängt mir der Kirchbauer — Sonntags läuft er um alle Stände mit dem Klingelbeutel 'rum betteln — ein paar Malter Hafer auf und wie 'ch ihn kriege, ist's altes, verlegenes Zeug — hatte der Schwerenöther die Proben gelesen! Da kann mer 'nen Handel machen, daß 'ne Art hat!“

„Kommt nur mit,“ versetzte Cölestine, „der Vater ist ausgegangen, aber Ihr sollt nicht umsonst gekommen sein.“

Der Brauer grinste das Mädchen freundlich an und fand sich jetzt doch veranlaßt, die Pelzmütze grüßend zu lüften. „Wenn die Mamsell den Handel versteht, kann's mir gleich sein,“ sagte er hinzu, „aber ein Wort ein Mann — wie die Probe oder ich rühre ihn nicht an.“

„Seht nur erst,“ erwiederte Cölestine, rief die Mutter und bat um den Schlüssel zum Getrai-

deboden. „Du kannst auch mitgehen," sprach sie zu Theobald, „daß Du Dich in einer alten Welt wieder bekennen lernst."

Der Todtengräber war aufgestanden und wandte sich zum Gehen. „Wärme Dich aus, Stephan," bat Cölestine, „ich habe auch einen Löffel Suppe für Dich."

„Ein andermal, ein andermal, mein liebes Kind," versetzte dieser. „Richten Sie meine Sache nur aus, ich muß noch 'nüber auf den Kirchhof, um nachzusehen, wie's gehn wird, wenn etwa die Ueberbleibsel des Verunglückten eine passable Stelle finden sollen. Gott befohlen!"

Der Alte stolperte grüßend fort, Adelheid übergab der Tochter den Schlüssel und Cölestine lief mit Theobald die Treppe rasch hinan, während der vierschrötige Brauer mit den gefrorenen schweren Stiefeln polternd nachfolgte. Gotthold kam ihnen entgegen und schloß sich den Geschwistern an. Er brachte die frohe Nachricht, daß sich Alexander viel besser befinde, daß Pauline ihm vorlese und Elise schon seit zwei Stunden schlafe.

„Da macht ja keinen überflüssigen Lärm!" warnte Cölestine. „Denn wenn der Vater heim-

kommt und trifft sie nicht noch im Bett, so kriegen wir ein Aufgebot nach der Schwierigkeit."

„Was gibt's denn?" sagte Gotthold.

„Waizen wird verkauft und Geld eingestrichen, ein prächtiges Geschäft!" versetzte Cölestine.

„Da muß ich helfen," meinte Gotthold, Getraide einmessen war von jeher meine größte Lust."

Man kam auf dem Boden an, den der Wind hie und da mit einem feinen Schneeguß überdeckt hatte. Auch mancher Getraidehaufen war mit hell glitzernden Eissternen bepudert.

„Hoho!" rief der Brauer mit seiner rauhen Stimme. „Herr Knickeberg mag den Firsten flicken lassen, sonst wird ihm's Getraide auf dem Boden malzen. Bin just kein Liebhaber von beschneitem Getraide. Ist er das?"

Er zeigte auf eine breite, kaum fußhoch aufgeschüttete Waizenscheibe, die im hellen Sonnenlicht goldgelb glänzte.

„Davon war die Probe," versetzte Cölestine, „und wenn das nicht Waizen ist, wie er sein soll und Ihr nicht für jeden Scheffel einen Groschen

Meßgeld dreingebt, so seid Ihr nicht werth, daß ich mich erst mit Euch einlasse!"

„Hm," meinte der Brauer, fuhr mit der Hand in die eiskalten Körner und ließ die Frucht durch die Finger laufen. „Müßte ein Schuft sein, wenn ich ihn tadeln wollte. Und kostet?"

„Ihr kennt's Gebot."

„Ist zu viel — hab' schlechten Weg, reiß' mir an Zug und Zeuge mehr ein, gebe —"

„Spart Eure Worte," unterbrach ihn Cölestine. „Wenn Ihr nicht wollt, es muß nicht sein. Ist's gefällig?"

Sie ging nach der Thür und winkte den Andern, daß sie ihr folgen möchten.

„Aber Mamsell," sprach der Brauer, seine breite, dicke Hand abermals in das Getraide steckend und einige Körner zwischen den Zähnen zermalmend, „darf man denn hier zu Lande nicht handeln?"

„Nein," versetzte Cölestine, „wir sind keine Juden, und wer gute Waare feil bietet, der hält auf feste Preise. Das bringt Kredit und den kann Jedermann brauchen. Also Ihr zahlt, was

der Vater gefordert hat und zwar baar und in Silbergeld, oder der Waizen soll nicht auf Eure Malzböden."

„Mordelement," sagte der Brauer und schlug eine schallende Lache auf, „das ist die leibhaftige Tochter Ihres eigensinnigen Herrn Papa! Na, wollen uns nicht weiter zanken. Was mißt der Bettel *)?"

„Drittehalb Malter," erwiederte Cölestine. „Wenn Ihr's zufrieden seid, können wir sacken, aber zuvor müssen wir uns noch einigen wegen des Meßgeldes. Das ist mein Profit, Alterchen," setzte sie hinzu und klopfte dem Brauer vertraulich auf den breiten Rücken. „Seid nicht zach, ich verbrauch's nur zu milden Gaben und mit dem Maaße sollt Ihr auch zufrieden sein. Wir lassen's ein Bischen fallen, ja, Alterchen?"

Der Brauer schmunzelte und griff Cölestine so galant, als es seine grobkörnige Natur zuließ, an's Kinn. „Muß doch wohl einen Pflock zurückstecken, mein hübsches Blauguckel. Lassen S' nur

---

*) Die Kleinigkeit.

die Viertel bringen, Peter wird gleich mit den Säcken kommen."

So sprechend schritt er langsam, gemächlich über den Boden, öffnete ein Fenster und rief seine Befehle in den Hof hinunter. Währendem wendete sich Cölestine schelmisch lächelnd zu ihrem Bruder und blinkte ihm mit den Augen. „So macht man sich Schwänzelpfennige. Das ist erlaubt, weils offen und ehrlich geschieht, und Du wirst 'mal sehen, wie sich der Vater drüber freut! Ja, ja Bruder, wir Mädchen sparen und sammeln, wo ihr Männer verthut. Das Wirthschaften verstehen wir doch nur allein."

Nun ward tüchtig eingeschaufelt, wobei auch Theobald herzhaft zugriff. Gotthold hielt auf und der breitschultrige Brauer schüttete ein, das Abstreichen aber ließ sich Cölestine nicht nehmen, obwohl der Brauer sich mehrmals auch dazu erbot. „Nein, durchaus nicht," sagte sie. „Es ist das einmal mein Amt, wenn der Vater nicht da ist, und viel Hände bringen ein Ding bald zu Ende!"

Nachdem nun das Getraide eingesackt war, begleitete der Brauer die Geschwister in das Wohnzimmer. Hier erst nahm er Pelz- und Nachtmütze



ab, schob einen Schemel an den Tisch und warf, nachdem er sich bequem niedergesetzt hatte, eine schwere Geldkatze darauf. Cölestine holte während des Aufzählens einen großen Becher Branntwein, denn sie wußte schon, daß der Brauer nichts lieber trank, und eine tüchtige Brotschnitte mit Schinken. „Wohl bekomm's," sagte sie, den gefüllten Becher mit den Lippen berührend. Der Brauer dankte, stürzte das scharfe Getränk auf einen Zug aus und that allemal, wenn er fünf Thaler in Zwanzigkreuzern aufgezählt hatte, einen tüchtigen Biß in die Brodschnitte. Endlich war er fertig, er zählte nach und sagte dann, mit der flachen Hand klatschend auf den Tisch schlagend: „So wird's treffen!"

Theobald wollte beim Ueberzählen helfen, Cölestine aber drängte ihn mit sanfter Gewalt zurück, indem sie sagte: „Laß mich nur allein machen! Ich bin einmal des Vaters Geschäftsführer!" Und in der That konnte sich der Gutsbesitzer keinen bessern wünschen. Cölestine war so genau, daß sie dem brummenden Brauer verschiedene durchlöcherte Geldstücke als nicht voll auswarf. „Brummt nicht," sprach sie, „es geht einmal nicht anders. Bei dem Agio, das jetzt in Handel und Wandel gilt, muß

der Verkäufer auch genau sein. Ich mag Niemand bevortheilen, aber halb Part ist ein gutes Sprichwort, wie wir zu sagen pflegen."

Auf diese Weise vermochte das eigenthümliche Mädchen den Brauer zur Aufzählung untadeliger Geldstücke und erhielt ihn doch bei so guter Laune, daß er zuletzt freiwillig dem ausbedungenen Meßgelde noch einen Zwanziger zulegte. —

Sie hatte recht prophezeiht. Als Herr Knickeberg gegen Abend von seiner Gesundheitswanderung zurückkam, lachte er herzlich über ihre Einfälle, bezeigte sich überdies sehr zufrieden mit dem gemachten Handel und meldete seiner Frau für den nächsten Sonntag nach der Nachmittagskirche alle drei Pastoren als Gäste an. „Kümmere Dich in Zeiten," schloß er seine Rede, „um ein gutes und nahrhaftes Abendessen. Zwar mag ich kein Kalb schlachten, wie der fröhliche Hausvater in der Bibel, als sein verlorener Sohn heimkehrte, aber gut essen will ich. Die Herren Pastoren sollen nicht blos staunen über ihren ehemaligen blauen Jungen, sie sollen auch materiell einen Trost für ihren Magen finden. Weiß ich doch, daß dergleichen auch die Geistlichkeit nicht mit dem Rücken ansieht."

„Da seh' ich keine Rettung," sprach Adelheid halb für sich, „ich muß grade den letzten Truthahn schlachten."

„Schlachte noch eine Ente dazu, ja meinetwegen zwei," fiel Knickeberg etwas heftig ein, „nur mach's ordentlich und appetitlich, und richt's so ein, daß mich's kein Geld kostet. Ich habe keinen Groschen im Hause!" Damit nahm er das Geld für den Waizen aus Cölestinens Händen und ging fort. Theobald sah die Schwester erstaunt an, diese aber lächelte gar schlau, indem sie gutmüthig sagte: „Ja, mein herzlieber Bruder, darin ist Vater manchmal groß! Er meint's aber nicht so schlimm."

Fünfzehntes Kapitel.

Alexanders kräftige Natur überwältigte den heftigen Krankheitsanfall über Erwarten schnell. Schon in den nächsten Tagen konnte er das Lager verlassen, doch weigerte er sich standhaft, der Beisetzung der Gebeine seines Vaters beizuwohnen. Diese erfolgte in frühster Morgenstille auf dem hohen Friedhofe dicht neben den Gräbern derer, die er im Leben durch verstellte Freundschaft so arg getäuscht und in's Unglück gestürzt hatte. Außer der Familie Knickeberg, dem Tyroler und Stephan war Niemand zugegen, als Pastor Pfnorr, der bei dieser Gelegenheit ein passendes und ergreifendes Gebet mit Würde sprach.

Sonntags ließ der angekündigte Besuch nicht auf sich warten und Theobald glaubte ein Mährchen seiner frühesten Jugend wieder lebendig werden zu sehen, als er die drei Pastoren, alle wie sonst, nur gealterter, weniger lebhaft, aber gutmüthiger, um den großen Tisch sitzen und ihre Friedenspfeifen rauchen sah. Frau Adelheid und Cölestine waren so beschäftigt, daß sie nur selten auf Augenblicke bei der Gesellschaft blieben. In der Küche prasselte das Feuer auf dem Heerde und im Bratofen, und ein sehr anmuthiger Duft durchwürzte das ganze Haus. Joseph war geschäftiger denn je. Er hielt sich zu den wirthschaftenden Frauen, da er mit Gelehrsamkeit wenig zu schaffen hatte. Alexander sah noch sehr leidend aus und verhielt sich meist ruhig. Elise, die neben ihm saß und ihm jeden Wunsch an den Augen abzusehen schien, flüsterte viel mit ihm, lauschte aber auch manchmal schalkhaft auf die Gespräche „der Großen!“ Gotthold und Pauline nahmen ebenfalls mehr zuhörend als mitsprechend an der Gesellschaft Theil.

„So ist's,“ sagte Knickeberg, seine holländische Pfeife am Wachsstock, der in glänzend gescheuerter Messingbüchse brennend auf dem Tische stand, an-

zündend „was ein Häkchen werden will, krümmt sich bei Zeiten, und wer in der Jugend den Engeln die Zehen abbeißt, der wagt sich als Mann an des Herrgotts selbsteigene Alongenperücke. 's ist nicht anders! Seh'n Sie's wohl den Kerl an, daß er 'mal vor so und so viel Jahren ein auserlesener Erzesel war, für den Biliam selber wer weiß wie viel Geld gegeben hätte, weil er doch gleich wie ein Mensch sprach?"

„Sie haben Recht, hm!" sagte Pfnorr. „Aber klären Sie mich doch auf, junger Freund: wenn ist's über Sie gekommen, wie der Fittig des heiligen Geistes? Meinen Sie nicht auch, meine lieben Amtsbrüder, daß solch geistiges Erwachen sehr bemerkenswerth ist?"

„Wunderlich bleibt's, so wahr mir Gott helfe!" brauste Magister Zunder auf.

„Mir wär's am liebsten, es gäbe ein Kennzeichen schlummernder Geisteskräfte am äußern Menschen," bemerkte Windrich. „Vielleicht ließe sich dann aus manchem unserer vernagelten Dorflümmel ein Merkurius schnitzen! Sie kennen das classische Wort, Herr Amtsbruder?"

„Non ex omni ligno fit Mercurius!“ citirte Pfnorr. „Ja, ja! Ein schöner Spruch. Erinneren mich noch von der Schulzeit her.“

„Können Sie's auch in modernes Deutsch übersetzen?“ fragte Theobald.

„Modern!“ fiel Pfnorr ein. „Das ist wieder so ein Ausdruck aus der Zeit post Julitagen. Als wir jung waren, kannten wir das Wort nicht.“

Es klingt und klappert,“ meinte Zunder, „und das thut die gegenwärtige Zeit auch. Sie ist nicht blos eine Geld=, sondern auch eine Wortbüchse.“

„Haben Recht! Haben Recht!“ sagte Pfnorr, „doch, lieber junger Freund, was nennen Sie eine moderne Uebersetzung?“

„Etwa so als Fibelvers: Mercur der Götterbote heißt, gefopptes Murmelthier auch beißt. Es läßt sich auch noch deutlicher fassen.“

„Bleib mir mit Deinen Reimereien vom Leibe,“ unterbrach ihn Vater Knickeberg. „Wir sind hier nicht zusammen gekommen, um gelehrte Untersuchungen vorzunehmen, sondern blos der Unterhaltung wegen. Dennoch, wer was weiß, der halte nicht hinter'm Berge.“

„Mein Werthester," entgegnete Windrich, „Ihr Wort in Ehren, aber ad vocem Unterhaltung, so ist's wohl die natürlichste, wenn wir uns über die Singularität eines Menschen unterhalten. Ja, es ist dieses sogar unsere Pflicht, und zwar derowegen, weil wir einen Menschen mit Kopf ehedem für einen Menschen ohne Kopf gehalten haben."

„Ne, seh'n S' emal! Was Sie sagen! Aber 's is wahr, wahrhaftig wahr und natürlich dazu!" sagte Pfnorr. „Cölestinchen, wollen Sie mir mein Täßchen noch einmal füllen? Sie wissen schon — halb Milch, halb Kaffee."

„Und drei Stückchen Zucker? Sie sollen zufrieden sein, nur machen Sie mir den Bruder nicht schlecht. Der hat hohe Beschützer, mich und eine Baronesse."

Pfnorr schob den Stuhl einen halben Schritt zurück, daß er mit ausgespreizten Beinen, die sich in dicke Pelzstiefeln verloren, weit ab vom Tische saß. Er ließ den Tabaksrauch aus dem offen stehenden Munde qualmen und mit narkotischem Reiz seine Nase kitzeln, bis er laut niesen mußte. Dann fuhr er sich an sein Mützchen und schob es hastig

von einer Seite auf die andere: „Baronesse? Ne! Ist's möglich! Herr Amtsbruder, eine Baronesse!"

„Als Candidat habe ich einer geborenen und vermählten Baronesse einmal die Hand geküßt," sagte Windrich. „Sie stand aber nicht mehr in der ersten Jugendblüthe."

„Kenne das, kenne das!" fiel Magister Zunder ein. „War eine von den überreifen Pomeranzen. Ja, ja, die haben's gern, wenn Ihnen ein junger Kerl die Hand küßt."

„Wahrhaftig, mein Werthester," fuhr Pfnorr fort, „ich kann nicht drüber! Eine Baronesse! Wie sind Sie zu einer Baronesse gekommen? Das lassen Sie 'mal hören. Bin außerordentlich begierig."

„Vermuthlich, wie zu jedem andern Menschen, auf seinen eigenen zwei Füßen," bemerkte Knickeberg, der gern einen schlechten Witz machte, wenn der Pastor in Extase gerieth. Theobald lächelte und Elise, die sich sonst nicht viel mit ihrem ehemaligen Anbeter zu schaffen machte, gab ihm jetzt doch auch einen Wink.

„Daran war wieder der Merkur schuld," sagte Theobald. „Sie wissen, daß Vornehme und

Adlige Kunst und Wissenschaft lieben, mehr als die Demokraten, die von beiden wenig halten, wenn sie nicht etwa politisch, d. h. unkünstlerisch auftreten. In dieser Beziehung, wollen Sie bemerken, da gehöre ich durchaus nicht zu den Modernen. Ich will die Kunst als Kunst, die Poesie als Poesie, die Wissenschaft als Wissenschaft lieben und verehren und angebaut haben, sie nicht zu irgend einem Last- und Frohndiener herabwürdigen. Ein solcher aber wird sie, mag man ihr nun die dreifarbige französische, oder die ganz farblose deutsche Freiheitsfahne in die Hand drücken. Weil ich nun eben ein reiner Verehrer der Kunst war und noch bin, und kein abgesagter Feind der politisirenden Poesie, so gewann ich die Freundschaft einer jungen und wenigstens in meinen Augen schönen Baronesse und wir lebten seitdem wie Geschwister."

„Sollte man's denken! Wer Glück hat, führt die Braut heim — meinen Sie nicht auch, Herr Amtsbruder?"

Windrich, an den diese Frage gerichtet war, beantwortete sie durch ein wohlgefälliges Kopfnicken. Cölestine flüsterte Pfnorr einige Worte in's Ohr. Der Pastor fuhr mit dem Stuhle noch erstaunter

zurück, als das erste Mal. „Er lie — liebt eine Ba — Baronesse?“ stotterte er und seine kleinen Augen schienen aus dem Kopfe auf das lächelnde Mädchen springen zu wollen. „Ach Schelmenauge, Sie wollen mir nur was aufbinden.“

„Und sie liebt ihn ebenfalls und wird ihn gewiß heirathen, wenn der Bruder einwilligt,“ fügte Cölestine hinzu und brachte den überraschten Pfarrer vollends ganz aus der Fassung.

„Nun sage einer noch, daß keine Wunder mehr geschehen!“ sprach Pfnorr nach einer Pause, bedenklich den Kopf schüttelnd. „Ein junger Mensch ohne Mittel, blos weil er ein Freund der Kunst ist und einen sonderbaren Geist hat, kriegt eine Baronesse zur Frau. Ist so 'was noch vorgekommen in der Welt!“

„Wenn Sie wollen, Herr Pastor, noch Schlimmeres,“ bemerkte Knickeberg. „Napoleon war eines Advocaten Sohn und ward Kaiser, warum soll da mein Junge nicht eine adlige Frau heirathen! Blut ist Blut und Fleisch ist Fleisch.“

„Ja ganz schön, fiel Windrich ein, „aber wie ist mir denn? Können Sie denn auch Ihren Herrn Sohn vorher zum Baron machen!“

„Das käme mir grade Recht," versetzte Knickeberg. „Ich wollte ihn bebaronen! Nichts da! Will die hochadlige Dame meinen Jungen mit aller Gewalt zum Manne haben, sei's; seht zu, wie Ihr mit einander fahrt! Aber bürgerlich muß sie werden, das ist mein Grundsatz, von dem ich nicht weiche. Hol' mich der Fuchs!"

„Parbleu!" fiel eine wohlbekannte Stimme ein. „Da sitzt ja schon der ganze hohe Rath beisammen." Es war Meister Dürrbein, der rüstig wie sonst, in's Zimmer humpelte. „Vielwerther Herr Knickeberg," sprach er zu dem Gutsbesitzer, „ist nicht Recht, daß Sie mich die Rückkunft von dero Herrn Sohne verschwiegen haben — Hm! — wahrhaftig nicht Recht! Bin ein ehrlicher Kerl, straf' mir Gott, ob ich auch blos die Scheere im Wappen führe! Ah! Sapperlot! — Ist's denn wahr? Sind Sie's denn? Sie selber? Aufgeschaut! Brust heraus! Kopf in die Höh! — Ja, ja, 's ist, straf' mir Gott, ein ganz proprer Mensch geworden!"

Nach diesen in Dürrbeins eigenthümlicher Art beseitigten Begrüßungen, wendete sich das Gespräch auf die Tagesbegebenheiten. Daß hierbei die jüng=

sten Ereignisse nicht übergangen werden konnten, war natürlich. Der Schneidermeister, in seinem hohen Alter noch immer neugierig, wie in seiner jugendlichsten Glanzperiode, hatte alle Taschen voll Neuigkeiten; doch waren sie alle von der Art, daß sie die Zuhörer angenehm berührten.

„Ist ein schlimmes Dinges, wenn das Volk aufsteht," sprach er, „und sollt's eigentlich gar nicht vorkommen. Geschieht's aber dennoch, so thut die Regierung klug, wenn sie sich ein Bissel blind stellt. Ist nur Revanche, denn wenn das Volk immer sehen wollte, was die Obern für Zeug angeben, würde 's wahrhaftig vor lauter Gesichterschneiden den Starrkrampf kriegen!"

„Wissen Sie, ob man die Eingezogenen wieder auf freien Fuß setzen wird?" fragte Alexander.

„Ist schon geschehen," erwiederte Dürrbein. „Der Jordan und all' die andern handfesten Kerle dürfen von Morgen an wieder ihrem Geschäft nachgehen, ohne daß sie eine Menschenseele daran hindern darf. Gute Regierung das; wird ihr wohl bekommen, parbleu!"

Bei diesen Worten fiel Joseph dem Alten jodelnd um den Hals. „Gott's Lohn," rief der

Tyroler, „Du mußt mei Brüderle sein, wie der jüngste Bub! Hätten Sie dem Jordan an den Hals 'konnt, hätt' i mi mit strangulirt, bei den frommen Augen der heiligen Mutter Gottes!"

Dürrbein schüttelte schlenkernd seinen grauen Kopf. „Junger Kerl, sagte er dann ernsthaft, „Du kommst mich vor, wie ein unreifer Gesell, der den Schnabel auf dem rechten, die Geschicklichkeit aber auf dem unrechten Flecke hat. Laß Dich rathen. Willst Du 'mal ein reelles Glück machen bei die jungen Mädels, etwa, wie es deren hier auf dem Gute verschiedene wohl gewachsene und prächtig gehaltene Exemplare geben thut, so nimm's Maul nicht so voll mit überkräftigen Redensarten und Schwüren. 's Weibsvolk ist wunderlich in dem Punct, sag' ich Dich. Ich hab's erfahren meiner Zeit und bin manch liebes Mal ganz verteufelt angeflogen. Närrisches Volk, die Mädels, aber doch hübsche Dinger, wie?"

Er lachte breit über sein langes, schmales Gesicht, Joseph jodelte, schwenkte den Hut, ergriff Cölestine und tanzte trotz ihres Widerstrebens um den Tisch, nur, als er ihr auch einen Kuß rauben wollte, entschlüpfte sie ihm.

„Sagen Sie mich doch, sehr liebwerther Herr Knickeberg," fuhr Dürrbein fort, „woher Sie im tiefen Winter die herrlichen Mädelblumen in's Haus geflogen sind? Es heißt freilich: wo Tauben sind, fliegen Tauben zu, aber bei Sie gibt's doch blos ein Täubchen und noch dazu ein recht stilles. Fehlt dem Mädel was? Wie?"

Knickeberg suchte die Neugier des alten Mannes zu befriedigen. Indeß waren die Pastoren mit Theobald in ein lebhaftes Gespräch gerathen, an dem bald auch die Uebrigen theilnahmen. Es handelte sich nämlich um den religiösen und kirchlichen Zustand der großen Städte im Allgemeinen, wobei sich denn Theobald angelegen sein ließ, die sehr irrigen Meinungen der drei Landgeistlichen durch unwiderlegliche Beispiele zu berichtigen. Die geistlichen Herren waren ihm dafür nicht allein sehr dankbar, sie schlossen ihn sogar gewissermaßen mit Hochachtung in ihr Herz. Denn Theobald sprach keineswegs so wegwerfend von Religion, wie es in vielen Kreisen und namentlich unter dem Theile der Jugend Sitte ist, die sich der einen und untheilbaren Republik des weiland Robespierre zuneigt. Sie erkannten, daß bei all seinen sonstigen moder-

nen oder, wie sie sich lieber ausdrückten, „neumodischen“ Ideen die gute, alte christliche Basis noch immer dieselbe geblieben sei. Besonders hatte es ihren ganzen Beifall, daß er vorzüglich religiös gesinnten Frauen den Vorzug vor andern, auch den höchst gebildeten, ertheilte, nur seine Hinneigung zum Katholicismus, die Magister Zunder aus seinen Worten herauslesen wollte, hätte den günstigen Eindruck beinahe wieder verwischt. Darin aber stimmten alle drei Pastoren überein, daß ihr ehemaliger Zögling sich wunderbar entwickelt habe, was der Eine der besondern Gnade Gottes, der Andere der Methode zuschrieb, die man von Jugend auf bei ihm in Anwendung gebracht hatte, der Dritte endlich auf Rechnung der Nothschule setzte, die unser Freund in allen Graden hatte durchlaufen müssen. Die lieben Amtsbrüder wurden bei dieser Debatte so heftig, daß Zunder's stets fuchtelnder Stock die Arme und den Rücken Windrich's und Pfnorr's bedrohte, und obgleich der Letztere den leicht reizbaren Magister durch seine consequent fortgesetzte Antwort „Ja, ja, Sie haben Recht!“ wieder zu beruhigen suchte, konnte der entstandene Zwist doch erst

durch die inzwischen erfolgende Einladung zum Abendessen gänzlich geschlichtet werden.

Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen und gut essen. Diesem ächten deutschen Sprichwort machten Knickeberg's Gäste alle Ehre. Ebenso erhielt die Kochkunst der Hausfrau wohlverdiente Lobsprüche. Der Gutsbesitzer hatte es auch an Wein nicht fehlen lassen. Die Gläser wurden oft gefüllt und geleert, und beim Nachtisch, als Jedermann in einer rosigen Laune war, ergriff Vater Knickeberg sein Glas und zeigte den Versammelten an, daß er hiermit Alexander und Elise feierlichst mit einander verlobt wissen wolle!

Nun ward der Jubel lauter und allgemein. Die Pastoren zogen den gemüthlichen alten Adam an und tranken sich ein munteres Haarbeutelchen, Dürrbein sang Wanderlieder aus der guten alten Zeit, declamirte, gab Scenen aus Abällino, seinem Lieblingsstück, und wußte diesen großen Banditen mit einer Naturwahrheit darzustellen, die auch Theobald in seine lustigste Laune versetzte.

Nur Cölestine wollte an der allgemeinen Fröhlichkeit keinen Theil haben. Sie ward stiller und stiller, obwohl sie Jedermann freundlich-geschäftig

zur Hand war. Sie lächelte, aber Thränen hingen an ihren Wimpern, und um den Mund zuckte fortwährend jener bittere Schmerzenszug, der sich so tief in Herz und Mark des braven Mädchens eingegraben hatte. Theobald entging diese trübe Stimmung der Schwester nicht, doch wollte er dem still verhaltenen Kummer durch nutzlose Fragen keine Bahn brechen. Joseph aber, der schon längst etwas auf dem Herzen zu haben schien, hielt jetzt nicht mehr an sich. Ohne lange Vorbereitung trat er keck auf Cölestine zu, faßte sie um den Leib und sagte in seiner gutmüthigen treuherzigen Weise: „Madli, i bin Dir gut, i will Dei bravster Mann sein, wenn Du mi nehme magst, beim letzte Todtesseufzer meiner Mutter — Gott laß sie sanftiglich ruhen! Sprich, Cölestine, willst Du mei Frau werde?"

Cölestine sah Joseph eine lange Weile freundlich dankend an, dann schüttelte sie sanft den Kopf: „Guter Joseph," sprach sie mit Mühe, „ich würde Dich nicht glücklich machen. Bin ich Dir auch recht von Herzen gut, so könnte ich Dich doch nicht so lieben, wie ich muß, wenn ich mir selbst genug thun will. Sei nicht böse, Joseph! Suche Dir ein munteres, junges Mädchen aus, wie es für Dich

paßt. Ich bin zu ernst, zu trüb, zu ungeschickt und nicht hübsch genug für Dich. Einst liebte ich," fügte sie leiser und mit von Thränen gedämpfter Stimme hinzu, „und in dieser Liebe ist mein Herz so kalt geworden, daß es wohl nie mehr an der Brust eines Mannes sich möchte erwärmen können! Sei glücklich, Joseph, und vergiß nie die von allem Glück über die Achsel angesehene Cölestine!"

Die letzten Worte verstanden nur Joseph und Theobald, die Uebrigen waren so in ihre eigene Heiterkeit vertieft, daß sie für die trübe Seelenstimmung einer Einzigen weder Sinn noch Auge hatten.

„B'hüt' Di Gott!" sprach Joseph gerührt. Jetzt geh i wieder zurück in mei G'birg, und schieß Gemsen!"

Cölestine hatte das Zimmer verlassen, Theobald schlich ihr mit der Mutter nach. Im finstern Hausflur war sie ohnmächtig niedergesunken. Mutter und Sohn verstanden sich. Sie drückten sich schweigend die Hände und trugen die tief Gebeugte geräuschlos in ihre Kammer. Die Gesellschaft blieb noch lange Zeit heiter beisammen. Man vermißte die Fehlende nicht, denn die Freude ist egoistisch und

kümmert sich immer nur um sich allein. Blos der Vater fragte einmal nach Cölestine. Erst spät trennte man sich. Die Pastoren hörte man noch unter den Schellen des fortgleitenden Schlittens munter lachen und scherzen.

Sechzehntes Kapitel.

Ein warmer Gewitterregen hatte die Landschaft erquickt, würziger Duft stieg auf aus Baum und Strauch und die helle Frühlingssonne funkelte auf den frischgrünen Blättern, die im Luftzuge zitterten. Die Lerchen wirbelten, der Kuckuk rief aus den Büschen, das komische Volk der Bachstelzen hüpfte unter monotonem Gepfeif an den Gräben und Erdwällen herum. Es war ein Tag wie sie nicht oft erscheinen, an denen die Menschen gern an Gott glauben, wenn sie auch sonst nicht oft an ihn denken. Nirgends aber war vielleicht mehr stille Herzensfreudigkeit mit tiefem Ernst gemischt, als auf Knickeberg's Gute.

Hier hatte sich seit vier Wochen unendlich viel geändert. Kaum war der letzte Schnee in dem warmen Südwinde geschmolzen, als eines Tages gegen Mittag ein eleganter Reisewagen vor dem Hofthore hielt. Die ganze Familie eilte mit einiger Hast dem Besuche entgegen, selbst Knickeberg nahm sich nicht Zeit, den gewöhnlichen grauen grobtuchenen Hausrock, dem verschiedene Spuren häuslicher Beschäftigung anklebten, mit einem bessern zu vertauschen. Er kam aber doch zu spät, um den längst erwarteten Besuch aus dem Wagen zu helfen. Aurora stand an Theobald's Seite schon mitten unter den Seinigen, die bei aller Herzlichkeit doch eine gewisse Befangenheit nicht ganz bemeistern konnten. Aurora schien jünger geworden zu sein, seitdem sie Theobald nicht mehr gesehen. Sie ließ mit Zufriedenheit ihr großes heiteres Auge von Einem zum Andern gleiten und drückte dabei unserm Freunde wie zum Dank die Hand.

Seitdem waren vier Wochen vergangen, der Mai war gekommen, die milde Luft weckte neues Leben überall. Knickeberg's Haus umleuchtete ein festlicher Glanz. Die Thüren waren mit blühenden Kränzen und Guirlanden geschmückt und im Wohn-

zimmer lief rings an den Wänden eine einfache, aber geschmackvolle Tafel. Durch die gereinigte Luft klang der harmonische Ruf der Glocken von der hoch gelegenen Kirche.

In einer kleinen, dunklen Kammer standen zwei Mädchen am Fenster und hielten sich fest umschlungen. Eins derselben war festlich geschmückt, ein blühender Myrthenkranz schlang sich lieblich durch das schöne Haar, die andere trug nur eine blaßrothe Rose in den Flechten, ein einfaches Kleid von weißem Mousselin umwallte sie. Beide weinten heftig und lange. Endlich drückten sie noch einen Kuß auf ihre zitternden Lippen und richteten sich auf. Es war Elise und Cölestine, Elise bräutlich geschmückt, Cölestine nur wie zu einem gewöhnlichen Kirchgange angekleidet.

„Und nun vergib mir meine Schwachheit, gute Schwester," sprach Cölestine. „Du weißt jetzt, wie ich ihn geliebt habe, wie ich ihn noch liebe. Er weiß es nicht, er soll es nie erfahren! Das versprich mir. Seine Ruhe soll nicht gestört werden, es ist ja genug, daß ein Herz nicht glücklich ist. Du kennst den Schmerz auch, liebe Elise, Du hast entsagt, hast gelitten, nur bist Du glücklicher als

ich, weil Dein Blut leichter fließt, Dein Sinn froher, Deine ganze Natur elastischer ist. Ich kann nicht so, wie ich will, ich muß hier — sie drückte beide Hände fest an ihre Brust — hier ganz still mein Unglück durchkämpfen! Noch eins, Elise! Den Kranz, der heut Dein schönes Haar noch mehr verschönert, den bewahre sorgfältig auf, so lange Du lebst! Ich habe ihn gesegnet und geweiht mit meinen Thränen. Darum bat ich, daß Du mich ihn winden ließest, denn ich glaube, ein so inniges Gebet, ein so gerührter Glückwunsch, wie ich ihn darüber gesprochen habe, muß mehr wirken, als die Weihe des Priesters. Also, meine gute Schwester, nimm ihn hin den Mann, der in meinem Herzen leben wird, so lange ich athme, und zürne mir nicht, daß es noch ein Wesen gibt, welches mit Dir seine Liebe begehrt. Es ist ein reiner, tugendhafter Wunsch, es ist für mich das Brod des Lebens. Entziehe mir es nicht, damit die Last der Welt mich nicht zerschmettert! Und nun, Du glückliche Braut, nun ziehe in Frieden! Die Glocken läuten schon, man wird auf uns warten."

Arm in Arm gingen die beiden Mädchen nach dem Familienzimmer. Hier trafen sie unter nur

wenigen Freunden Aurora an Theobalds Hand. Alexander der dabei stand, ging seiner Braut mit glücklichem Lächeln entgegen. Vater Knickeberg, der sich heut in großen Staat geworfen hatte, drängte zum Aufbruch.

„Macht, macht, daß Ihr in die Chaisen kommt!“ sagte er. „Der Lautemann drüben zerrt schon eine Viertelstunde an den Glocken, und wenn Ihr noch lange trödelt, müßt Ihr's doppelt bezahlen. An solchen absonderlichen Festtagen will solch Volk immer doppelt und dreifach seine Pfeife schneiden.“

Aurora's Gesicht überflog ein sanftes Lächeln. Sie blickte Theobald an, der ihr den Arm reichte und sie nach dem Wagen geleitete. Alexander und Elise folgten, ihnen schlossen sich die Mutter, Cölestine, Gotthold und Pauline und einige Freunde an, unter denen auch die Pastoren Zunder und Windrich, Beide in ihren stattlichsten Priesterröcken. Ganz zuletzt kam Joseph, der heut ungewöhnlich ernst war, und ihm zur Seite der lahme Dürrbein, hinsichtlich seiner unverwüstlich frohen Laune das offene Widerspiel des Tyrolers.

Im Hofe standen drei Wagen, von denen aber blos der erste, das Eigenthum Aurora's, diesem Jahrhundert angehörte.

„Ich kann Euch nicht helfen," sagte Knickeberg mit einem Anflug schadenfrohen Lächelns, „Ihr müßt Euch in die alten Kasten einschachteln, so gut 's gehen mag. Es sind freilich keine neumodischen Karreten, wie da der Baronesse ihre, die bald ausgebaroneßt haben wird, aber auf unsern schlägigen Wegen halten sie 'was ab. Das Deckelleder ist zwar etwas losgeleimt im Regen, indeß schad't das auch nichts. 's gibt mehr frische Luft, und es ist immer gut, mit frischem Winde in den Ehestandshafen hinein zu segeln. Fahr' zu, Kutscher, und ein bischen flüchtig, daß wir bei Zeiten wieder zurückkommen. Soll mich wundern, was der Herr Pastor, mein gelehrter Freund, vorbringen wird."

Die Peitschen knallten, die Wagen entführten die beiden Brautpaare nach der unweit gelegenen Kirche. Unsere Leser werden hoffentlich nichts dawider haben, wenn wir ihnen die Traurede Pastor Pfnorr's nicht mittheilen. Schon bekannt mit dem tiefen Geist dieses seltenen Mannes, können sie vor-

aussetzen, daß er nur Außerordentliches zu Wege brachte. Wir führen blos an, daß seine fast eine Seigerstunde dauernde Rede mit den Worten anhob: „Wenn wire bedenken, wie uns Gott geführet hat,“ rc. und daß der letzte Satz derselben genau mit den nämlichen Worten schloß. Alle horchten aufmerksam und waren sehr erbaut davon, am meisten jedoch der Redner selbst, der nach beendigter Einsegnung der beiden Brautpaare, sein würdiges Haupt auf die Brust neigte, die Hände faltete, mit den Daumen wirbelte und zu Knickeberg sagte:

„Seh'n S' emal, das ist doch sehr sonderbar! Eines Gutsbesitzers Sohn kriegt eine reiche Baronesse zur Frau, ohne daß diese verlangt, er solle sich vorher adeln lassen! Lieber Herr Knickeberg, es steh'n uns wunderbare Zeiten bevor, Gott Lob, daß ich bald am Ziele bin!“

Herr Knickeberg blieb dem sinnenden Pastor eine Antwort schuldig. Er küßte seine Schwiegertochter mit aufrichtiger Freude, indem er sagte: „Sie haben's so gewollt, wenn Sie nicht mit dem Trotzkopf auskommen, so ist's Ihre Schuld. Zu mir kommen Sie nicht klagen!“

Aurora antwortete nur durch ein feines Lächeln, ihr Blick aber, der von dem Vater auf den Sohn glitt, schien die Zweifel des Erstern nicht im geringsten zu theilen. Er sprach nur Liebe, innige Liebe und ein über allen Zwiespalt erhobenes, tiefstes Seelenverständniß aus.

Eben so beschreiben wir auch nicht die Hochzeitfeierlichkeiten in Knickebergs Behausung. Sie waren nach Aurora's ausdrücklichem Wunsche ganz einfach, was bei dem Gutsbesitzer einige Mühe gekostet hatte, der in solchen Dingen des Guten lieber zu viel als zu wenig that. Bevor wir aber unsere Freunde den Freuden und Leiden ihres neuen Lebens überlassen, müssen wir noch einmal und zwar am Abend nach der Hochzeit in Cölestinen's Tagebuch einen Blick werfen. Die ungekünstelten Aufzeichnungen dieses seltenen Mädchens werden die kleinen Lücken, die vielleicht das Auge manches Lesers in dem zuletzt Mitgetheilten entdecken könnte, am besten ausfüllen.

Aus Cölestine's Tagebuche.

Den 12. Februar. „Nun ist mir wieder leichter um's Herz! Als ob weiche Sommerlüfte durch meine Seele geweht, so haben mich die Erzählungen des guten Bruders berührt. Wer kann sagen, daß er nicht mehr gelitten hat, als ich? So eingebildet bin ich nicht, daß ich glauben möchte, mein Kummer sei der größte. O nein, der Kummer eines armen Mädchens, das fühl ich wohl, ist recht bitter, recht aufreibend, so recht langsam die Lebenskraft ausschlürfend, wie's die Katzen thun, wenn sie Milch kriegen, aber so groß und weit ist er nicht, wie der eines strebenden Mannes. Wo's liegt, wer kann mir's erklären? Aber ich fühl's und da fühl' ich mich wieder recht klein und eng. Mich friert ordentlich, wenn ich höre, was Andere denken, was die große Welt sich herausnimmt. Ach, und dann fürchte ich mich vor dem Bruder, so lieb ich ihn habe, denn auch auf seiner Stirn brennt die spitzige, giftige Feuerflamme weltlicher Erkenntniß und Klugheit! Ich sagte ihm wohl: Betet, damit Ihr nicht in Anfechtung fallet! aber da zitterte ihm die stolze Lippe, wie der purpurne Thron eines

Fürsten zittern mag, wenn das Volk ehrlich fragt: Lieber Herr, sage uns doch, welch Zeit es ist in Deinem Leben?“

Den 13. Februar. „Alexander ist recht krank. — — Ich mache mir bittere Vorwürfe meiner früheren, frevelhaften Wünsche wegen, die ich gehegt und geäußert in Beziehung auf Süßlich. Der Mann hat ein grauenvolles Ende gefunden — seien ihm all' seine Sünden vergeben! Gott selbst hat gerichtet, ehe denn er in die grausameren Hände der Menschen fiel. — Aber das Feuer war schrecklich! Fünf Meilen weit haben sie's gesehen, so schreiben die Zeitungen, und der Schaden ist über eine Million, und sechzehn Menschen sind dabei umgekommen und Alexander phantasirt! — Ach Gott, ich muß es vor Deinem Throne sagen, was ich denke, und wenn's unrecht ist, so verzeihe mir's, aber mir drückt's das Herz ab: ich wollte, ja wirklich, wirklich, ich wollte, Alexander stürbe, da kriegte sie ihn doch nicht! Ja, 's ist mein aufrichtiger Wunsch, Du gnädiger Gott, darauf kann ich's heilige Abendmahl nehmen! Und ich wäre gewiß ruhiger, wenn er stürbe. Da könnte ich um ihn wei-

nen und Niemand dürfte ein Wort drüber verlieren, und Kränze wänd' ich ihm alle Sonnabende, wenn ich fertig wäre in der Wirthschaft, und Sonntags früh, wenn sie zum ersten Mal läuteten oder auch noch eher besprengte ich sie mit frischem Quellwasser und trüge sie 'nüber auf sein Grab — Vergißmeinnicht, Veilchen und Rosen und auch Immergrün, und dem Stephan gäb' ich acht Groschen aus meiner Sparbüchse, daß er den Rasen recht oft begösse. Denn das schönste Grab müßt' es sein auf dem ganzen Kirchhofe! — Wenn er aber nicht stirbt? — — Nun da muß ich sagen, wie unser großer Erlöser: Dein Wille geschehe!"

Den 14. Februar. „Es ist mir nur lieb, daß die armen Menschen, die so viel Unheil angerichtet haben, nicht viel Strafe kriegen werden. Eigentlich kennt sie Niemand und dann hat das Feuer auch die Spuren der Verwüstung gänzlich vertilgt. Die Obrigkeit wird wohl einmal recht vernünftig blind thun, was nicht immer der Fall ist, wie wenigstens Vater behauptet. Na, wir wollen das beste hoffen! —

Nero hat die Staupe. Das arme Vieh muß recht ausstehen, und er kann doch nicht reden, wie

ein Mensch! Wenn er mich so anblickt, das arme Vieh, so ist's wie der Blick eines leidenden Unglücklichen. Theobald lachte mich aber aus, daß ich sagte, so ein Hundeblick wäre wie der Händedruck eines Menschen. Von Theobald war das nicht recht, aber er hat nur Gedanken für seine Aurora. Was das für eine Frau sein muß! Und sie will ihn ganz im Ernste heirathen, nicht nur so, wie's die hochgeborenen Fürsten machen, auf die linke Seite oder Hand. Das wäre mir auch eine artliche Heiratherei! Nein, entweder ganz ordentlich, wie's Recht und Sitte ist, oder gar nicht! So ein links getrauter Bruder dürfte mir nicht in's Haus — am Ende wiesen die Bauerweiber mit Fingern auf mich. —"

Den 15. Februar. „Blitz Element, die kann schreiben! Freilich, da ist's wohl erklärlich, daß sich Theobald verliebt hat. Sie schreibt so sauber und schön, ich meine die Gedanken, daß es aussieht, wie eine von der Sonne beschienene Landschaft. Bei mir läuft immer Alles durch einander, ohne Ordnung und Anhaltepunkt. Wenn ich aber so einen Brief lese, kommt mir's doch wieder vor, als spräche nicht das Herz, sondern als leuchte der

Verstand so kluge, klare Worte heraus. Ich habe keinen Ausdruck und doch wird's mir bange! Theobald ist aber ganz vernarrt, und schön muß sie sein, das ist wahr. Er hat mir gestern ihr Bildniß gezeigt, das sie ihn geschenkt. Da sieht sie grade aus, wie ich einmal eine lebendige Kaiserin abgebildet gesehen habe. —

Mit Alexander geht's besser. Er stirbt nicht. „Prost, wird Euch 'was husten, sagte der Vater. Der soll noch hundert Jahre leben und der erste Wirth im Lande werden." — Und jetzt schäme ich mich meines Wunsches — und bitte Gott deshalb um Verzeihung. Es war recht schlecht von mir, daß ich so denken konnte. Darum will ich von heut an mein Kreuz auf mich nehmen und es tragen und schleppen, bis ich in's kühle, stille Grab sinke. Dann sollen's sie's oben drauf pflanzen und drüber schreiben: Da liegt eine brave Kreuzträgerin."

Den 18. Februar. „Der Joseph bringt doch wieder Leben in unser Haus. Eine recht lustige Haut ist er und anstellig und zu nichts verdrossen. Den möcht' ich schon zum Manne haben, wenn nur der Alexander nicht wäre und ich ihn erst lieben könnte! Und gut ist er mir auch, das

hab' ich lange weg; aber es wird doch nichts! Mir ist jetzt Alles einerlei. — Theobald hat die Einwilligung von den Aeltern gekriegt zur Heirath, aber sonst nichts nicht, auch nicht eine hohle Nuß. Da bin ich nun doch neugierig, ob sie gleich anbeißen wird. Macht sie Spähne, so sollte mich der Bruder dauern, denn der sieht auch schon ganz elend aus, weil er seiner Liebsten nicht mehr in die Augen gucken kann! Die Mutter ist recht drüber erfreut, nur will ihr die Baronesse nicht in den Kopf. Sie denkt, daß sie gar nicht wird mit ihr reden können. Ei was, Mutter, sagt' ich da ganz kuraschös, da reden wir, wie uns der Schnabel gewachsen ist, und das wird schon gehen. Gefällt's ihr aber nicht, so ist's auch kein Beinbruch und die Hühner legen deshalb kein Ei weniger! Darauf mußte die Mutter lachen und sagte, ich hätte Recht, Theobald aber zerstach mir aus Aerger oder Zerstreuung das ganze Nähtischchen, weshalb ich ihn tüchtig 'runtergerissen habe. — So was Vornehmes hat er sich auch an seine kräftige Natur angeschnallt, daß es mich manchmal verdrießt, und ich muß mit dem Vater ausrufen: Hol's der Fuchs!"

Den 25. Februar. „Ich habe viel gelit-

ten in diesen Tagen, nicht nur für mich, sondern auch für Joseph. Wie ich wünsche, daß er ein liebes Mädchen finden möchte, das kann ich mit Worten nicht sagen! Sie wissen es nun Alle, wie es mit mir steht und was für einen Zährbrunnen ich im Herzen habe, außer Alexander. Der Vater redete mir sehr vernünftig zu, was er immer thut, denn er hat einen gar ungetrübten Blick für alle fertige und entschiedene Dinge, und auch die Mutter hat Recht, wiewohl wieder ganz anders. Am gescheidt'sten aber macht's doch der Bruder. Der red't gar nicht, der erzählt ganz unbefangene Geschichten und das sind immer solche, wo eine recht schöne Moral für mich drinne liegt, wenn gleich Magister Zunder letzthin eins von den Büchern, aus denen er sie nimmt, eine unmoralische Teufelsschwarte nannte. Jerum, da möchte ich nur wissen, wie dick und dumm die moralischen Schwarten sein müssen. Die kochen wohl im Leben nicht weich! Mag er reden, ich lasse mir den Bruder frischweg seine Geschichten erzählen. Das wird weder den Hals, noch gar den lieben Himmel kosten. Wozu wären sie denn sonst da? Albernes Zeug — solch mißgünstiges Gerede!"

Den 1. März. „Es ist abgemacht, Theobald bleibt bei uns, bis sie kommt — ich meine Aurora. Wir schreiben uns jetzt, weiß Gott, mit Herzbeben, wenigstens ich! Der Bruder will's einmal so haben, und da mag ich ihn nicht verdrießlich machen, denn das wird er leicht, der Dickkopf! In dem Punct grade wie Papa, jedes Fäserchen ein richtiger Knickeberg! — Erzählt hat er mir nun Alles, wie's zugegangen ist, sowohl mit seiner Verliebung in die Baronesse, als auch in seinem Leben. Er hat's recht sehr elend gehabt. Schon darum wünsch' ich ihm nunmehr ein doppeltes Glück. Was mich freut: er scheert sich nichts um das Volk mit den Geldsäcken, wenn sie nichts nebenbei in sich tragen, sei's nun ein Herz oder einen Geist. Letzthin sagte er: die Leute sind dumm, daß sie gegen die Fürsten und die Regierungen zu Felde ziehen und das Liberalismus nennen. Es ist keiner; der ächte Liberalismus würde sich in der Nichtachtung vor dem verdienstlosen Besitz, also in der Verachtung geistloser Reichen aussprechen. Leider aber sind wir bis dahin noch nicht fortgeschritten! Ich kenne Menschen, die Lieder auf die Revolution machen und componiren und doch vor dem dümm-

sten und brutalsten Kerl auf den Knieen rutschen, blos weil er reich ist! — Das ist häßlich von den Menschen, da stimm' ich dem Bruder bei, aber ich muß auch mit dem Vater sagen: Mach's anders, wenn Du kannst! Da wird er dann wilde und läuft fort."

Den 3. März. „Das ist recht! Da hat der verunglückte Süßlich einen Advocaten gehabt, eine rechte Latte zum Vorfeuer in der Hölle, wie's scheint, der ist jetzt auch in die Dinte gerathen, daß nur noch seine beiden Ohren herausgucken, wie die Löffel eines Hasen aus dem Krautfelde. Er muß Alles 'raus geben und Gotthold kriegt die ganzen Ländereien, und der hat wieder getheilt mit dem Bruder und Alexander, und mir hat er auch 'was geschenkt, der gute Junge, und das ist nun ganz prächtig und wir haben deswegen Stachelbeerwein getrunken! Darum schreib' ich auch so schändliche Krakelfüße, denn ich habe ordentlich einen kleinen Hieb. Aber 's ist hübsch! — In drei Wochen kommt auch Aurora. Wie mir die gefallen wird, darauf bin ich doch neugierig."

Den 12. März. „Ich komme in die schönste Unordnung mit den vielen Arbeiten. Die

Männer kümmern sich auch um nichts. Außer Joseph thut Keiner 'was. Das kommt vom Verliebtsein! Darum nennen's sie's auch irdische Seligkeit. In der überirdischen besteht, wie's heißt, der höchste Grad in einem ununterbrochenen Anschaun Gottes und hier auf Erden üben sich die Menschen darin, während sie verliebt sind! Ach, das mag Alles ganz schön und erquicklich sein, wer aber gern lieben möchte und doch nicht darf, für den wird solch ein Anschaun, auch wenn's nicht eben lange dauert, zur qualvollsten Höllenpein! — Was da für Nutzanwendungen draus folgen — hu, es könnte einem himmelseelenangst werden vor'm Sterben! Was thu' ich denn, wenn Gott nun zu mir spricht: geh', ich liebe Dich nicht? Da kann ich immer sitzen und ihn ansehen, und die Seligkeit wird eben so wenig in mich hinein fahren, wie hier die Liebe, und ich werde die Hölle in mir fühlen, wie auf Erden, und bin doch kein gottloses Kind gewesen! — Am Ende haben die Orthodoxen mit der Gnadenlehre doch recht! Da plage sich nun Einer um nichts und wieder nichts! — — Theobald hat mir heut Sachen vorgelesen, o, die haben mich erquickt bis tief, tief in's innerste Leben.

Das sind freilich Netze, in denen auch Baronessen hängen bleiben können."

Den 15. März. „Potz Blitz, ich wollte, der Lärm nähm' ein Ende. Elise und Theobald! Wie die sich je haben zusammen vertragen können, ist mir unbegreiflich. Da wär's ja leichter, den bissigen Nero und ein halb dutzend Katzen in Frieden zu erhalten. Kein Wort, das sie sich nicht aufstechen, keine Bemerkung, die sie nicht gegenseitig bestreiten! Immer haben sie etwas unter einander, und dabei bleibt der Bruder kalt, wie ein geschliffener Eiszapfen und die Elise sprüht, wie ein Spitzeneisen. Wenn das noch lange so fortgeht, muß ich den Vater zum Schiedsrichter ernennen."

Den 20. März. „Bravo! Gotthold ist ein braver Junge, ich hab' ihm einen Kuß gegeben. Er hat dem Bruder die Villa abgetreten mit allen Einkünften. Die sind zwar kein Ritterguth werth, aber die Villa selber wiegt eins auf. Und dann braucht er das auch nicht. Er hat jetzt Zeit zum Schaffen und zum Bilden, und das war ja sein Zweck von Jugend auf, noch eh' er's klar wußte, was er wollte. Gelt, Papa, das Leben in's Blaue hinein ist so gar nichtsnützig nicht? — Alexander

hat die Eisenwerke gekriegt und Gotthold übernimmt die Spinnfabrik. Und ich? Nun, ich kann, wenn ich will, bald den Bruder besuchen, bald da, bald dort sein, aber ich werde wohl meistens bei den Aeltern bleiben und fortschaffen, wie bisher. Das wird, denk' ich, für mich das Beste sein. Kommt dann der liebe Gott und ruft mich ab, nun, so folg' ich ihm willig, und schickt er mir auf andere Weise einen Boten seiner Liebe, so will ich thun, was ich kann. Andern Leuten zur Last fallen mag ich nicht, und wären's meine Geschwister. Das hab' ich auch dem Bruder gesagt und der begreift's ohne weitere Erklärung."

Den 29. März. „Sie ist da! Ach wie bin ich ihr entgegengeflogen in schwesterlicher Liebe! Und da stieg sie aus in ihrem feinen Seidengewande und reichte mir die schmale, feine Hand, als ob ich sie küssen sollte, und ihr großer Blick traf mich — eiskalt! Mir gefror das Blut in den Adern, ich konnte mich kaum aufrecht halten. Nachher, wie sie anfing zu sprechen, ward mir wieder leichter. Sie hat eine Stimme wie eine Nachtigall, so hell und tönend; noch nie im Leben hört' ich solch eine Menschenstimme. Es fallen mir da-

bei immer die Sirenen ein, von deren Gesange mir Theobald eine wunderbare Geschichte vorgelesen hat. Aurora ist gewiß ein Abkömmling der Sirenen, denn wer ihre Stimme hört, der ist bezaubert. Und dennoch wird mir's nicht wohl in ihrer Nähe; was es macht, weiß ich nicht. Alles ist so ruhig, so gemessen, so sanft abgerundet an ihr, daß es mir gar nicht natürlich vorkommt. Denn die Natur ist eckig. Ich sagte es Theobald, aber um Gott, das Gesicht vergess' ich nie, das er mir da zog! So müsse eine gebildete Frau sein, meinte er, alles Uebrige lasse sich anlernen, nur nicht dieses schöne Ebenmaß gefälliger Lebensformen. Ich glaube, das waren seine Worte. Was hab' ich nun darauf zu antworten? Nichts, gar nichts! Ich kenne nur des Vaters Hof, weiß, wenn eine Truthe brüten will und wenn es Zeit ist, zu buttern. Auch platten und in der Küche ein Stück Essen zuzubereiten verstehe ich, aber von dem feinen Städteleben hab' ich wenig begriffen. Theobald muß das besser wissen. Aber ich habe mir vorgenommen, auf Alles, was Aurora thut, still zu achten und wenn ich kann und es nicht gegen meine Natur ist, es nachzuahmen."

Den 8. April. „Die Unordnung wird immer ärger. Aurora hat eine neue Mode mitgebracht aus der Residenz, „„das verfluchte Nachtsitzen,““ wie der Vater gestern heimlich zu mir sagte; denn laut läßt er so 'was nicht werden vor den Ohren der jungen Wittwe. Es ist etwas in ihr, das allen Menschen Respect einflößt, nur ist's kein Respect aus Furcht und Zittern. Ihr Lächeln und Kopfbeugen kann einem beglücken, obwohl 's nur aussieht, wie Höflichkeit. Ein sonderbares Wesen! Abends nun, da wird sie eigentlich erst lebendig. Da setzt sie sich nach dem Abendessen an den Tisch und stichelt an einer saubern Arbeit herum, ohne daß just viel fertig wird; weit mehr spricht sie, mit Allen, so zu sagen, aber für den Bruder ist's eigentlich doch nur gemacht. Das ist auch eine von ihren unnachahmlichen Eigenschaften. An ihr erkennt man recht den himmelweiten Unterschied zwischen Aurora und Elise. Die spricht auch am liebsten nur zu Alexander, nur merkt's da Jeder und Alles Drehn und Wenden hilft zu nichts. Ich werde dann so gefesselt, daß ich mich scheue, etwas Anderes vorzunehmen, und so bleibe ich denn sitzen, bis sie den Stuhl rückt. — Noch besser gefällt mir

ihr Benehmen gegen Theobald. Wenn man wissen will, wie Liebe blickt, so darf man ihr nur in die prächtigen Augen sehen, und will man hören und lernen, wie sich Liebe vor den Augen Vieler dem Geliebten zu erkennen gibt, so gehe man abermals zu Aurora in die Schule! Ich kann's gar nicht sagen, wie abscheulich mir das Betragen aller Liebenden, die ich noch gesehen, vorgekommen ist. Davon hat Aurora keinen Zug. Sie und der Bruder haben sich noch nie in Anderer Beisein geküßt. — Das gefällt mir über alle Maßen. Götterspeise soll man nicht essen, wie tägliches Brod, und Liebe, Liebe ist ein Gottesdienst zweier Herzen, der ganz allein gefeiert werden muß. Die Welt nennt das gute Sitte, meinte letzthin Theobald, und mir kommt es vor, als habe er Recht."

Den 11. April. „Mit dem Vater verträgt sich Aurora über die Maßen gut, ganz anders als Elise, die sein Liebling ist. Aurora streicht gar nicht um ihn herum und erbettelt auch nichts, wie jene, behüte Gott! Sie wünscht, sie deutet an, und wenn sie gewünscht und angedeutet hat, so scheint's, als habe der Vater einen erquickenden Vogelgesang gehört, er nickt mit dem Kopfe und sagt: Liebe

Tochter, Ihr Wille soll geschehen! Du nennt er sie nicht, auch wir Andern wollen nicht dran, dazu haben wir Alle kein Herz. Nur die Mutter hat's versucht, doch kann sie sich mit der vornehmen Frau nicht recht behaben. Es gaukelt ihr die Baronesse immer vor den Augen herum.

Den 15. April. „Nein, was die vornehmen Leute faul sind, das ist wahrhaft eine Sünde! Heut den ganzen Tag hat Aurora egal gar nichts gethan, blos ein Bissel auf grauem Papier den alten verfallenen Schuppen hat sie abgezeichnet, oben drauf mit dem Gökelhahn, wie er kräht. Und darüber hat sie dann mit Theobald gelacht, als wär's 'was recht Apartes, und der hat's gelobt zu allen Pforten hinaus! Als wenn wir solch dummes Zeug nicht alle Stunden in der lieben Gottesnatur besser sehen könnten! — — Ich sagt's nachher dem Bruder, der aber lachte mir recht boshaft in's Gesicht und sagte: das verstehst Du nicht, das ist Kunst! — Aber das Faullenzen? antwortete ich, „hätte sie nicht wenigstens einen Strickstrumpf in die Hand nehmen können? Sie stiehlt ja dem lieben Gott die Tage ab! — „Gib Dich zufrieden," — sagte der Bruder, es sieht blos so aus. Sie ist

fleißiger gewesen, als ihr Alle! — Und da soll man still zusehen? — Ich klagt's dem Vater. „Baff," sprach der, „reiche Leute arbeiten innerlich, wie die Natur im Sommer. Die macht Dir auch ein Gewitter fertig, ehe Du drei zählen kannst." Ich kriegte es nicht weg, ob es der Vater ernsthaft meinte, oder ob er blos spaßte."

Den 25. April. „Gott Lob, daß dieses Schlaraffenleben ein Ende nimmt. Lange hielt' ich das nicht mehr aus, ohne verdrießlich zu werden. Nicht einmal Zeit zum Fegen, Kehren und Putzen will mehr werden, seit die kluge Baronesse das Haus regiert oder beherrscht. Ja, ja, sie herrscht, über Alles herrscht sie, was eine Spur von Verstand hat. Selbst Nero hat sich schon ganz an sie geschmiegt und den zähle ich mit unter die Halbverständigen. Ich glaube aber, er kriecht nur ihrer glatten und weichen Kleider wegen immer um sie herum, denn das hat er gern. Letzthin wollt' ich's ihr sagen, weil's grade keine Empfehlung für die Kleider ist, ich dachte aber: ach was da! Bringt sie mich um Nero's Liebe, kann er ihr auch die Kleider ruiniren. Sie hat Geld genug und außerdem noch so viele Himmelsgaben, daß man ihr

wirklich aus purer Christenliebe etwas Unglück wünschen muß. Schon wieder? Cölestine, Cölestine, es sieht noch finster aus in Deinem Herzen!"

Den 28. April. „Das Loos ist geworfen, am fünften Mai sollen die Doppelhochzeiten gefeiert werden. Wie schwer dies Wort, dieser Gedanke mir auf die Seele fällt! Das Haus wird ein anderes, das Leben ein ödes, einsames werden! Der Bruder geht in die Welt, weit, unendlich weit, Gott mag wissen, ob und wenn ich ihn wiedersehe! Und Alexander — wär's nur erst überstanden! Ich will auch recht arbeiten, so sehr arbeiten, daß ich beinahe krank werde, nur nicht ganz, denn sonst müßte ich so ununterbrochen darüber nachdenken."

Den 2. Mai. „Unter tausend Thränen hab' ich so eben den Brautkranz für Elise gewunden. Da liegt er vor mir mit den weißen Blüthen, wie Schneeflocken blinken sie aus den saftigen, dunkelgrünen Blättern. Mein Haar wird dieser Schmuck nie zieren, mein Herz wird bräutlich denken, bräutlich fühlen, vielleicht auch bräutlich erkalten. — Es ist mein Loos, einsam und unverstanden durch die Welt zu wandeln, möcht' ich's immer ohne Lieblosigkeit, ohne Groll können! — Die Männer! — — sie hassen mich nicht, ich weiß es, aber ich bin ihnen gleichgiltig und das ist viel, viel schlimmer! Warum? Was hab' ich ihnen gethan? Haben sie schon versucht zu lesen, was hier in dieser

Brust geschrieben steht? Wissen sie, wie ich die Liebe auffassen würde? Sie wissen es nicht! O nein! Aber ich weiß es, was sie abstößt! Es ist meine Gradheit, mein Mangel an lockendem Wesen, meine derbe, schlichte Einfachheit! Das ist's, ich weiß es wohl, und weil es mir die Natur versagt hat, äußerlich, durch Wort und Bewegung zu glänzen, darum mag Keiner etwas von mir wissen! Keiner? — Doch, doch! Joseph hat mir ja seine Hand angeboten. Der gute Joseph! Wenn nur Alexander weit, weit fortzöge und der liebe wunderliche Tyroler seinen Gurt und seine kurzen Hosen ablegen wollte! Er sieht doch gar so hereingeschneit aus in diese Welt! Und grade diese Tracht gefiel Auroren! Sie nannte sie plastisch!! Plastisch, plastisch! Was soll ich mir dabei denken? Fragen mag ich auch nicht, es ist aber gewiß wieder was recht Vornehmes, sie kommt nicht davon los, auch nicht, wenn sie blos schlechthin Madame heißen wird! Gute Nacht, Madame! Gott gebe mir eine sanfte Ruhe!"

Am 6. Mai. „Es ist überstanden — sie sind vermählt! Und ich konnte die Thränen zurückhalten und lächeln, ja ich konnte sogar heiter sein.

Dafür mein Herr und Gott, sagt Dir Dein armes Kind seinen allerschönsten Dank! — Ich will nicht mehr grollen und rechten mit dem Schicksal, ich will fromm und zufrieden sein, wie es den

ergebenen Christen ziemt. Mein Herz wird nicht schlummern, aber es wird träumen, süß und rührend träumen. Und ich will schaffen, so lange ich kann, für Alle, für Ferne und Nahe; vor Allen will ich die guten Aeltern pflegen, der Mutter die Sorgen um die Wirthschaft abnehmen, dem Vater die Falten auf der Stirn glätten, wenn die böse Stunde über ihn kommt und er brummt. Und wenn sie dann alle glücklich sind, so will und werde ich's mit sein. Hätten sie nur erst Kinder und recht viele, daß ich all meine Liebe unter sie theilen, sie alle drücken und küssen könnte nach Herzenslust! Das sollte eine Freude, das sollte ein Festtag sein über alle Festtage! — — Seit gestern hat Nero seine Schnauze wieder auf meinen Schooß gelegt. Er muß gemerkt haben, daß er bei Aurora überflüssig ist. Lieb ist mir's doch. — — Aurora sah heut aus, wie die Königin der Nacht in dem zarten Morgenkleide, das sie übergeworfen hatte. Theobald scheint grenzenlos glücklich zu sein. Der Herr sei mit ihnen auf allen ihren Wegen! — — —"

Siebzehntes Kapitel.

Einige Tage später stand ein hochbepackter Reisewagen im Hofe des Gutsbesitzers Knickeberg. Ein Knecht legte zwei muthige, wohlgenährte Braune vor, deren Riemenzeug ganz neu und äußerst elegant war. Auf der Decke des Wagens schnallte ein flinker Bedienter noch lederne Koffer fest, während im Innern der Kutsche ein junges Mädchen Schachteln und anderes Geräth unterzubringen suchte.

In einem einfachen, aber geschmackvollen Anzuge saß Aurora neben Cölestine am Nähtischchen. Die Letztere hatte rothgeweinte Augen und ihre Hände zitterten bei der Arbeit, die sie eben beschäftigte. Sie hörte stillschweigend auf die Worte Aurora's, die ihr Wichtiges mitzutheilen schien.

„Liebe Schwester," sprach die junge Frau, „laß diese Vorurtheile fahren und nimm die menschliche Natur in ihrer unverdorbenen Einfachheit.

Auch sie kann zuweilen täuschen, nie aber unglücklich machen, nie zum Aeußersten treiben. Auch auf die Liebe rechne ein wenig! Sagst Du doch selbst, daß sie allein über die Klippen des Lebens hinweghilft, warum wolltest Du ihre Kraft nicht noch weiter ausdehnen und sie auch über die Launenhaftigkeit, über die Schwäche der Herzen siegen lassen? Dein Bruder, jetzt mein geliebter Gatte, soll nie Ursache haben, ein einziges Wort der Klage über mich zu führen, dies verspreche ich Dir, liebe Schwester! Du sollst nie hören, daß ein Mißverständniß trübend durch unser Leben flattert; kein Streit, kein heimlicher oder lauter Zank wird uns einander entfremden. Ueberhaupt kennt die Bildung diese Worte, diese Begriffe nicht mehr, und wie sollten liebende Gatten Laute zwischen sich dulden, die nur unter rohen Gemüthern auf Landstraßen verzeihlich sein möchten! Du fürchtest, meine adlige Geburt möge mich unwillkürlich zu irgend einer Ueberhebung verleiten. Diese Furcht würde ich belächeln, fände ich sie nicht so natürlich, so schwesterlich liebevoll. Dennoch ist sie ungegründet. Ich habe mich weder dem Bürgerlichen, noch dem Aristokraten, noch sonst Jemand in Theobald verbunden, ich reichte meine Hand seinem Herzen, mein Herz seinem Geiste. Nur den Geist liebte und liebe ich in ihm fort und fort. Was kümmern mich äußerliche, willkürliche Beschränkungen! Seine Gesinnung, sein adliges

Denken, wenn Du nun einmal eine Bezeichnung wünschest für geistig hohe Lebensstellung, hat mir ihn vor Allen werth und unvergeßlich gemacht, und ich werde ihm anhangen in treuster Liebe, in zärtlichster Hingebung, so lange er diesem seinem eigenthümlichsten Wesen treu bleibt. Nie ist es mir deutlicher geworden, als seit ich Theobald kennen lernte, daß der Herrscher über Herzen ewig die geistige Größe sein wird, und daß vor ihr zuletzt sich Alles beugt, Macht, Ehre, Geld, Maschinen. Der Geist gebietet, alles Uebrige dient."

Cölestine reichte Aurora die Hand. „Ich will Ihren Worten glauben," sagte sie sanft. „Das Herz spricht aus Ihnen, nicht blos der Verstand. Und ich denke so, wie ich eben kann. Das Herz ist mir lieber, als was Sie Geist nennen. O, ich hab' eine hohe, unbegrenzte Verehrung vor allem Geist, aber so recht wohl, recht heimlich wird es Einem nicht dabei. Nur ein Mensch, in dem das Herz gebietet, nur in einem Hause, wo man lieber des Herzens Bebungen als dem strahlenden Glanze des Geistes gehorcht, nur da, meine liebe Schwägerin, mein' ich, ist gut sein, nur da, läßt es sich mit Freuden Hütten bauen. Und deshalb, Aurora, möchte ich Sie bitten, in meinem Bruder neben dem Geiste auch das Herz zu lieben! Es hält doch länger warm, glauben Sie mir!"

„Wir streiten uns um Worte," versetzte Au-

rora, „dennoch verspreche ich Dir auch diesen Wunsch zu erfüllen.“

Jetzt trat Theobald, von Vater und Mutter geleitet, in's Zimmer. Hinter ihnen folgten Elise mit Alexander, an die sich Gotthold, Joseph und Pauline anschlossen. Aurora stand auf und ging den Kommenden mit leichtem Schritt entgegen. Cölestine flog an ihr vorüber und hing im Augenblick schluchzend am Halse des Bruders. Theobald suchte die Aufgeregte mit sanften, liebevollen Worten zu beruhigen, obwohl auch ihm die Lippen schmerzlich bebten. Die Stunde einer langen, langen Trennung hatte geschlagen. Er war im Begriff, mit seiner jungen Frau auf unbestimmte Zeit fern nach dem Süden zu gehen. Dahin lockte ihn die Geschichte, die Kunst, die ungestüme Sehnsucht seines ewig unbefriedigten Herzens.

„Lebe wohl und sei recht glücklich!“ sagte Cölestine, nachdem sie sich an Theobalds Brust ausgeweint hatte. „Ich theile alle Freuden, alle Leiden mit Dir. Mein Leben soll der Schatten des Deinigen sein, ich selbst bin zu arm und dürftig, um einem Andern etwas sein und werden zu können. Denke nur immer, daß, wo es Dir wohl geht, auch Cölestine beglückt ist, aber vergiß nicht unsere Jugendträume! Hast Du's doch erlangt,“ fuhr sie schmerzlich lächelnd fort, „was wir im kindischen Spiele ahnten — vom blauen Duft des südlichen

Himmels wird Deine Zukunft übersponnen sein. Da lebe nun ein recht reines, durchgeistigtes Leben und denke oft, denke stets an mich. Meine Seele soll immer wie ein Schmetterling um Dich schweben, und geht es mir nach, so wird kein Unglück Dir nahen, keine böse, finstere Stunde den Sonntag Deines Geistes trüben. So lebe nochmals wohl und sei glücklich!"

Sie richtete sich empor und strich ihm, wie sie in bewegter Stimmung pflegte, die Haare aus der Stirn. Dann küßte sie den Bruder und führte ihn zu Aurora. „Daß Du mir ihn gut hältst und so schön verstehst, wie ich ihn immer verstanden habe!" sagte sie lächelnd. Es war das erste Mal, daß sie Aurora das schwesterliche Du vergönnte.

Der Bediente meldete, daß Alles zur Abreise bereit sei. Theobald beschleunigte den Abschied, da er aus Erfahrung wußte, wie quälend, ja aufreibend solche Scenen des Scheidens sind, in denen der gutherzige Deutsche so gern alle Sentimentalität seiner Natur zusammendrängt und verausgabt. Auch Knickeberg war ganz damit einverstanden. Er machte es kurz und hüllte seine eigene tiefe Rührung in trotzig-derbe Worte. Indem er dem Sohne einen herzhaften Kuß gab, sprach er:

„Nun lamentire mir nicht mehr, Erzdeserteur! Deinen Willen hast Du richtig in allen Dingen gekriegt, in erlaubten und unerlaubten. Hätte mir's

nicht eingebildet, daß Du je ein solches Glück und eine so prächtige Frau erobern würdest! Ist doch wahr, dumm und gradezu hat's meiste Glück! Na, immer zu! Ihr geht jetzt zusammen schwärmen, bon! Gratulire dazu und wünsche viel Vergnügen und alles Gute. Laßt Euch aber nichts aufbinden, das bitt' ich sehr, und wenn Ihr schreibt, so lügt mir nichts vor von Dingen, die nur in Euren verdrehten Köpfen existiren. So altväterisch ich bin, ich merk's doch, und dann könnt Ihr Euch d'rauf verlassen, daß ich Euch schlecht und lächerlich mache nach Noten drüben im Türken. Werdet mir auch nicht etwa katholisch! Das Gefaxe ist blos für die fas'ligen Weiber — bitte tausend Mal um Entschuldigung — und kommt Ihr endlich, wenn Ihr's Herumreiten auf den Landstraßen dicke habt, in's ehrliche, alte, solide Deutschland zurück, so bitt' ich mir einen derben Enkel aus, oder ich lasse Euch mit sammt Eurem vornehmen Klugthun nicht über meine vermorschte Schwelle. Hol' Euch der Fuchs! Nun macht, daß Ihr fortkommt, reis't in Gottes Namen und bleibt mir unter der zerbrochenen Welt des Heidenthums gut und fromm! Auf Wiedersehen, Gott befohlen!"

Knickeberg stand bei jedem gefaßten Entschlusse mit der Ausführung niemals lange an. Deshalb ließ er auch ein nochmals beginnendes Umarmen nicht zur Vollkommenheit gedeihen. „Fort, fort!"

sagte er, ergriff Aurora's Hand und trieb die Andern vor sich her nach dem Hofe. Hier stampften die muthigen Rosse und ließen sich kaum bändigen. Nach wenigen Minuten saßen Aurora und Theobald im Wagen, der Bediente und das Kammermädchen hockten hinten auf, Joseph sprang jodelnd auf den Kutschersitz.

„B'hüt' Di Gott!" sagte er zu Cölestine, schwenkte seinen Hut und grüßte mit der Hand die Umstehenden. „Daß Du mi nit vergißt!" rief er Theobald's Schwester zu. „I trag' Di im Herze mei Leb'stag, das magst Du glaube! 's is g'wißlich wahr, bei meiner todte Mutter Liebe! Fort, juchhe!"

Die Pferde zogen an, der Wagen flog unter aufwirbelndem Staub nach der unfern vorüberziehenden Straße. Die Zurückbleibenden wehten mit Tüchern, außer Cölestine, die mit kreuzweis über die Brust gelegten Händen den Verschwindenden unter unaufhaltsam strömenden Thränen nachsah. Theobald und Aurora reisten nach Italien.

In Bezug auf die übrigen Personen, denen wir unsere Theilnahme geschenkt haben, genügen wenige Worte. Die abgebrannten Fabrikgebäude wurden unter Aufsicht und Leitung tüchtiger Meister zum größten Theile noch in diesem Jahre wieder aufgebaut, und zwar gediegener und zweckmäßiger,

als sie vordem waren. Nach Beendigung des Baues bediente sich Gotthold nicht des Dampfes, sondern der einfachen Treibkraft des Wassers; die erforderlichen Maschinen wurden im Lande gebaut, und als die Fabrik eröffnet werden konnte, fanden doppelt so viel Menschen darin Arbeit, als ehedem. Gotthold war Allen ein milder, menschenfreundlicher Herr, der die Noth des Armen nie zu seinem Vortheile benutzte. Wer in seinen Diensten stand, durfte über Mangel niemals gegründete Klage führen. Nach drei Jahren führte er die fromme Pauline, die aller Nothleidenden und Bedürftigen Muttter war, als Gattin heim.

Alexander ward ein eben so praktischer als umsichtiger Director der Eisenwerke und lebte mit Elise in der glücklichsten Ehe. Auch als Frau und Mutter blieb sich diese gleich in ihrem Wesen. Sie war stets unermüdlich thätig, etwas hastig und ungestüm in ihrem Wesen, gegen Jedermann freundlich und trotz der vielen Kinder, mit denen sie gesegnet ward, nie verdrossen. Bei Vater Knickeberg behielt sie stets einen großen Stern. Dieser beharrte würdevoll bei seinen Ansichten und Gebräuchen, lebte so ziemlich einen Tag wie den andern und erreichte ein hohes Alter. Ihm zur Seite stand liebend und duldend Frau Adelheid. Ihr einziger Kummer war, daß sie nicht fortwährend all' ihre Kinder um sich haben konnte.

Cölestine überwand nach und nach ihr Herz. Sie hielt Wort und verheirathete sich nie. Dagegen war sie für ihre Neffen und Nichten die liebevollste Tante und unsagbar glücklich, wenn sie eins der lieben Geschöpfe auf den Armen wiegen und schaukeln konnte. Mit Theobald und Aurora briefwechselte sie oft, und weil ihr Manches in den ihr aus der Ferne zugehenden Schreiben unverständlich blieb, lag sie dem Vater so lange an, bis ihr dieser eine Menge theurer Werke anschaffte, die sie dann des Nachmittags und spät Abends mit dem größten Eifer durchstudirte und sich dadurch eine Menge überraschender Kenntnisse erwarb. Was sonst in bangen Stunden ihr Herz bewegte, das legte sie in den verschlossenen Tagebuchblättern nieder, von denen wir die zu unserer Geschichte gehörigen mitgetheilt haben.

Sehr erfreut war Vater Knickeberg, als er nach drei Jahren eben am Hochzeitstage des adoptirten Gotthold die Nachricht erhielt, daß Aurora seinem Wunsche entsprochen und ihm, wenn auch in etwas weiter Entfernung — nämlich in Palermo — einen Enkel geboren habe. Zugleich lief ein dickes und sehr schweres, leider unfrankirtes Packet aus der Residenz ein. Der Briefbote forderte über einen Thaler dafür. Knickeberg bediente sich der passendsten Ausdrücke für die jetzt immer mehr überhand nehmende Unsitte, unfrankirte Packete in die

Welt zu schicken und ehrliche Leute damit zu belästigen.

„Wüßte ich nur, was drin steckte, ob der Plunder von Wichtigkeit wäre oder nicht?“ sagte er. Aber so gescheidt sind diese Herren, und weil sie wissen, daß der Landmann auch an der Altenweiberkrankheit, der Neugierde, leidet, so lassen sie's drauf ankommen. Na, weil's doch Hochzeit ist — hier, alte Leuchte! Ich bitte mir's aber aus, daß Du Dir auf das Wohl des Brautpaares die Beine ungehorsam trinkst! An solchen Festtagen ist's Rebelliren erlaubt! Sie leben hoch und der neugeborene Enkel ebenfalls!“

Nachdem man der ausgebrachten Gesundheit ihr Recht hatte wiederfahren lassen, riß Knickeberg das Packet auf. Zwei prächtig eingebundene starke Bücher blieben in seinen Händen. Es war eine mit den schönsten Kupfern geschmückte Beschreibung Italiens von Theobald, mit einem sehr freundlichen Briefe von Herrn Prickelmann, worin dieser ihm anzeigte, daß er von dem Herrn Verfasser Auftrag habe, diese beiden Exemplare des ganz vortrefflichen Werkes ihm mit dem Bemerken zu übersenden, eins dem Fräulein Tochter Cölestine zu überreichen.

Das gab nun einen Jubel sonder Gleichen! Denn alle Abende kam von jetzt an die Familie auf dem Gute zusammen und las gemeinschaftlich, was der ferne Sohn von dem herrlichen Lande, von sei-

nen Bewohnern und ihren Sitten, von dessen Kunstschätzen und Naturmerkwürdigkeiten erzählte, und wo den Zuhörern Manches unverständlich blieb, da legte sich Cölestine in's Mittel und theilte aus dem Schatze ihrer Kenntniß freiwillig an jedem Bedürftigen reichliche Gaben aus.

An diesen Unterhaltungen nahmen auch zuweilen die alternden Pastoren Theil. Dürrbein, der ebenfalls davon gehört hatte, kam, blos um das Buch zu betrachten, auf eigene Kosten zu Wagen auf's Gut, denn seine Beine wollten ihn nicht mehr tragen. Die Augen waren ihm aber in den letzten Jahren so blöde geworden, daß er nicht einmal die Kupfer recht genießen konnte. Er schüttelte betrübt den Kopf in seiner schlenkernden Manier, ließ die Kinnlade schlaff herabhängen und sagte betrübt:

„Parbleu! 's ist aus mit uns! Schlimmes Dinges, wenn das Gesicht nichts mehr taugt! Ist Zeit, daß man sich zur Ruhe legt! Aber, liebwerther Herr Knickeberg, ist doch ein ganzer Kerl geworden, der Theobald! Wie?"

Vier Wochen darauf war er gestorben. Ein Jahr früher hatte man auch den alten Stephan zu Grabe getragen. Er hatte seinen Geist am frühen Morgen, auf einem frischen Grabhügel sitzend, aufgegeben, unter dem Lallen des Liedes: „Eine feste Burg ist unser Gott!" Seine Gebeine ließ Gotthold neben den seiner Aeltern bestatten. Pfnorr hielt

ihm die Leichenpredigt. Es war seine letzte, denn Tags darauf erkrankte er und schlief gar zufrieden lächelnd in jene Welt hinüber. Zunder und Windrich wirkten vereint noch mehrere Jahre.

Herr Habegeld bediente fort und fort seine Stammgäste, rauchte täglich seine fünf Cigarren und erzählte jedem neu Eintretenden den furchtbaren Brand der Fabrik und die Trauung Theobalds mit der vornehmen Frau. „Der einzige Fehler war," setzte er hinzu, „daß sie schon einmal verheirathet gewesen. Sonst hätt' er sie auch nicht gekriegt!"

Erst spät kehrte Theobald mit Aurora wieder zurück und bezog die ihm zugefallene Villa. Hier besuchte ihn Cölestine oft und lang, ganz bei ihm zu bleiben, konnte sie sich aber nicht entschließen. Sie fühlte sich zu wohl im Dirigiren des älterlichen Hauswesens, als daß sie dies ihr zur Natur gewordene Bedürfniß auch der zärtlichsten Liebe hätte zum Opfer bringen mögen.

Von Joseph hörte man nichts mehr. Er hatte die Reisenden in Tyrol verlassen und war vermuthlich ganz in die Berge seiner Heimath zurückgekehrt. Theobald, bald allein, bald von Aurora und seinem einzigen Sohne begleitet, kam häufig zu den Lieben, mit denen ihn sein Schicksal unzertrennlich vereinigt hatte. Hier war er immer gern gesehen, wie sehr er aber auch Alexander und Elise, die inzwischen eigenthümlich trotzig geworden war, um einen Ge-

genbesuch bat, er ward jedesmal bestimmt abgeschlagen und auch wirklich nie erwiedert. Es schien, als fühlte sich Elise dadurch verstimmt, und dies war wohl der einzige kaum merkliche Mißton, der zuweilen durch das harmonische Leben zitterte, dessen sich in ungestörtestem Glücke Theobald und Aurora erfreuten. —

Ende.

Gedruckt bei Sieghart und Voigt in Rochlitz.



